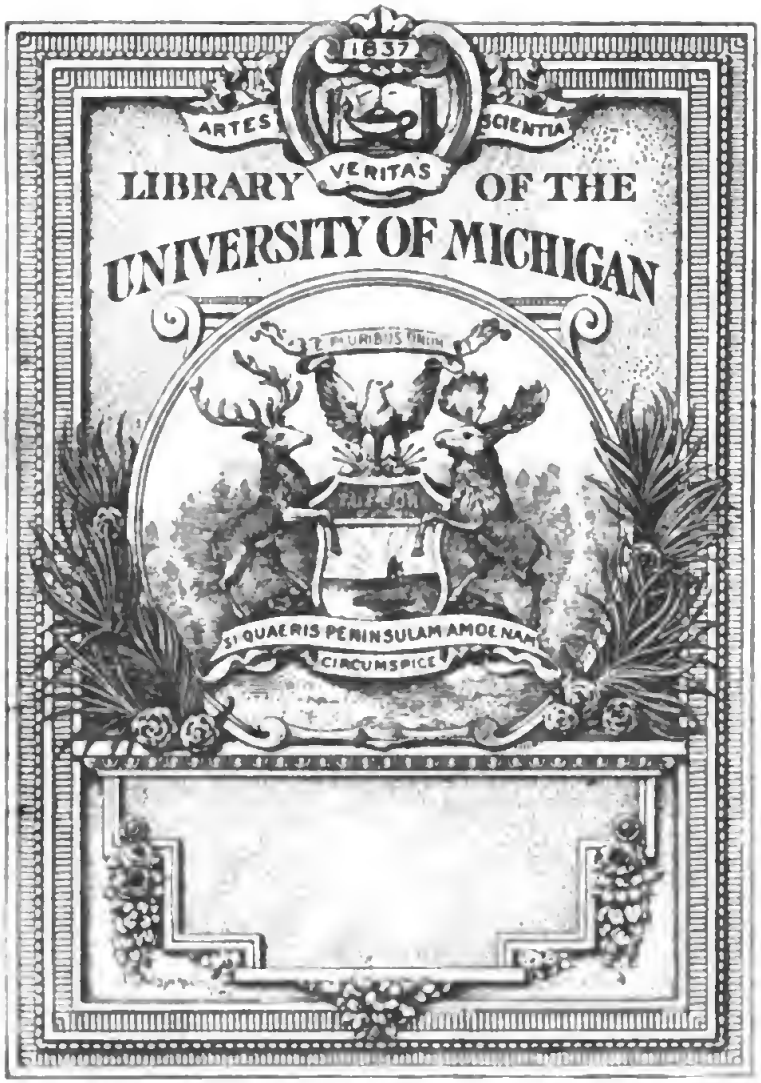
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Wm. W. E. Ford.

830.6
B5-8

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Siebenter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

	Seite
Das Geheimniß des Geigers. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)	5
Seine Mutter. Novelle von Emma Wittemann . .	126
Ein Verkannter. Eine geschichtliche Berichtigung. Von A. Berthold	181
Von der Osterinsel. Kulturbilder aus fernen Meeren. Von Karl Hager	194
Die Rolle des Wassers in der Ernährung. Physiologische Skizze von O. Lorenz	206
Die Brieftauben und ihre Geschichte. Ein zeitgemäßer Rückblick. Von M. Piehlmann . .	221
Ein Tag in Bukarest. Reiseeindrücke aus der rumänischen Hauptstadt. Von Rudolf Bergner . .	232
Mannigfaltiges:	
Wider Befehl	248
Ueber lebendig Begrabene ꝛc.	250
Der württembergische Wolf	252
Ein Prinzenerzieher	254
Kaiserliches Vertrauen	255
Die Lage der Frauen ꝛc.	256
Erwiederte Höflichkeit	256

Digitized by Google

Das Geheimniß des Geigers.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Im Schlosse Buchwald wurde mit fieberhafter Eile gearbeitet, um die seit Jahren unbenutzt gebliebenen Gemächer der verwittweten Freifrau rechtzeitig in wohnlichen Stand zu setzen. Hardenegg selbst leitete die Thätigkeit der Handwerker und ertheilte seine bis auf die kleinsten Einzelheiten bezüglichen Befehle. Er erwies sich dabei jedenfalls als ein sehr fürsorglicher und aufmerksamer Sohn, der nach jeder Richtung hin auf das Behagen und die Bequemlichkeit der Heimkehrenden bedacht war, und er schien die Erfüllung dieser Kindespflicht sogar mit einer gewissen Eifersucht für sich allein in Anspruch zu nehmen. Als Elfriede ebenfalls einige Anordnungen für die Ausschmückung des Zimmers getroffen hatte, war er ziemlich rücksichtslos dazwischen gefahren, hatte dieselben sofort rückgängig gemacht und dabei erklärt, daß er selbst

über die Wünsche und Bedürfnisse seiner Mutter am besten unterrichtet sei.

Die junge Frau hatte sich schweigend gefügt, ohne eine Empfindlichkeit an den Tag zu legen, welche unter den obwaltenden Umständen wohl begreiflich und berechtigt gewesen wäre. War doch das Atelier ihres Vaters, sein Heiligthum und sein einziger Zufluchtsort, der Umwälzung zuerst zum Opfer gefallen! Man hatte ihm kaum Zeit zum Zusammenpacken gelassen, und die Hände ungeschickter Dienstboten hatten seine Besitzthümer in eines der kleinen, ungünstig gelegenen Fremdenzimmer geschleppt, in welchem er an eine Fortsetzung der begonnenen Arbeiten selbstverständlich nicht denken konnte. Aber auch er hatte diesem Beginnen mit einer Gelassenheit zugesehen, welche zu seiner ursprünglichen Erregung in einem merkwürdigen Gegensatz stand. Dank der zarten Fürsorge des Oberförsters war Elsriede ohne jede Kenntniß von dem Unfall geblieben, dem sie sicherlich die rechte Deutung gegeben haben würde, und das geheime Bangen, mit welchem sie nach jener stürmischen Scene anfänglich das Thun und Lassen des Alten beobachtet hatte, war allgemach einer ruhigeren Empfindung gewichen. Von dem, was der Historienmaler in aller Stille trieb, bemerkte sie nichts, und doch würde sie darin gewiß die beste Erklärung für seine rasche Ergebung in das Unabänderliche gefunden haben.

Sie sah ebenso wenig wie einer der anderen Bewohner des Schlosses, daß er in diesen Tagen, oft schon in der frühesten Morgenstunde, mit einer großen Mappe oder

mit einem anderen unförmlichen Gegenstand beladen, Buchwald verließ, um nach vorsichtiger Umschau in den dichten Gebüschen des Parkes zu verschwinden. Und es wurde von Niemandem weiter beachtet, daß mehrmals ein Bursche im Jägeranzuge durch einen der hinteren Eingänge hereinkam und sich bald nachher unter Mitnahme großer Packete auf dem nämlichen Wege wieder entfernte. Balthasar Stiller bewerkstelligte die verstohlene Uebersiedelung seiner Schätze und seiner Malgeräthschaften nach dem neuen Atelier in der Oberförsterei mit aller Schlauheit, die ihm zu Gebote stand. Er plante eine große That, und das Gelingen derselben sollte seiner zuversichtlichen Erwartung nach den hochmüthigen Schwiegersohn niederschmettern wie ein Blitz aus heiterem Himmel. In seinem Haupte jagten sich bereits die Ideen zu einem neuen, Aufsehen erregenden Meisterwerke, und in seinem Herzen war es fest beschlossen, daß dies noch ungeborene Bild zugleich seine Rechtfertigung sein werde und seine Rache. Wenn er dem Gatten seiner Tochter durch die That bewiesen haben würde, daß der Funke des Genies, welchen die Natur in seine Brust gelegt, ungleich werthvoller sei, als ein adeliges Wappenschild oder selbst ein fürstliches Vermögen, dann mußte Jener nothwendig das Thörichte seiner Ueberhebung einsehen und aus eigenem Antrieb kommen, ihm Abbitte zu leisten. Und der Erlös des Meisterwerkes würde seinen Urheber überdies in den Stand setzen, für alle Zukunft auf die Wohlthaten des Freiherrn v. Hardenegg zu verzichten, er würde ihn wieder zu einem freien, unabhängigen Manne

machen, der von Jedermann unbedingte Hochachtung beanspruchen dürfe.

So träumte Balthasar Stiller, und seine Luftschlösser thürmten sich so gewaltig himmelan, daß er, von ihrer Pracht geblendet, all' die erlittene Demüthigung und Kränkung wie ein kleines, vorübergehendes Ungemach ganz und gar vergaß.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage vor der Ankunft der Freifrau reiste Baron Rhoden ab. Das größte Rennen des Jahres stand unmittelbar bevor, und er war mit seinem eigenen Stall zu sehr dabei interessirt, als daß er nicht wenigstens einige Tage vorher hätte auf der Rennbahn sein müssen. In seinen Beziehungen zu Margarethe Stiller schien sich inzwischen nichts geändert zu haben. Er hatte keine Erklärung herbeigeführt, und zwischen ihm und Hardenegg war von dem Gegenstand jener delikaten nächtlichen Unterhaltung nicht wieder die Rede gewesen.

„Ich werde Dich doch beim Rennen sehen?" fragte Rhoden, als sie sich die Hand zum Abschied reichten, und Hardenegg erwiederte mit besonderem Nachdruck:

„Gewiß. Es ist mir zwar unangenehm, daß ich meine Mutter gleich am ersten Tage ihres Hierseins verlassen muß, aber Du weißt ja, daß ich wenigstens beim Norddeutschen Derby nicht fehlen darf."

„Nun wohl — auf Wiedersehen denn. Hoffentlich verleben wir einige recht vergnügte Stunden."

Der Freiherr nickte ihm mit einem etwas sauren Lächeln zu, und als er sich dann nach Buchwald zurück-

Digitized by Google

wandte, ſeufzte er tief auf, wie aus ſorgenbeladenem Herzen. —

Gleich einer heimkehrenden Fürſtin wurde Frau v. Hardenegg empfangen, und die pomphafte Feierlichkeit, welche ſie begrüßte, ſtand in einem auffälligen Gegenſatz zu der übergroßen Einfachheit, mit der vor vier Jahren die ſchöne blaſſe Braut und ihre Familie eingeholt worden waren. In vierſpännigem Wagen fuhr der Freiherr mit ſeiner Gattin zur Bahnſtation. Er hatte die Uniform angelegt, welche er ſonſt nur am Geburtstage des Königs zu tragen pflegte, und die Livreen der Dienſtboten wie die Geſchirre der Pferde blitzten von goldenen Treſſen und ſilbernen Beſchlägen. Elfriede hatte die koſtbarſte Toilette gewählt, welche ſie beſaß, und doch war auch dieſe noch ſo einfach, daß Hardenegg bei ihrem Anblick einige ſpöttiſche und mißbilligende Bemerkungen nicht hatte unterdrücken können.

Seine Gemüthsſtimmung ſchien überhaupt den fröhlichen und feſtlichen Vorbereitungen, welche er hatte treffen laſſen, wenig zu entſprechen. Er war wortkarg, leicht gereizt und von faſt beängſtigender nervöſer Unruhe. In kurzen Unterbrechungen blickte er auf die Uhr, und ſein Gebahren war ganz dasjenige eines Mannes, welcher irgend eine unabwendbare Unannehmlichkeit bald hinter ſich zu haben wünſcht. Daran, daß ſeine Frau in dieſer ſchweren Stunde ſeines freundlichen Zuſpruches und ſeines ſtützenden Beiſtandes vielleicht mehr als je bedürfe, dachte er offenbar nicht einen Augenblick. Schweigend ſaß er während der unerfreulichen Fahrt an ihrer Seite, und

als ſie vor dem Stationsgebäude hielten, überließ er es dem Diener, ihr beim Ausſteigen behilflich zu ſein.

Elfriede war bleich, doch zeigte ihr ſchönes Geſicht weder Furcht noch ungewöhnliche Erregung. Mit ruhig erhobenem Haupte folgte ſie dem Freiherrn in das kleine Wartezimmer, in welchem Hardenegg während der wenigen Minuten bis zur Ankunft des Zuges ruhelos auf und nieder ſtürmte. Als draußen die Glocke des Signaltelegraphen anſchlug, ſtülpte er den beim Eintritt abgelegten Helm haſtig auf das Haupt und bot ſeiner Frau mit einem halblauten „Endlich!“ den Arm. Hinter einer vorſpringenden Waldecke wurden jetzt die Rauchwolken der Lokomotive ſichtbar, und wenige Sekunden ſpäter raſſelte ſchnaubend und puſtend der kurze Eiſenbahnzug heran. Der Stationsvorſteher, welcher dem reichen Großgrundbeſitzer ſeine Dienſtwilligkeit an den Tag legen wollte, ſprang in eigener Perſon zu dem Coupé erſter Klaſſe, um die Thür deſſelben aufzureißen, und Hardenegg, deſſen Geſicht plötzlich eine ſehr lebhafte Röthe zeigte, ſtieg raſch in den Wagen.

„Willkommen, herzlich willkommen, liebſte Mama!“ rief er haſtig, als ſich die hohe Geſtalt der Freifrau vor ihm aufrichtete. „Und laß Dir tauſendmal danken für Deinen liebenswürdigen Entſchluß!“

Ohne ein Wort zu erwiedern, duldete Frau v. Hardenegg ſeine zärtliche Umarmung. Ihre Erſcheinung war noch immer von derſelben ariſtokratiſchen Würde und Stattlichkeit, durch welche ſie ſeit ihrem erſten Einzuge auf Buchwald ihrer Umgebung imponirt hatte; und wenn

ſich auch die Linien in ihrem Antlitz während der letzten vier Jahre um einige ſcharfe und herbe Züge vermehrt haben mochten, ſo hatte ſie doch durchaus nicht das Ausſehen einer Frau, welche ſich mit Todesgedanken trägt. Und niemals hatte das kalte, vornehme Geſicht einen ſtrengeren und hochmüthigeren Ausdruck gehabt, als in dem Augenblick, da Elfriede auf ſie zutrat und ſich niederbeugte, um ihre ſchmale weiße Hand zu küſſen.

„Ich erwartete kaum, daß Sie ſich ſelbſt bemühen würden!“ klang es als Antwort auf die leiſe vorgebrachte Begrüßung fremd und eiſig von ihren Lippen. „Sie müſſen einer alten Frau verzeihen, wenn ſie für eine kurze Spanne Zeit Ihre Kreiſe ſtört, weil ſie auf heimiſcher Erde und in den Armen ihres Sohnes zu ſterben wünſcht!“

Sie nahm Hardenegg's Arm und rauſchte an Elfriede vorbei, über deren Wangen purpurne Röthe flammte. Wenn die junge Frau ſich wirklich mit der vermeſſenen Hoffnung getragen hatte, daß die Mutter ihres Gatten mit einem Herzen voll Verſöhnung und Liebe heimkehren würde, ſo waren dieſe erſten Worte ſicherlich hinreichend geweſen, ſolchen thörichten Wahn für immer zu vernichten. Was in dem hochmüthigen Klang ihrer Stimme und in dem eiſigen Blick ihrer Augen zum Ausdruck gekommen war, konnte wahrlich keine Täuſchung über die unverändert feindſelige Geſinnung der Freifrau beſtehen laſſen. Und dieſe Empfindung mußte unzweifelhaft auch Hardenegg gehabt haben, der ein ſtummer Zeuge der ſeltſamen Begrüßung zwiſchen ſeiner Mutter und ſeinem Weibe geweſen war. Aber er hatte trotzdem nicht verſucht, durch

ein freundlich vermittelndes Wort einzugreifen, und der Kränkung, welche Elfriede erfuhr, ihre demüthigende Schärfe zu nehmen. Er betrachtete die Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Heimkehrenden also als seine vornehmste Pflicht, und das Zukunftsbild, welches sich darnach vor der Seele der jungen Frau aufthun mußte, konnte wahrlich nur die düsterſten Farbentöne zeigen.

Peinigender noch als die Fahrt zum Bahnhofe gestaltete sich für Elfriede die Heimkehr. Hardenegg bemühte sich jetzt sehr eifrig, heiter und gesprächig zu erscheinen, aber die Unterhaltung beschränkte sich ausschließlich auf seine Mutter und ihn. Er versicherte einmal über das andere, daß sie in Buchwald nichts verändert finden werde, und daß er sehr glücklich sein würde, wenn auch sie sich bemühen wolle, zu vergessen, daß zwischen ihrem Auszuge und ihrer Wiederkehr ein so langer Zeitraum liege.

Frau v. Hardenegg hörte ihm mit einem bitteren Lächeln zu, und endlich unterbrach sie den Strom seiner Worte mit der scharf betonten Bemerkung: „Warum sollen wir uns selbst mit schönen Redensarten betrügen, mein Sohn? Wie könnte ich zu vergessen suchen, was mir doch hundert Thatsachen Stunde für Stunde in das Gedächtniß zurückrufen müssen! Ich glaube wohl, daß Du es gut mit mir meinst; aber wir Menschen sind nun einmal nicht im Stunde, Geschehenes ungeschehen zu machen, und meine Aufgabe wird es sein, mich schweigend zu fügen und zu bescheiden.“

Und dabei sah sie trotz der wehmüthigen Resignation,

welche in ihren Worten lag, viel eher aus, als sei sie entschlossen, einen Kampf zu beginnen, einen heißen, erbarmungslosen Kampf, welcher nur mit dem eigenen Untergange oder mit der Vernichtung des Gegners endigen konnte. Daß dieser Gegner kein Anderer war, als das schöne junge Weib, welches still und blaß an ihrer Seite saß, darüber war Keiner von den Dreien im Zweifel; und doch fühlte sich der Freiherr auch jetzt nicht veranlaßt, seiner Frau einen ermuthigenden Blick zuzuwerfen oder ihr durch einen freundlichen Händedruck zu versichern, daß sie in der Stunde der Noth auf ihn und auf seine Liebe bauen dürfe, wie auf einen unerschütterlichen Felsen.

Vor dem großen Portal des Schlosses waren die Beamten und die Dienerschaft aufgestellt, und zwischen ihnen erschienen, als die Equipage hielt, auch Balthasar Stiller und Margarethe. Wenn Hardenegg ein Mittel gefunden hätte, den alten Maler von dem Empfange fern zu halten, so würde er es sicherlich in Anwendung gebracht haben, aber er hatte sich sagen müssen, daß diese Begegnung schließlich doch unvermeidlich sei, und so war es vielleicht am besten, wenn schon in der ersten Stunde Klarheit geschaffen würde. Und die ehemalige Herrin von Buchwald versäumte nicht, diese Klarheit herzustellen. Mit leichtem, stolzen Neigen des Hauptes begrüßte sie die ihr bekannten Gesichter, und als im Vestibüle Hardenegg seinen Schwiegervater und seine junge Schwägerin vorstellte, maß sie die wunderliche Erscheinung des Alten nur mit einem großen, erstaunten Blick, reichte Margarethe flüchtig die Fingerspitzen und wandte sich ab,

ohne ein einziges Wort zu ſprechen. Die entfernter ſtehenden Diener warfen einander bedeutſame Blicke zu und lächelten vielſagend. Sie begriffen, daß dieſe Begrüßung für den Hiſtorienmaler den Anfang vom Ende bedeute, und mit der ſtillen Schadenfreude, welche niedrigen Seelen eigen iſt, machten ſie ſich auf die unzweifelhaft bevorſtehenden Umwälzungen gefaßt.

„Wohin wirſt Du mich führen?“ fragte Frau v. Hardenegg im Weiterſchreiten mit erheuchelter Beſcheidenheit ihren Sohn. „Wenn Du mir irgendwo einen ſtillen Winkel hergerichtet haſt, ſo bringe mich nun endlich dahin. Ich bin eine alte kranke Frau, und es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn Du mir einige von dieſen aufregenden Dingen erſpart hätteſt.“

Sie äußerte weder Freude noch Dankbarkeit, als ſie ſah, welchen Zartſinn Hardenegg bei der Wahl und Ausſchmückung ihrer Gemächer an den Tag gelegt hatte. Sie nahm auch dies wie etwas Gleichgiltiges oder Selbſtverſtändliches hin, und nur ein ſehr ſcharfer Beobachter würde das blitzſchnell vorübergehende triumphirende Aufleuchten in ihren kalten Augen wahrgenommen haben. Bevor der Freiherr ſich verabſchiedete, machte er ihr noch die Mittheilung, daß er nach Sitte und Herkommen zur Begrüßung der heimkehrenden Schloßherrin — und er legte einen beſonderen Nachdruck auf dies letzte Wort — einige Perſonen aus der Nachbarſchaft zum Diner geladen habe. Mit einem müden Kopfnicken gab Frau v. Hardenegg ihr Einverſtändniß zu erkennen.

„Ich unterwerfe mich all' Deinen Anordnungen,“ ſagte

ſie. „Du und Deine Gemahlin, Ihr ſeid es ja, welche hier zu befehlen haben.“ —

Die Tafelgeſellſchaft, welche ſich einige Stunden ſpäter im großen Feſtſaale des Schloſſes zuſammengefunden hatte, war zahlreich genug; aber an Glanz und Vornehmheit konnte ſie ſich freilich kaum mit jenen Cirkeln meſſen, die ſich dereinſt an der nämlichen Stelle um die ariſtokratiſchen Gaſtgeber gebildet hatten. Wohl waren einige adelige Namen aus der Nachbarſchaft vertreten; doch die beſten Familien hielten ſich ſeit Hardenegg's Verheirathung beharrlich fern, und das bürgerliche Element war darum faſt in der Ueberzahl. Die Meiſten der Eingeladenen waren der Freifrau unbekannt, und ſie nahm ihre Vorſtellung mit einer Miene entgegen, welche ziemlich verſtändlich ausdrückte, daß ſie über den neuen Umgangskreis ihres Sohnes nichts weniger als Genugthuung empfinde.

Unter denjenigen, welche der Ehre der Vorſtellung theilhaftig wurden, war auch Johannes Werner, der Paſtor von Frauenſee. Sein ruhiges, mildes Geſicht und die imponirende Männlichkeit ſeiner ſtattlicher gewordenen Erſcheinung ſchienen nicht ohne Eindruck auf die verwittwete Freifrau zu bleiben. Etwas wie ein Schimmer von Freundlichkeit zeigte ſich in ihren Zügen.

„Sie ſind der Nachfolger unſeres armen Valentin, von deſſen Ableben ich in den Zeitungen las?“ fragte ſie. „Ihr Amtsvorgänger hat ſich einen Ehrenplatz in meiner Erinnerung geſichert. Er war unſerem Hauſe ſtets ein treu ergebener Freund.“

Vielleicht erwartete ſie, daß Werner ihr mit einer eindringlichen Verſicherung ſeiner eigenen Ergebenheit antworten würde, und ihre Augenbrauen zogen ſich ein wenig zuſammen, als er ſtatt deſſen einfach erwiederte, daß auch er den Paſtor Valentin als einen vortrefflichen Menſchen von reinem und lauterem Charakter kennen gelernt habe.

„Sein Amt war nicht ganz leicht," fuhr Frau v. Hardenegg fort, „und ich vermuthe, daß auch Sie dieſelben trüben Erfahrungen machen mußten, welche ihm beſchieden waren. Die Bevölkerung von Frauenſee und namentlich diejenige der anderen zum Gemeindebezirk gehörigen Dörfer iſt in der Hauptſache ein rohes und wüſtes Geſindel."

Die klaren grauen Augen des jungen Geiſtlichen blickten mit vorwurfsvollem Erſtaunen in das hochmüthige Geſicht der Sprechenden.

„Nie habe ich eine derartige Wahrnehmung gemacht, Frau v. Hardenegg," ſagte er ruhig. „So lange man nicht vergißt, daß wir Menſchen alle fehlerhaft ſind, wird man hier kaum etwas Schlimmeres finden, als in irgend einem anderen Winkel der Erde. Und ich kann nicht glauben, daß mein Vorgänger jemals ein ſo hartes Urtheil über ſeine Pfarrkinder gefällt haben ſollte. Auch ihm muß ja die traurige Wahrheit bekannt geweſen ſein, daß Noth und Armuth die ergiebigſten Quellen körperlicher und ſittlicher Gebrechen ſind, und auch er muß darum ſehr geneigt geweſen ſein, auch die Verirrten und Verlorenen unter dieſen armen Leuten viel mehr zu bemitleiden, als zu verdammen."

Das Antlitz der Freifrau hatte während seiner ernsten, milden Worte seinen starrsten und kältesten Ausdruck angenommen.

„Ich danke Ihnen für die freundliche, wenn auch unerbetene Belehrung, Herr Pastor," entgegnete sie. „Wie es scheint, sind Ihre Begriffe von christlicher Duldsamkeit so weitgehend, daß alle Spitzbuben und Trunkenbolde Ihrer Gemeinde darüber mit wahrem Entzücken erfüllt sein müssen. Ganz so leicht dürfte sich mein würdiger Freund Valentin seine Aufgabe allerdings nicht gemacht haben!"

Ohne eine Rechtfertigung oder Erwiederung abzuwarten, kehrte sie ihm den Rücken. Johannes Werner aber begab sich ruhig an den ihm zugewiesenen Platz, und das Lächeln auf seinen Lippen bewies, daß die hochfahrenden und beleidigenden Worte der vornehmen Dame sein Blut nicht hatten in Wallung bringen können.

Steif und unbehaglich verlief das Mahl. Es war, als ob von dem Sitze der Freifrau ein eisiger Hauch ausginge, der sich erkältend und lähmend auf jede hier und da schüchtern aufkeimende Fröhlichkeit legte. Der von einem sehr aristokratischen und sehr förmlichen Kammerherrn, einem durch leichtsinnige Passionen verarmten ehemaligen Großgrundbesitzer, als dem ältesten Freunde des Hauses ausgebrachte Trinkspruch auf die Gesundheit der „lange entbehrten Schloßherrin" und auf das Familienglück der Hardenegg fand keine wärmere Aufnahme, als es die gesellschaftliche Höflichkeit unumgänglich gebot, und man athmete trotz der vorzüglichen Speisen und Weine erleichtert auf, als der letzte Gang vorüber war.

Zu zwanglosen Gruppen auf dem Balkon und in den anstoßenden Gemächern vertheilt, nahmen die Gäste den Kaffee ein. Johannes Werner führte eben in einem der abgelegensten Winkel ein kurzes Gespräch mit Balthasar Stiller, als Elfriede sich ihnen näherte. Der Pastor ging ihr um einige Schritte entgegen, und die junge Frau, welche vorher an der Seite ihres Gatten keine Möglichkeit gefunden hatte, ihn zu begrüßen, reichte ihm die Hand. So tapfer sie sich auch bemühen mochte, die Spuren der Folterqualen, welche ihr dieser Tag bereitete, vor aller Welt zu verbergen, das klare, durchdringende Auge des Freundes mußte sie doch aus ihrem Antlitz lesen können. Und sie durfte es ja auch verschmähen, sich ihm gegenüber zu einem lügnerischen Lächeln zu zwingen, denn für den Augenblick wenigstens war sie unbelauscht.

„Ich hätte beinahe Ursache, unzufrieden mit Ihnen zu sein, Werner," sagte sie leise. „Dachten Sie nicht daran, daß Sie sich durch Ihre freimüthige Sprache Frau v. Hardenegg für immer zur Feindin machen mußten?"

„Hätte ich es vor meinem eigenen Gewissen verantworten können, ein so ungerechtes und liebloses Urtheil unwidersprochen zu lassen? Mußte es mich nicht mit ernster Mißbilligung erfüllen, so herbe Worte gerade aus dem Munde einer Frau zu vernehmen, die nicht unschuldig ist an dem leiblichen und seelischen Jammer, welcher leider so vielfach in dieser Gegend herrscht? Aus nur zu sicheren Quellen habe ich's oft genug erfahren müssen, daß derselbe Herr v. Hardenegg, welcher für die Genossen seiner leichtfertigen Streiche allezeit offene Hände und

offene Tafel hatte, für die Noth in seiner nächsten Umgebung niemals ein Herz gezeigt, daß er vielmehr die Armen, welche von ihm abhängig waren, durch seine Beamten ausnützen und ausbeuten ließ mit einer wahrhaft strafwürdigen Härte. Sein Andenken ist wahrlich kein gesegnetes weit und breit, und der Name seiner Gattin wird nicht freudiger genannt, als der seine. Durfte ich da jenes Wort anhören, Elfriede? Oder durfte ich ihm etwa gar meine Zustimmung geben?"

„Sie haben sicherlich aus bester Ueberzeugung und aus rechtschaffenem Herzen gehandelt, mein Freund, aber ich wünschte trotzdem aus tiefster Seele, jene Unterhaltung hätte nicht stattgefunden. Schließlich werde doch nur ich es sein, die darunter zu leiden hat!"

„Sie, Elfriede, die Sie daran ganz unbetheiligt waren? Und warum gerade Sie?"

„Weil man meinen Verkehr mit Ihnen von Neuem mißtrauisch oder gar feindselig ansehen wird. Weil mir vielleicht die letzte Freude und der letzte Trost genommen werden können, die mich bisher aufrecht gehalten. Auch mein Gatte hatte mir ja anfänglich jeden Verkehr mit Ihnen untersagt, aber er duldete es endlich stillschweigend, daß ich sein Verbot übertrat. Nun aber wird er unzweifelhaft Alles thun, was seine Mutter für wünschenswerth und zweckmäßig hält. Und eine Stimme in meinem Herzen sagt mir, daß dazu die Duldung unserer Freundschaft sicherlich nicht zählen wird."

Werner schaute betroffen vor sich nieder. Auch ihn schien die Möglichkeit einer solchen Folge zu erschrecken

Digitized by Google

und zu betrüben. Aber er hatte ſich in ſtrenger Selbſtzucht eine kraftvollere Herrſchaft über ſeine eigenen Empfindungen erworben, als das arme junge Weib, welches da vor ihm ſtand.

„Wenn ſich erfüllen ſollte, was Sie befürchten, Elfriede,“ ſagte er nach einem kleinen Schweigen, „ſo müſſen wir uns eben unterwerfen, und ich meine, es ſind dem Gebote der Pflicht ſchon größere Opfer gebracht worden, als dieſes!“

„Sie ſind ſo leicht mit Allem fertig, Werner, als wenn die bloße Erinnerung an das armſelige Wörtchen ‚Du mußt!‘ immer und immer wieder hinreichend wäre, Unerträgliches erträglich zu machen. An meinem Hochzeitstage mochten Sie ein Recht haben, mich ſchwach und kleinmüthig zu ſchelten; ſeitdem aber habe ich Ihnen wahrlich nie mehr Veranlaſſung zu ſolcher Anklage gegeben. Sie haben keine Klage und keinen Seufzer aus meinem Munde gehört, und was auch immer Schweres mir auferlegt werden mochte, ich habe es getragen im Bewußtſein meiner Pflicht. Doch ich bin ein Weib, und ich will mich nicht einer Stärke rühmen, die ich nicht beſitze. Auch ich brauche einen Stab, auf den ich mich ſtützen, einen Troſt, an dem ich mich aufrichten kann. Und dieſer Troſt — das wiſſen Sie gut genug, Werner — war unſere gemeinſame, verſchwiegene Arbeit. Wird mir auch dieſe genommen, ſo kann ich nicht länger Bürgſchaft leiſten für mich ſelbſt. Es mag ſündhaft und unchriſtlich ſein, ſich der Verzweiflung hinzugeben; aber es kann auch nicht chriſtlich ſein, dem Schwachen mehr aufzubürden, als er zu tragen vermag.“

In dem heißen Ausſtrömen ihres übervollen Herzens hatte ſie der Vorſicht vergeſſen, welche ſie beim Beginn des verſtohlenen Geſpräches mit dem Freunde beobachtet. Ihr Mienenſpiel war lebhafter, ihre Stimme lauter geworden, und nun zuckte ſie in jähem Erſchrecken zuſammen, als faſt gleichzeitig mit ihren letzten Worten eine kalte, hochmüthige Stimme hart neben ihrem Standorte ertönte:

„Glauben Sie mir, mein lieber Kammerherr, ſobald nur ein einziger Stein aus dem Fundament eines alten Hauſes entfernt wird, ſtürzt rettungslos Alles zuſammen, was ruhmreiche Geſchlechter im Verlauf von Jahrhunderten mit den großartigſten Opfern an Gut und Blut erbauten!“

Frau v. Hardenegg rauſchte am Arm des herabgekommenen Großgrundbeſitzers vorüber. Ob ſie einen Theil der Unterhaltung zwiſchen ihrer Schwiegertochter und dem Dorfpaſtor belauſcht hatte, ließ ſich aus ihrem Benehmen nicht errathen. Sie wandte den Kopf nicht nach den Beiden um, und ſie würdigte ſie keines Blickes. Elfriede aber ſah ihr zum erſten Mal mit einem faſt zornigen Aufflammen in den ſchönen Augen nach.

„Haben Sie es gehört, Werner?“ fragte ſie bitter. „Dieſe treffliche Weisheit war viel mehr für mich als für den Kammerherrn beſtimmt, und ich möchte ſchwören, daß es nur darauf abgeſehen war, uns zu belauſchen.“

„Um ſo vorſichtiger ſollten Sie Alles vermeiden, was zu einem Zuſammenſtoß führen kann. Es iſt vielleicht begreiflich, daß Frau v. Hardenegg heute noch von einer

gewiſſen mütterlichen Eiferſucht gegen Sie erfüllt iſt; aber das wird verſchwinden, ſobald ſie gelernt hat, Sie Ihrem wahren Werthe nach zu ſchätzen."

„O niemals — niemals! Sie iſt nicht gekommen, um ſich mit dem Geſchehenen auszuſöhnen; ſie iſt nur gekommen, mich vollends unglücklich zu machen."

„Elfriede!" mahnte er ſanft, aber ſie war durch all' das Vorhergegangene zu tief verwundet, um ſich zu bezwingen.

„Haben Sie ſelbſt denn nicht vorhin eine Probe von ihrer Denkungsart erhalten?" fuhr ſie fort. „Sollte ſie gegen mich, in der ſie ihre erklärte Feindin ſieht, milder ſein als gegen dieſe Armen, welche ihr niemals ein Leid zugefügt? Nein, ich weiß, weſſen ich mich von ihr zu verſehen habe, und wenn auch Sie von mir fordern wollen, Werner, daß ich mich wie eine niedrige Sklavin vor ihr in den Staub werfen und um ihr Erbarmen betteln ſoll, als hätte ich ein Verbrechen begangen, ſo — ſind Sie niemals in Wahrheit mein Freund geweſen!"

Seit jener nächtlichen Begegnung auf der Terraſſe, wo ſie in ihrem weißen Brautgewande als eine Verzweifelnde vor ihm geſtanden, hatte Werner ſie nicht in ſo leidenſchaftlich ſchmerzlicher Erregung geſehen. Und das leiſe Beben ſeiner Hand, die er für einen Moment auf die ihrige legte, gab Zeugniß davon, daß es auch in ſeinem Herzen nicht ganz ſo friedvoll und ruhig war, als auf ſeinem Antlitz.

„Ich werde Ihr Freund ſein bis zu meinem letzten Athemzuge, Elfriede," ſagte er. „Nicht uns trifft das

Verſchulden, wenn ſich meine Freundſchaft nicht anders äußern kann, als in der ſtetigen Mahnung zur Ergebung und Geduld. Nur Einer iſt berechtigt, Ihnen auch mit der That beizuſtehen, und dieſer Eine iſt Ihr Gatte. An ſein Herz, an ſeine Liebe müſſen Sie ſich wenden, und es iſt unmöglich, daß er ſolcher Bitte die Erhörung verſagte."

„Und wenn es dennoch geſchähe? Wenn ich einmal in hoffnungsloſer Verzweiflung meine Hände ausſtreckte nach dem rettenden Arm eines Freundes, weil alle Welt mich verlaſſen hat, könnte ich auch dann, auch dann nicht auf Sie zählen?"

Und wie ſie zu ihm aufſah mit dem angſtvollen Blick eines gepeinigten Kindes, da gewahrte ſie auf dem Grunde ſeiner klaren grauen Augen ein Feuer, wie es ihr nie zuvor aus ihnen entgegen geleuchtet. Er neigte das Haupt ein wenig zu ihr herab, und es war, als ob ſeine ganze Seele in den wenigen Worten ſeiner Erwiederung läge.

„Wenn ſolche Stunde jemals kommen ſollte, Elfriede, ſo werde ich Sie ſchützen und Sie vertheidigen mit jedem Tropfen meines Blutes. Aber der Allmächtige walte, daß es niemals nöthig werde!"

Sie ſprachen an dieſem Tage nichts mehr mit einander, und Werner entfernte ſich ſtillſchweigend, noch ehe die übrigen Gäſte an den Aufbruch dachten. Was hätten ſie ſich auch noch zu ſagen gehabt, nachdem ſo ernſte, bedeutungsſchwere Worte zwiſchen ihnen gefallen waren!

Wieder geleitete Kurt v. Hardenegg seine Mutter mit ritterlicher Zuvorkommenheit in ihre Gemächer. Diesmal aber sandte sie ihn nicht so hastig zurück, wie am Vormittage. Ihre Stimmung schien viel milder und freundlicher geworden zu sein; wie in einer Aufwallung mütterlicher Zärtlichkeit nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Mein armer Sohn!" sagte sie wehmüthig. „Mein lieber, armer Sohn!"

Der Freiherr machte ein etwas verdutztes Gesicht. Einer solchen Aeußerung liebevoller Rührung war er bei seiner Mutter nur selten begegnet, und gerade in der gegenwärtigen Lage konnte sie ihm nicht gerade behaglich sein. Er zwang sich zu lächeln und suchte mit einem Scherz darüber hinweg zu gehen.

„Warum bedauerst Du mich, Mama?" fragte er. „Findest Du nicht, daß im Grunde hier Alles im gewohnten Geleise geht?"

„Ich finde, daß es viel, viel schlimmer ist, als ich mir's in meinen trübsten Befürchtungen vorgestellt habe. Wohin ist es mit uns gekommen, Kurt, wenn wir auf die Gesellschaft solcher Leute angewiesen sind!"

„Du drückst Dich wohl etwas hart aus, liebste Mama! Man hat doch gewisse nachbarliche Rücksichten zu nehmen, und es waren wirklich nur ehrenwerthe Männer, welche ich der Auszeichnung würdig hielt, mit Dir an demselben Tische zu speisen."

„Gewiß! Die Herren Müller und Schulze mit allen Verdiensten ehrenwerther Krämernaturen. Und wo waren

die Bernsdorff und Hohenfeld, die Falkenstein und Lützow, Deines verewigten Vaters beste Freunde? Wo war Graf Bassewitz, der doch durch den Kauf von Lankenau Dein allernächster Nachbar geworden ist?"

Der Freiherr drehte an seinem Schnurrbart. Er erkannte, daß seine Mutter die Absicht habe, eine Erörterung über den Gegenstand ihrer bisherigen Entfremdung herbeizuführen, und er wußte, daß es keine Möglichkeit geben würde, dieser peinlichen Besprechung aus dem Wege zu gehen.

„Es ist selbstverständlich, daß in meinen Beziehungen zu diesen Familien einige Veränderungen eintreten mußten," sagte er, „aber ich kann nicht finden, daß ich damit gar so viel verloren hätte."

Es schien, als wolle ihm Frau v. Hardenegg eine heftige Antwort geben, aber sie bezwang sich doch und nahm wieder ihre Duldermiene an.

„Du bist der Herr des Hauses und Dir steht es zu, Deine Gäste zu wählen," erwiederte sie mit matter Stimme. „Die wenigen Lebenstage, welche mir noch beschieden sind, werden sich ja auch so ertragen lassen."

„Warum sprichst Du immer vom Sterben, Mama? Ich hoffe vielmehr, Du wirst Dich noch recht lange mit uns eines glücklichen Daseins erfreuen."

„Eines glücklichen Daseins? Du sprichst nicht im Ernst! Selbst wenn ich Alles als gut und unabänderlich hinnehmen wollte, was geschehen ist, wie könnte ich glücklich sein, da ich Dich, mein Sohn, unglücklich sehe!"

„Mich, Mama? Ich habe Dir, so viel ich weiß, kein derartiges Geständniß gemacht."

„Mit dürren Worten — nein. Du hatteſt bisher nicht Vertrauen genug zu mir, es zu thun! Aber das Auge einer Mutter ſieht ſcharf genug, um eines ſolchen Geſtändniſſes nicht erſt zu bedürfen. Blicke mir in's Auge, Kurt, und dann verſichere mir auf Deine Ehre, daß Du durch dieſe Heirath glücklich geworden biſt!"

„Kann man denn überhaupt glücklich ſein auf Erden, Mama? Menſchliche Hoffnungen gehen wohl niemals vollſtändig in Erfüllung."

„Ich war früher nicht gewohnt, dieſe Sprache der Reſignation aus Deinem Munde zu hören, und ich kann Dir nicht verſchweigen, daß ſie einem Manne in den Jahren blühender Kraft ſchlecht genug anſteht. — Aber dies Alles ſchmerzt mich viel mehr, als es mich überraſcht. Ich war nur zu ſehr darauf gefaßt, daß dieſer romantiſche Liebestraum mit einer ſchweren Enttäuſchung endigen würde. Eines nur hatte ich nicht erwartet, und dies Eine läßt mich ſchon heute, vom erſten Tage meines Hierſeins, den allzu raſchen Entſchluß der Heimkehr beklagen."

Sie führte ihr Taſchentuch an die Augen, und in den Mienen des Freiherrn zeigte ſich eine wachſende Unruhe.

„Welch' ein bitteres Wort, Mama! Ich glaubte doch, Alles gethan zu haben, was ich vermochte, um Dir jeden verletzenden Eindruck fernzuhalten."

„Alles was Du vermochteſt — freilich! Aber es gibt eben Dinge, über welche Du keine Macht haſt, mein armer Sohn. Du konnteſt ein mittelloſes Mädchen durch

den Glanz Deines Namens und Deines Reichthums leicht genug bestimmen, Dein Weib zu werden, aber es blieb Dir versagt, zu gleicher Zeit auch ihre Liebe zu gewinnen. Du konntest sie zur Herrin im Hause Deiner Väter machen, aber Du konntest sie nicht auch zwingen, sich dem Geist ehelichen Gehorsams und weiblicher Ehrbarkeit zu unterwerfen, welcher sonst die vornehmste Eigenschaft jeder Schloßfrau von Buchwald war."

Die Stirn des Freiherrn zog sich in tiefe Falten.

„Mama, ich begreife, daß Du Elfriede nicht lieben kannst, und ich denke nicht daran, einen solchen Grad der Selbstverleugnung von Dir zu fordern. Die Anschuldigungen aber, welche Du da gegen sie erhebst, sind Angesichts des Umstandes, daß Du meine Frau erst vor wenig Stunden kennen gelernt hast, Zeugnisse einer blinden Feindschaft, die mich betrüben muß."

„Ah, das konnte ich erwarten! Du glaubst also, daß ich Dich belüge, daß ich aus bloßer Abneigung gegen meine schöne Schwiegertochter Anklagen gegen sie aus der Luft greife? Hätte ich geahnt, daß Du selbst diese Dinge noch gar nicht bemerkt hast, so würde ich es wahrlich vorgezogen haben, zu schweigen."

„Wie? Du hast also einen wirklichen, greifbaren Anhalt dafür, daß sie mir den Gehorsam versagt und daß sie die Gesetze weiblicher Ehrbarkeit verletzt? Wenn es so ist, war es Deine Pflicht, zu sprechen, und ich hoffe, Du wirst Dich nicht auf diese unbestimmten Andeutungen beschränken wollen."

„Nein, nein, nicht ich will es sein, welche Unfrieden

ſtiftet zwiſchen Euch. Iſt Deine Liebe noch ſo heiß, daß ſie Dich blind macht ſelbſt gegen offenkundige Dinge, ſo magſt Du Dich dabei wohler befinden, als in der Kenntniß der Wahrheit. Laß es denn genug ſein an dieſem Gegenſtande!“

Doch Hardenegg war nicht geſonnen, ſich mit dieſer ſcheinbaren Einlenkung zufrieden zu geben. Und da er ſeine vorige Aufforderung nur noch dringender wiederholte, ſagte die Freifrau mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe Deine Frau beobachtet, ſo lange ich an dieſem Tage Gelegenheit dazu hatte; nicht weil ich den Wunſch hegte, in feindſeliger Abſicht zu ſpioniren, ſondern weil ich die Gewißheit zu erlangen hoffte, daß Du wenigſtens nach einer Richtung hin glücklich geworden ſeiſt. Und mit tiefem Schmerz, der ſich zuletzt allerdings bis zur Entrüſtung ſteigerte, mußte ich wahrnehmen, daß Deine Gattin es nicht einmal um meinetwillen für nothwendig hielt, wenigſtens den äußeren Schein einer vorhandenen Zuneigung für Dich zu wahren. Und ihre eigene Unvorſichtigkeit — ich würde ein noch ſchärferes Wort gebrauchen, wenn ſie nicht Deine Frau wäre und meinen eigenen Namen trüge — Ihre eigene Unvorſichtigkeit ſorgte dafür, daß mir auch die Erklärung nicht lange fehlte. Der neue Paſtor von Frauenſee gebietet, wie es ſcheint, in hohem Maße über die Kunſt, ſich die Herzen zu gewinnen.“

Der Freiherr ſprang auf; die Adern an ſeinen Schläfen waren angeſchwollen, und die Enden ſeines Schnurrbarts bebten.

„Der Paſtor von Frauenſee? Nennſt Du ihn da im Zuſammenhang mit Elfriede?"

„Ja! So oft ich während der Tafel der Richtung folgte, welche die ſchmachtenden Augen Deiner Gattin nahmen, ſo oft traf ich auf das Johanneshaupt dieſes duldſamen, und wie es ſcheint, etwas demokratiſch angehauchten Geiſtlichen. Kein ſechzehnjähriger Backfiſch kann zu dem Gegenſtand ſeiner glühenden Verehrung andächtiger und ſchwärmeriſcher emporſchauen, und ich glaube nicht, daß ich die Einzige an der Tafel geweſen bin, welche jene ſtumme und doch ſo lebhafte Augenſprache bemerkte."

„Du kannſt Dich getäuſcht haben, Mama — Du mußt Dich getäuſcht haben! Bei Gott, es wäre denn doch gar zu ſchimpflich!"

„Leider bin ich noch nicht ganz zu Ende. Als ich nach dem Diner mit dem Kammerherrn promenirte, mußte ich in einem abgelegenen Winkel Frau Elfriede und den Herrn Paſtor in einer Situation überraſchen, welche kaum noch die Möglichkeit einer harmloſen Deutung zuließ. Deine Gattin ſprach mit einem Feuer und einer Leidenſchaftlichkeit, die ich niemals hinter der Maske dieſes ſanften Geſichtchens geſucht hätte, und es machte mich erröthen, daß auch der Kammerherr nothwendig einige Bruchſtücke dieſer ſeltſamen Unterhaltung vernehmen mußte."

Während Frau v. Hardenegg dies Alles mit ungewöhnlich ſanfter Stimme und gleichſam wider ihren Willen vorbrachte, war der Freiherr immer weniger im

Digitized by Google

Stande, ſeine heiß auflodernde Erregung vor ihr zu verbergen. Bald machte er einige ungeſtüme Schritte durch das Zimmer, bald trat er an das Fenſter, weil er fühlte, wie ſeine Wangen brannten, und er dem beobachtenden Auge der Mutter dieſen Anblick entziehen wollte. Die Erzählende ſelbſt ſchien ein wenig überraſcht von der gewaltigen Wirkung ihrer Worte.

„Es war da," fuhr ſie langſam fort, „ſo viel ich verſtehen konnte, von einem unerträglichen Zuſtande die Rede und von einer Freundeshand, die ſie aus demſelben erlöſen ſollte. Zu errathen, worauf ſich dieſe Aeußerungen bezogen, muß ich Dir ſelbſt überlaſſen. Ich empfand kein Bedürfniß, zu lauſchen, um ſo weniger, als es ſchon mehr als genug war, daß der Kammerherr ein- oder zweimal gehört, wie der würdige Mann Deine Gattin einfach mit Elfriede anredete."

„O, es iſt nichtswürdig!" brach Hardenegg los. „Und ich bin wirklich der Narr geweſen, der ſich von einer hoheitsvollen Engelsmiene imponiren ließ. Ja, Mama, ich glaube Dir Alles, was Du da ſagſt, denn Du konnteſt ja noch nicht einmal wiſſen, was ich ſelber ſeit mehr als vier Jahren weiß und was mir längſt hätte die Augen öffnen müſſen. Dieſer Werner war bereits ein vertrauter Freund der Familie Stiller, als ich mit den Leuten zum erſten Mal in Berührung kam, und damals hatte ich ihn ſtark im Verdacht, daß er ſich nicht erfolglos um die Gunſt Elfriedens bewerbe. Erſt am Tage meiner Hochzeit erfuhr ich, daß er als Hilfsgeiſtlicher nach Frauenſee berufen worden ſei, und Elfriede ſpielte dabei die

Ahnungsloſe mit ſo viel Geſchick, daß ich mich bereitwillig bethören ließ. Aber an dem nämlichen Abend — am Abend meiner Hochzeit, Mama — überraſchte ich ſie und ihn genau ſo, wie Du ſie heute überraſchteſt. Sie hatten ſich auf die dunkle Terraſſe zurückgezogen, wo ſie ſich unbelauſcht glauben konnten, und wie ertappte Sünder fuhren ſie auseinander, als ich mit den übrigen Gäſten erſchien."

„Und Du ließeſt es ruhig geſchehen? Du ſtelleteſt Deine Frau nicht zur Rede und erlaubteſt dieſem Paſtor, die Schwelle Deines Hauſes nach wie vor zu überſchreiten?"

„Ich vermochte nicht zu glauben, daß Elfriede in Wahrheit jemals ihre Pflicht vergeſſen haben könnte. Alles, was ſie ſprach und that, athmete ſo viel Unſchuld und Lauterkeit des Herzens, daß es mir immer wie eine Verſündigung erſchien, auch nur den leiſeſten Zweifel an ihrer Reinheit zu hegen. Ihre Empfindungen für Werner konnten ja von rein freundſchaftlicher Art ſein. Mußte ich mich da nicht durch eine thörichte Eiferſucht in ihren Augen geradezu demüthigen und erniedrigen?"

„Deine Bedenken waren ſehr zartſinnig, mein lieber Kurt, vielleicht zu zartſinnig einem Mädchen gegenüber, das Dich um Deines Namens und Beſitzes willen geheirathet hatte. Ich fürchte, Du biſt einer eingebildeten Demüthigung aus dem Wege gegangen, um eine wirkliche zu erleben."

Hardenegg ſtampfte mit dem Fuße auf den Teppich, das Blut hämmerte hinter ſeiner Stirn, daß ihn ſchwindelte.

„Wenn das möglich wäre, wenn auch nur die kleinste Regung ihres Herzens jenem Menschen gehörte — beim ewigen Gott, ich würde sie erwürgen!“

Frau v. Hardenegg wandte ihr durchdringendes Auge nicht von ihm ab. Sie war von Beginn dieser Unterhaltung an auf ein ganz bestimmtes, klar vorgezeichnetes Ziel zugesteuert, und mit der Sicherheit einer erfahrenen Menschenkennerin wählte sie den rechten Augenblick, um es zu erreichen.

„Das wäre ebenso dramatisch, als es thöricht wäre,“ sagte sie mit einem ganz leisen Anfluge von Spott. „Ich denke doch, Du könntest in solchem Fall viel Besseres thun als das.“

Die Blicke von Mutter und Sohn begegneten sich. Vielleicht ließ eine bessere Regung in seiner Brust noch einmal das vorige Mißtrauen gegen die Einflüsterungen dieser Frau aufkeimen, aber sein Blut wallte schon zu heiß, um die leise mahnende Stimme der Vernunft zur Herrschaft kommen zu lassen.

„Und was willst Du damit sagen? Was ist es, das ich thun müßte, um Deinen Beifall zu finden?“

„Nicht um meinen Beifall handelt es sich hier, Kurt, sondern um Dein Glück. Und da Du dies Glück an der Seite eines lieblosen, selbstsüchtigen Geschöpfes niemals finden kannst, so bist Du es wahrlich Dir selber schuldig, Dich an demselben Tage von ihr zu trennen, an welchem Du die Beweise ihrer Unwürdigkeit in den Händen hältst.“

„Du denkst an eine Scheidung, Mama?“

„Wenn es nicht anders sein kann, auch an diese. Der

Skandal einer Auflösung dieser übereilten Ehe würde immer noch geringer sein, als es das Aergerniß ihres Zustandekommens war."

Etwas wie eine herrliche, lockende Aussicht schien sich vor dem inneren Auge Hardenegg's aufzuthun. Alles, was er in diesen vier Jahren unter den mannigfachen peinlichen und demüthigenden Folgen seiner Heirath gelitten hatte, drängte sich mit einem Mal vor seine Seele. Das Bild einer wiedergewonnenen schrankenlosen Freiheit war ihm noch nie zuvor in so blendendem, verführerischem Glanze erschienen. Er athmete tief und lehnte sich mit verschränkten Armen an die Brüstung des Fensters.

„Um an dies Aeußerste zu denken, müßte man denn doch wohl schwerer wiegende Belastungsmomente besitzen, als sie bis jetzt vorliegen," sagte er zögernd, wie wenn er sich vor sich selber schäme, seinem Gedanken Worte zu geben. „Selbst eine Wahrnehmung wie die Deinige läßt sich vielleicht noch auf unschuldigere Weise erklären."

Frau v. Hardenegg hütete sich sehr wohl, mehr zu erstreben, als mit dem ersten Ansturm zu erreichen war.

„Gewiß!" erwiederte sie, „und ich denke auch nicht daran, Dich auf der Stelle zu so ernsthaften Maßnahmen zu drängen. Ich wünsche nur, daß Du die Augen offen hältst, und daß Du auch mir gestattest, ein wenig über die Ehre Deines Namens zu wachen."

Der Freiherr küßte seiner Mutter die Hand.

„Ich weiß, daß Alles, was Du thust, nur zu meinem Besten sein wird, Mama. Vielleicht wäre es für uns Alle in der That viel heilsamer gewesen, wenn ich nie-

mals aufgehört hätte, mich mit kindlichem Gehorsam Deinen Wünschen zu fügen."

Er bat noch wegen seiner bevorstehenden mehrtägigen Abwesenheit um Entschuldigung und verließ die Gemächer der Freifrau, welche ihm diese Entschuldigung lächelnd gewährt hatte, mit der ernsten, nachdenklichen Miene eines Mannes, in dessen Haupte sich plötzlich eine ganz neue Gedankenwelt aufgethan hat, und der sich bemüht, durch ein Chaos widerstreitender Empfindungen zur Klarheit eines befreienden Entschlusses zu gelangen.

Frau v. Hardenegg, welche bis dahin eine Haltung bewahrt hatte, die ihrer hochfahrenden, herrschsüchtigen Natur sicherlich nicht leicht geworden war, stand nach der Entfernung ihres Sohnes hastig auf und rief durch ein Klingelzeichen ihre Kammerfrau herbei. Es war eine schmächtige Person mit blassem Gesicht und mit unruhigen, stechenden Augen. Sie war schon zu Lebzeiten des verstorbenen Freiherrn im Dienst seiner Gemahlin gewesen und hatte dieselbe auch während der letzten vier Jahre auf ihren Reisen begleitet. Von jeher hatte sie bei ihrer Herrin in ebenso hohem Ansehen gestanden, als sie bei der übrigen Dienerschaft verhaßt gewesen war.

„Ich fühle mich angegriffen," sagte Frau v. Hardenegg, „und ich werde mich sogleich zur Ruhe begeben. Auch wünsche ich Ihnen noch einige besondere Aufträge zu ertheilen."

Und diese Aufträge mußten in der That von einer ganz besonderen und wichtigen Art sein, denn erst nach Verlauf von mehr als zwei Stunden verließ die Kammerfrau das Schlafgemach ihrer Gebieterin.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

In der Großstadt war die Zeit der Theater und Konzerte längst vorüber, und ein vereinzeltes künstlerisches Ereigniß mußte darum besonders geeignet sein, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als ein solches Ereigniß aber durfte mit Recht jene große musikalische Abendunterhaltung gelten, welche Graf Ladislaus Hardenstein zu einem wohlthätigen Zweck in den Festsälen seines eigenen prächtigen Palastes veranstaltete. Obwohl die Eintrittskarten zu dieser Konzertaufführung für einen sehr hohen Preis käuflich waren, hatte man bei der Zuertheilung derselben doch eine so ängstliche Vorsicht beobachtet, daß der aristokratische Charakter der ganzen Veranstaltung vollständig gewahrt blieb. Zählte doch selbst das Programm nur wenige auserlesene Künstlernamen auf, während der größere Theil der Mitwirkenden aus begabten Dilettanten beiderlei Geschlechts bestand, die den ältesten und edelsten Familien des Landes angehörten.

So war es fast selbstverständlich, daß die wohlthätige Veranstaltung viel mehr den Charakter eines privaten Festes, als denjenigen eines öffentlichen Konzertes trug. Die Damen und Herren, welche das Publikum abgeben sollten, erschienen in großen Toiletten, und Graf Hardenstein, welcher die Gewißheit hegen durfte, daß keine unerwünschten Elemente die Schwelle seines fürstlich eingerichteten Hauses überschreiten würden, übte gegen seine Besucher die freigebige Gastlichkeit eines reichen Edelmannes. Nicht nur der große Konzertsaal, sondern auch die Nebenräume

waren glänzend erleuchtet. Reich gekleidete Diener boten den Damen allerlei Erfrischungen an, und in einem der größeren Gemächer war ein umfangreiches Büffet aufgestellt, welches in verschwenderischer Fülle die erlesensten Speisen und Getränke zu beliebiger Verfügung stellte.

Und auch eine besondere Ueberraschung sollte es geben, auf die man in der glänzenden Gesellschaft nicht wenig gespannt war. Ein junger Geigenkünstler, der seine Virtuosenlaufbahn während des verflossenen Winters in Paris und in London mit größtem Erfolge begonnen hatte, und der sich eben jetzt hier aufhielt, war in liebenswürdiger Bereitwilligkeit der Einladung des Grafen zur Mitwirkung bei dem Konzerte gefolgt. Es sollte sein erstes Auftreten in Deutschland sein, und nach dem Rufe, welcher ihm voraufging, war es begreiflich, wenn der Name Stillfried Ewald jetzt, vor dem Beginn des Konzerts, unter den plaudernden Zuhörern viel öfter genannt wurde, als derjenige irgend eines anderen Mitwirkenden.

Pünktlich zu der festgesetzten Stunde hatten sich die vornehmen Räume gefüllt. Ueberall gab es ein lebhaftes Begrüßen, Händeschütteln, Verbeugen und freundliches Zunicken, denn es waren ja durchweg gute Bekannte, welche sich heute um des humanen Zweckes willen im Hardenstein'schen Palais zusammenfanden. Um so mehr mußte der aristokratischen Versammlung die sonderbare Erscheinung eines Mannes auffallen, den Niemand kannte und dem doch ein Platz in einer der vordersten Sesselreihen eingeräumt worden war.

„Er sieht aus wie Ahasver, der ewige Jude!" flüsterte

der junge Prinz von Croy seinem Nachbar zu, und diese Bemerkung machte sogleich als geflügeltes Wort die Runde durch den Saal. In der That schien die Bezeichnung treffend genug, denn das mächtige knochige Haupt mit dem scharf gezeichneten Profil, den tiefliegenden, gluthvollen Augen und dem lang auf die Brust herabwallenden schneeweißen Barte hob sich zwischen all' den wohlfrisirten und zumeist recht nichtssagenden Köpfen so befremdlich und charakteristisch ab, wie ein Typus aus ganz anderen Welten. Auch hinsichtlich seiner etwas phantastischen Kleidung hatte sich der seltsame Alte dem Zwange des gesellschaftlichen Herkommens nicht unterworfen, und wie er da, auf einen derben Krückstock gestützt, vor seinem Platze stand und die adlerscharfen Augen über die bunte, im Glanz der Uniformen und der Edelsteine strahlende Gesellschaft dahinschweifen ließ, da war es ihm vom Gesicht abzulesen, wie wenig Imponirendes all' diese glitzernde Herrlichkeit für ihn hatte.

Das Erstaunen wuchs, als man sah, wie Graf Hardenstein sich dem Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit näherte und in äußerst liebenswürdiger und zuvorkommender Weise einige Worte mit ihm wechselte. Von verschiedenen Seiten nach dem Namen des interessanten Unbekannten bestürmt, ertheilte der Hausherr bereitwillig Auskunft, soweit er selbst es vermochte.

„Nur diesem Herrn haben wir es zu danken, daß uns der berühmte Stillfried Ewald, der neu aufgegangene Stern, heute mit seiner Kunst erfreuen wird. Es besteht offenbar ein wahrhaft rührendes Verhältniß zwischen den

Beiden. Der Alte dort ist, wenn ich nicht irre, ein Russe. Wenigstens heißt er Kostomarow und beherrscht die russische sowie meine polnische Muttersprache ebenso sicher, als die deutsche. Er hat die außerordentliche Begabung Ewald's entdeckt und hat ihn in Paris von den ersten Meistern der Kunst ausbilden lassen. Dafür hängt der junge Mann an ihm mit einer Dankbarkeit und Verehrung, wie ich sie unter ähnlichen Umständen kaum jemals beobachtet habe. Er thut nichts gegen den Willen und ohne die ausdrückliche Zustimmung seines Wohlthäters, welcher seinerseits ebenfalls ohne jeden Eigennutz gehandelt zu haben scheint."

Man mußte sich an diesen Mittheilungen genügen lassen, und das Interesse, mit welchem man der Erscheinung des jungen Geigers entgegensah, war durch die Persönlichkeit seines Beschützers jedenfalls noch um ein Erhebliches gesteigert worden. Die vornehmen Damen und Herren, welche die ersten Nummern des Programms ausführten, hatten unter dieser allgemeinen Spannung sogar merklich zu leiden. Man spendete ihnen zwar aus Höflichkeit reichen Beifall, aber man konnte in dem Wunsche, das große Ereigniß des Abends herankommen zu sehen, doch nicht zu rechter Wärme gelangen.

Und nun reckten sich alle Hälse länger, alle Operngläser und Lorgnetten geriethen in Bewegung, denn aus dem kleinen Künstlerzimmer zur Seite der Bühne war der lebhaft Erwartete hervorgetreten, ein hochgewachsener, schlanker Jüngling mit feinem, edel geformtem Gesicht, dunkellockigem Haar und schönen, bald träumerisch sanften,

bald energiſch und feurig blickenden Augen. Er hatte ſchon einen halben Sieg errungen, noch ehe er den Bogen erhob, denn der weibliche Theil der Zuhörerſchaft war von ſeinem Aeußeren und von der vornehm beſcheidenen Art ſeines Auftretens in helles Entzücken verſetzt. Und denjenigen, die den Geigenvirtuoſen ſcharf beobachteten, entging es nicht, daß ſein Auge unter der bunten Menge nur den weißbärtigen Alten ſuchte, und daß, als Koſtomarow ihm ermuthigend zunickte, ein Lächeln über die Züge des jungen Künſtlers flog. Dann begann er ſein Spiel, und Alles, was die Zeitungen zu ſeinem Ruhme gemeldet hatten, erſchien als matt und unzureichend für die würdige Bezeichnung der Meiſterſchaft, mit welcher er ſein Inſtrument zu behandeln wußte. Daß ſchon die erſten weichen, goldrein quellenden Töne alle Herzen gefangen nahmen, war freilich zum nicht geringen Theil auch dieſem Inſtrument ſelbſt zuzuſchreiben, einer Violine, die trotz ihres unſcheinbaren Aeußeren ein wahres Kleinod an ſchmelzendem Wohllaut und ſüßem, geſangreichem Tone zu nennen war.

Mit andächtiger Stille lauſchten die Hörer dem köſtlichen Klingen und Klagen der ſchwermüthigen Weiſen, welche Ewald ſpielte, und als er geendet, brauste und rauſchte von allen Seiten des dicht gefüllten Saales der laute Beifall aufrichtigſter Begeiſterung gleich einer Sturmfluth auf ihn ein. Und wieder waren die aufmerkſamen Beobachter in der Lage, eine eigenthümliche Wahrnehmung zu machen. Wohl verneigte ſich Ewald mit beſcheidenem Danke gegen das auserleſene Publikum, welches ihm eine

ſo verheißungsvolle Aufnahme bereitete; aber die lebhafte Spannung in ſeinen Zügen wich einem Ausdruck kindlich freudiger Genugthuung erſt dann, als er ſah, daß auch Koſtomarow lebhaft in die knochigen Hände ſchlug. Wie dann der Beifallsſturm durchaus kein Ende nehmen wollte, ſpielte er noch ein zweites Stück, eine Phantaſie, welche ihm faſt in noch höherem Maße als der erſte Vortrag Gelegenheit gab, ſeine meiſterliche Technik und die tief innige, unwiderſtehlich mit ſich fortreißende Beſeelung, welche er jeder muſikaliſchen Dichtung einzuhauchen wußte, zu offenbaren. Für den Reſt des Konzerts war die Theilnahme der Hörer nach dieſem außerordentlichen Ereigniß naturgemäß eine noch geringere, als für die Nummern, welche dem Auftreten Ewald's vorangegangen waren, und als ſich dann auf eine in den liebenswürdigſten Formen vorgebrachte Einladung des Hausherrn die Erſchienenen zu weiterem, zwangloſem Verweilen in dem Büffetſaal und in den anderen behaglichen Gemächern vertheilten, da war kaum noch von etwas Anderem die Rede, als von dem Geigenfürſten und ſeiner, aller Vorausſicht nach ruhm- und ehrenreichen Zukunft.

Nach einer kleinen Weile erſchien der Gefeierte ſelbſt an der Seite ſeines wunderlichen, ſtark hinkenden Gönners inmitten der Geſellſchaft, und Graf Hardenſtein hatte für eine geraume Zeit genug zu thun, um ihm alle diejenigen Perſönlichkeiten zuzuführen, welche ſeine Bekanntſchaft zu machen und ihm mit einigen bewundernden Worten die Hand zu drücken wünſchten. Der junge Künſtler zeigte ſich dieſen in einem ſo vornehmen Kreiſe

gewiß schmeichelhaften Huldigungen gegenüber weder von thörichtem Stolze noch von demüthiger Unterwürfigkeit. Die naive Freude über seinen Erfolg leuchtete ihm aus den Augen, und er bewegte sich bei aufrichtigster Bescheidenheit mit so herzgewinnendem männlichem Freimuth, daß ihm wohl Keiner der Anwesenden seine ehrlichen Sympathien versagte. Aber auf die Dauer schien ihm all' das glänzende Getriebe und Geschwirr um ihn her doch ein wenig bedrückend und unbehaglich zu werden. Er benutzte einen unbewachten Moment, um Kostomarow die verstohlene Frage zuzuflüstern, ob es nicht an der Zeit sein möchte, sich zu empfehlen.

Aber der Alte schüttelte entschieden ablehnend das weiße Haupt.

„Du mußt Dich schon noch ein wenig gedulden, mein Junge," sagte er. „Ich erwarte Jemanden, der sicherlich kommen wird, und den ich mir nicht entgehen lassen möchte."

Ewald Stiller hatte noch immer nicht gelernt, seinem Wohlthäter zu widersprechen. Er beschied sich ohne Weiteres mit der erhaltenen Antwort, aber er sah sich doch nach einem stillen Winkelchen zum Ausruhen um und blickte dann von diesem halb versteckten Zufluchtsort aus mit träumerischer Zerstreutheit auf das lebhafte, farbenreiche Bild in den menschenerfüllten, von blendendem Licht überflutheten Räumen.

Eine leise Berührung seines Armes ließ ihn erstaunt aufschauen, und seine Lippen öffneten sich unwillkürlich zu einem Ausruf der höchsten Ueberraschung, als er sich

Digitized by Google

einer reich gekleideten jungen Dame von entzückendem Liebreiz gegenüber sah.

„Sind Ihnen Ihre Versprechungen so wenig heilig, daß Sie Ihre Lebensretterin nicht einmal wiedererkennen?“ fragte eine süße Stimme mit dem Ausdruck allerliebster Schalkhaftigkeit. „Mußte ich selber erst kommen, um Ihre Dankesschuld einzufordern?“

Ewald blickte noch immer auf die Sprechende, wie auf ein sinnbethörendes Phantom aus höheren Welten. Auf seinen Wangen kam und ging die Farbe in raschem Wechsel, und erst als seine wortlose Befangenheit ein sonniges Lächeln über die Züge der jungen Dame gleiten ließ, ermannte er sich zu einer stammelnden Erwiederung.

„Fräulein Hertha — Comtesse Hertha — Sie sind es wirklich? Und Sie haben mich nicht vergessen?“

„Glauben Sie, daß meine Erinnerungen von so flüchtiger Art sind, wie die Ihrigen?“ fragte sie zurück, und die strahlendste Heiterkeit blitzte ihr dabei aus den schönen Augen. „Ich fühle mich vielmehr seit einigen Stunden um Ihretwillen so stolz wie eine Königin. Gebührt mir denn nicht der allergrößte Antheil an dem Triumph, welchen Sie hier davongetragen haben? Und würden nicht alle diese Leute, die nun für immer zu Ihren begeisterten Bewunderern gehören werden, um einen auserlesenen Genuß gekommen sein, wenn nicht vor vier Jahren ein kleines leichtfertiges Mädchen einige Uebung im Schießen und einige Tollkühnheit besessen hätte?“

Ihre scheinbare Ausgelassenheit sollte vielleicht nur eine Empfindung ganz anderer Art verbergen, denn bei

den letzten Worten zitterte es doch wie verhaltene Rührung aus dem Klang ihrer Stimme. Ewald aber war nicht im Stande, das beseligende Gefühl, welches mit heißer Allgewalt seine Brust durchströmte, hinter einer lächelnden Miene zu verbergen. Er beugte sich über die kleine weiße Hand, welche vorhin mit dem duftigen Spitzenfächer seinen Arm gestreift hatte, und berührte sie erglühend mit seinen Lippen.

„Sie dürfen mich verspotten, Comtesse Hertha," sagte er leise und innig, „aber Sie müssen mir glauben, daß ich seit jenem Tage noch nicht eine Stunde lang aufgehört habe, in Dankbarkeit und Verehrung Ihrer zu gedenken."

Langsam und ohne Unfreundlichkeit entzog sie ihm die Hand, welche er noch immer festhielt.

„Und wer sagt Ihnen, daß ich Sie verspotte?" fragte sie, nun ebenfalls ernster werdend. „Sie hatten eine kleine Lektion verdient dafür, daß Sie beharrlich über mich hinwegsahen, aber ich habe Sie wahrhaftig nicht aller Schicklichkeit zum Trotz hier in Ihrem Schmollwinkel aufgesucht, nur um Sie an meine Heldenthat zu erinnern. Ich bin vielmehr gekommen, um Ihnen auch für meine Person zu danken und Ihnen zu sagen, daß Sie glänzend erfüllt haben, was Sie sich und mir dereinst gelobten."

„Noch bin ich weit von der Erreichung des letzten Zieles entfernt!" entgegnete er bescheiden. „Ihre Anerkennung aber, die mich stolz und glücklich macht, darf ich wohl hinnehmen; denn niemals wäre ich diesem Ziele näher gekommen, wenn ich nicht an jenem unvergeßlichen

Tage Sieger geblieben wäre in dem schwersten Herzenskampfe meines ganzen Lebens."

Fast all' zu warm und innig war der Ausdruck seiner Worte, und so dunkel auch der Comtesse die Anspielung bleiben mußte, so schien sie doch zu errathen, daß dieselbe nicht ohne Beziehung sei auf ihre eigene Person. Ihr reizendes Gesicht färbte sich ein wenig höher, und für einen Moment war sie nicht frei von Verlegenheit. Aber das Leben in der großen Welt hatte sie gelehrt, solcher Verwirrung schnell Meisterin zu werden, und als wenn sie seine letzten bedeutsamen Worte gar nicht vernommen hätte, plauderte sie nach einem nur Sekunden langen Schweigen weiter: „Eine kleine Einschränkung muß ich bei meinem Lobe freilich machen, denn es ist doch gewiß nicht Ihr Verdienst, daß der Zufall mich heute hierher geführt. Und Sie versprachen einst, daß Sie Ihre Lebensretterin aus eigenem Antrieb aufsuchen wollten."

„Gott weiß, daß ich fest entschlossen war, es zu thun!"

„Wirklich?"

Sie hob ihre klaren Augen fragend zu ihm empor.

„Ist das nun in der That etwas Anderes als eine schöne Redensart, mit der Sie sich wohlfeil aus der Verlegenheit ziehen wollen? Würden Sie nicht in arge Bedrängniß gerathen, wenn es mir einfiele, Sie beim Wort zu nehmen?"

„Sie scherzen, Comtesse, denn wenn ich glauben dürfte —"

Hertha ließ ihn nicht ausreden.

„Nein, nein, ich will Sie nicht länger mit der alten, vergessenen Geschichte quälen, damit Sie nicht am Ende glauben, ich sei noch heute dasselbe thörichte Kind, wie vor Jahren! Ich verlange durchaus nicht, daß Sie als ein moderner Troubadour mit Ihrem Saitenspiel durch die Lande ziehen, bis Sie meine einsame Burg gefunden haben. Aber ich würde mich herzlich freuen, wenn Ihr Weg Sie einmal an dem Herrenhause von Lankenau vorüberführen sollte, das wir in wenig Tagen für den Rest des Sommers beziehen werden."

Ihre offene und freimüthige Art war so ganz verschieden von jener spröden Zurückhaltung, welche nach den strengen Gesetzen der guten Sitte jungen Damen im Verkehr mit Personen des anderen Geschlechtes eigen sein soll, daß Ewald in der That versucht war, zu vergessen, ein wie langer Zeitraum und eine wie einschneidende Veränderung der äußeren Umstände zwischen jener ersten romantischen Begegnung unter freiem Himmel und dem heutigen Wiedersehen auf dem Parquet eines vornehmen Salons lag.

Aber auch er war ja nicht mehr der linkische und unbeholfene Knabe, der aus engen Verhältnissen heraus seinen ersten Schritt auf den Kampfplatz des Lebens that. Er hatte gelernt, die Klassenunterschiede in der menschlichen Gesellschaft ihrer ganzen Bedeutung nach zu erkennen, er gab sich nicht um eines freundlichen Wortes willen thörichten, unerfüllbaren Hoffnungen hin.

War doch auch in der Haltung der schönen jungen Gräfin bei all' ihrer Aufrichtigkeit und Herzlichkeit etwas

von jener ſtolzen Vornehmheit, die einer all' zu vertraulichen Annäherung von vornherein unüberſteigliche Schranken entgegenſetzt.

„Sie ſind ſehr gütig, Comteſſe," ſagte er mit einer höflichen Verbeugung, „aber gräfliche Herrenhäuſer pflegen einem einfachen Geiger nicht ſo ohne Weiteres offen zu ſtehen."

„Ei, wie ſtolz Sie geworden ſind, mein Herr!" ahmte ſie ſchalkhaft ſeine gemeſſene Weiſe nach. „Aber ſind Sie da wirklich gut unterrichtet? Auch in ‚gräflichen Herrenhäuſern' übt man, wie ich meine, die Gaſtfreundſchaft als eine heilige Pflicht. Ich würde übertreiben, wenn ich meinen Vater einen Kunſtenthuſiaſten nennen wollte, aber ein warmes Herz für die Kunſt hat er gewiß, und noch nie hat einer ihrer Jünger an ſeine Thür geklopft, ohne ein freudiges ‚Willkommen!' zu vernehmen."

Ewald hatte ſich im Stillen vorgenommen, trotz dieſer berückenden Geſellſchaft nüchtern und vernünftig zu bleiben; aber ſein Herz pochte nun doch ſo ungeſtüm, daß er meinte, Hertha müſſe ihm ſeine vermeſſenen Gedanken vom Geſicht ableſen können. Er ſtammelte etwas ſehr Ungeſchicktes von Aufdringlichkeit und unerhörter Kühnheit, ſo daß die Comteſſe vielleicht nur einer Regung des Mitleids nachgab, wenn ſie freundlich erwiederte: „Mein Vater hat nach Ihrem Vortrage in Worten der höchſten Anerkennung von Ihnen geſprochen, und er war unter den Erſten, welche Ihnen die Hand zu ſchütteln wünſchten, wenn Ihnen auch vielleicht ſein Name dabei nicht genannt worden iſt. Ich kann mich ſonach getroſt dafür

verbürgen, daß Sie mit Ihrer Aufnahme zufrieden sein sollen, wenn Sie sich eines Tages ohne viele Umstände in Lankenau als Gast anmelden."

Außer Stande, seine freudige Erregung noch länger hinter allerlei höflichen Einwendungen zu verbergen, wollte Ewald mit einer raschen und lebhaften Zusage seines Kommens antworten; doch durch einen leichten Wink ihrer Hand bedeutete ihn Hertha, zu schweigen.

„Versprechen Sie mir nichts! Sie sollen nicht zum zweiten Mal durch ein feierliches Gelöbniß gebunden werden. Wer weiß, wohin Ihre ruhmreichen Wege Sie führen, und wie viel Wichtigeres sich schon morgen solchem Vorhaben entgegenstellen könnte. Ob wir uns nun aber wiedersehen werden oder nicht, jedenfalls dürfen Sie gewiß sein, daß meine herzlichsten Wünsche Ihre Künstlerlaufbahn begleiten."

Um so Vieles vornehmer und fremder klangen ihm diese letzten Worte in's Ohr, daß Ewald in einer Wallung schmerzlicher Enttäuschung nicht gleich den rechten Ton der Erwiederung fand, und daß er der Comtesse nur mit einer stummen Verbeugung antwortete, als sie sich zum Gehen wandte. Sehnsüchtig folgten seine Augen der herrlichen Gestalt, deren anmuthige Bewegungen in ihrer vollendeten Sicherheit bewiesen, daß diese glänzenden Räume, diese berauschende, von Duft und Glanz gesättigte Luft ihre eigentliche Lebenssphäre ausmachten.

„Welch' ein Narr ich doch bin!" sagte er zu sich selbst. „Als wenn ich in dieser fremden Welt jemals etwas Anderes werden könnte, als ein unberechtigter Eindring-

ling, nachsichtig aufgenommen und freundlich geduldet, so lange meine Kunst dazu beiträgt, die Stunden angenehm zu kürzen."

Er sah, wie Hertha inmitten des nächsten Gemaches mit einem Herrn zusammentraf, dessen Gesicht von ihm abgewendet war, und den er darum nicht sogleich erkannte. Mit der auf's Aeußerste gespannten Aufmerksamkeit einer rasch aufflammenden, heißen, wenn auch halb unbewußten Eifersucht beobachtete Ewald von seinem versteckten Winkel aus diese Begegnung. Er war zu weit entfernt, um zu vernehmen, was da gesprochen wurde, aber er glaubte zu erkennen, daß es sich um viel mehr als nur um die höfliche Begrüßung zweier in oberflächlichen Beziehungen stehender Personen handeln müsse.

Der stattliche, kraftvoll gebaute Mann war beim Anblick der Comtesse plötzlich stehen geblieben, wie wenn seine Schritte durch etwas Ueberraschendes, Verwirrendes oder Blendendes halb wider seinen Willen gehemmt wurden. Dann war er ungestüm auf sie zugetreten, hatte ihr seine Hand entgegengestreckt und die ihrige, welche sie ihm zögernd dargereicht, mit großer Lebhaftigkeit an seine Lippen geführt. Nun neigte er sein Haupt zu ihr herab und führte die Unterhaltung, wie es Ewald scheinen wollte, viel eifriger und wärmer, als es sich durch einen der landläufigen gesellschaftlichen Gesprächsgegenstände erklären ließ. Und auch Hertha verhielt sich ihm gegenüber ersichtlich ganz anders, als sie sich vorhin im Gespräch mit dem jungen Geiger gezeigt hatte. Ihre vorige Unbefangenheit mußte sie völlig verlassen haben. Mit ge-

Digitized by Google

ſenktem Köpfchen, das Geſicht faſt beſtändig hinter dem Spitzenfächer verſteckt, lauſchte ſie den Worten ihres Geſellſchafters. Dann reichte ihr dieſer ſeinen Arm und ſie ſchickten ſich an, den Speiſeſaal zu betreten. Dabei aber fand Ewald zum erſten Mal Gelegenheit, einen Blick auf das Geſicht des Mannes zu werfen, und ein Ausruf zorniger Ueberraſchung rang ſich von ſeinen Lippen; denn dieſer Begünſtigte war in Wahrheit kein Anderer, als Kurt v. Hardenegg, der Gatte ſeiner Schweſter Elfriede!

Ewald hatte dieſen Schwager wahrlich niemals geliebt. Eine gewiſſe inſtinktive Menſchenkenntniß hatte ihn hinter der liebenswürdigen geſellſchaftlichen Maske die rückſichtsloſe Selbſtſucht ſeines Charakters errathen laſſen, und die Heirath der Schweſter, zu deren Herzensreinheit und Wahrhaftigkeit er bis dahin mit unbegrenzter Verehrung emporgeſehen, war die erſte tief ſchmerzliche Erfahrung ſeines jungen Lebens geweſen.

Tag für Tag waren in dieſen langen, arbeitsreichen Trennungsjahren ſeine Gedanken zu dem Vater und zu den Geſchwiſtern gewandert, von denen er niemals ein Lebenszeichen erhielt, und wiederholt hatte er ſich an Koſtomarow mit der ſchüchternen Frage gewendet, ob es nicht an der Zeit ſei, den Vater von ſeinem Ergehen zu unterrichten und ihn noch einmal mit kindlicher Demuth um Verzeihung zu bitten. Aber die Antwort, welche er erhalten, war immer die nämliche geweſen: „Bitte ihn um Verzeihung, wenn Du ihm zugleich durch die That beweiſen kannſt, daß Du Verzeihung verdienſt, oder wenn

Du fürchten mußt, daß er auf ſeinem Sterbebette liegt. Damit aber hat es vor der Hand noch keine Noth, denn ich weiß aus zuverläſſiger Quelle, daß er ſich bei guter Geſundheit befindet. Arbeite alſo und ſtudire! Alles Andere wird ſich dann, wie ich meine, ganz von ſelbſt ergeben!"

Und damit hatte ſich Ewald beſchieden, bis nach ſeinen erſten großen Erfolgen in Paris und London Koſtomarow ſelbſt den Zeitpunkt für die Heimkehr nach Deutſchland als gekommen erachtet hatte. Auch jetzt wäre der junge Künſtler, wenn er dem heißen Zuge ſeines Herzens hätte folgen dürfen, ohne jeden Aufenthalt an die Bruſt des alten Stiller geeilt, den zu verſöhnen ſein ſehnlichſtes Verlangen war. Aber zu ſeinem ſchmerzlichen Erſtaunen war es im Haupte ſeines Wohlthäters und Gönners abermals anders beſchloſſen. Und Ewald hatte an die eigenmächtige Ausführung ſeiner Wünſche um ſo weniger denken können, als ihnen Koſtomarow diesmal nicht einen ſtrengen Befehl, ſondern einen Einwand, der faſt einer Bitte ähnlich ſah, entgegengeſetzt hatte.

„Du würdeſt mir durch ſolche Voreiligkeit vielleicht einen Plan zerſtören, deſſen Gelingen ich als die letzte Aufgabe meines Lebens anſehe, und der unter gewiſſen Umſtänden nicht nur für Dich ſelber, ſondern auch für Deine Angehörigen von großer Bedeutung ſein könnte. Ich will Deinen kindlichen Gefühlen nicht Gewalt anthun, aber ich habe es vielleicht um Dich verdient, daß Du mir das Opfer bringſt, noch für eine kurze Spanne Zeit zu warten."

Digitized by Google

Ueber die einzige Antwort, welche Ewald auf ſolche Worte haben konnte, war natürlich von vornherein kein Zweifel geweſen, und während ihres mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Großſtadt hatte Ewald nicht ein einziges Mal des Gegenſtandes Erwähnung gethan, der ihm doch am meiſten am Herzen lag. Und er hatte hinſichtlich jenes geheimnißvollen Planes keine Frage an Koſtomarow gerichtet, wie nahe ihm auch das befremdliche Gebahren des Alten die Verſuchung dazu legen mochte. Nie zuvor hatte ihn ſein Gönner und Meiſter ſo viel ſich ſelbſt überlaſſen, als gerade jetzt. Eine unerſchöpfliche Fülle wichtiger Geſchäfte ſchien für ihn der Erledigung zu harren, ohne daß er ſich doch die leiſeſte Andeutung über ihre Beſchaffenheit entſchlüpfen ließ. Oft erſchien er kaum für eine einzige Stunde des Tages in der gemeinſamen Wohnung, und kurz vor dieſer Wohlthätigkeits-Aufführung hatte er ſogar eine mehrtägige Reiſe unternommen, für die er nicht nur Ewald's Begleitung abgelehnt, ſondern deren Ziel er ihm auch verſchwiegen hatte. Der junge Künſtler glaubte wahrzunehmen, daß ſich Koſtomarow ſeit ſeiner Rückkehr von dieſem Ausfluge in einer eigenthümlichen nervöſen Erregung befände; aber bei dem ſeltſamen, von dem Gebahren anderer Menſchen ohnedies völlig abweichenden Weſen des Alten konnte er dieſem Umſtande unmöglich eine beſondere Bedeutung beimeſſen.

Und jetzt fühlte er ſogar etwas wie wirklichen Aerger über die Geheimnißkrämerei Koſtomarow's. In eine wie peinliche Lage war er durch die unerwartete Anweſenheit Hardenegg's verſetzt worden! Der erſten Aufwallung

folgend, hatte er schon einige rasche Schritte gemacht, um dem in der Thür des Buffetraumes verschwundenen Paar zu folgen und den Schwager durch sein Erscheinen oder — wenn es sein mußte — durch ein furchtloses Wort auf das Unschickliche seines Benehmens hinzuweisen. Aber schon der erste Moment ruhigerer Ueberlegung hielt ihn von diesem Vorhaben zurück. Mit welcher Miene sollte er denn dem eleganten Kavalier gegenübertreten — er, der sich hier unter einem fremden Namen eingeführt hatte, und der in den Augen des hochmüthigen Schwagers vielleicht noch immer nichts Anderes war, als ein der väterlichen Zuchtruthe entlaufener Knabe! Lief er nicht Gefahr, sich einer Demüthigung auszusetzen, die ihn geradezu vernichten mußte, wenn sie im Angesicht der Comtesse Hertha geschah?

Hastig machte sich Ewald daran, Kostomarow aufzusuchen und von ihm Rathschläge für sein weiteres Verhalten zu fordern. Aber der Alte schien plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden zu sein, und als der junge Virtuose sämmtliche Räume mit Ausnahme des Speisesaales wiederholt durchstreift hatte, ohne seines väterlichen Freundes irgendwo im Gewühl ansichtig zu werden, entschloß er sich kurzweg, lieber zu gehen, als sich den unberechenbaren Folgen einer Begegnung mit Hardenegg auszusetzen. Er stahl sich unbemerkt aus den glänzend erhellten Gemächern und warf sich unten in eine gerade vorüberfahrende Droschke, von allerlei bitteren und schmerzlichen Empfindungen erfüllt, welche die freudige Genugthuung über den vorhin errungenen Erfolg längst aus seinem Herzen verdrängt hatten. —

Digitized by Google

Unterdeſſen war Koſtomarow, der ſich heute ſo auffallend wenig um ſeinen gefeierten Schützling kümmerte, noch immer unter den Gäſten des Grafen Hardenſtein. Einige Herren aus der Geſellſchaft, welche durch die Andeutungen des Grafen neugierig gemacht worden waren, hatten ſich ihm im Verlaufe des Abends genähert und eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen verſucht. Aber ſie hatten die Erfahrung machen müſſen, daß der weißbärtige „Ahasver" keineswegs zu den mittheilſamen und liebenswürdigen Leuten zu zählen ſei. In ziemlich knurriger und verdroſſener Weiſe war Jeder von ihnen abgefertigt worden, und bald hatte Niemand mehr beſondere Neigung verſpürt, ſich dem zweifelhaften Vergnügen einer mit ſo wenig Zuvorkommenheit geführten Unterhaltung hinzugeben. Koſtomarow war einſam geblieben in dem bunten Gewühl, und kein unwillkommener Schwätzer hatte ihn gehindert, ſeine ganze Aufmerkſamkeit jener hohen Flügelthür zuzuwenden, durch welche jeder zu ſo ſpäter Stunde etwa noch erſcheinende Ankömmling die Geſellſchaftsräume betrat. Und der Erfolg ſeiner unermüdlichen Beobachtung bewies, daß er nicht nur einer Regung müßiger Neugier, ſondern einer ganz beſtimmten Abſicht gefolgt war. Zu einer Zeit, als ſchon einige der Gäſte ihre Heimfahrt antraten, ſchritt der ſo lange vergebens Erwartete nun dennoch über die Schwelle jener Eingangsthür.

Koſtomarow murmelte einige unverſtändliche Worte vor ſich hin und ſtrich ſeinen langen weißen Bart. Halb verborgen von einem faltenreich herabwallenden Fenſtervorhange folgte er mit brennenden Augen jeder Bewegung

Digitized by Google

des in einen ſchwarzen Ballanzug gekleideten Freiherrn v. Hardenegg. Er beobachtete ebenſo wie Ewald Kurt's Begegnung mit der Comteſſe Hertha, und als Beide in dem anſtoßenden Gemache verſchwunden waren, begab er ſich, wenn auch auf einem anderen Wege, ebenfalls in dieſen Raum.

Hardenegg und Hertha waren nicht mehr ungeſtört, ſondern es hatten ſich noch zwei andere Herren zu ihnen geſellt, und die Unterhaltung war, wie es ſchien, eine ſehr heitere und lebhafte. Mit gefüllten Champagnergläſern ſtieß man eben lachend auf irgend eine ſcherzhaft ausgebrachte Geſundheit an, als der ſonderbare Alte an ſeinem Krückſtock hart an der kleinen Gruppe vorüber hinkte. Nothwendig mußten ſich alle Blicke auf ihn richten, und Hardenegg's Ueberraſchung war eine ſo gewaltige, daß er vergaß, den erhobenen Kelch zum Munde zu führen, und daß ſeine zitternde Hand einen Theil des goldig perlenden Inhalts verſchüttete. Ein bedeutſamer Gedanke ſchien blitzſchnell ſein Gehirn zu durchzucken. Er richtete einige haſtige Worte der Entſchuldigung an die Comteſſe, ſtellte das unberührte Glas auf eines der kleinen Tiſchchen und wandte ſich raſch nach der nämlichen Richtung, welche Koſtomarow eingeſchlagen hatte.

Der Alte ſtand in einer Fenſterniſche und war auf dieſe Folge ſeines Erſcheinens offenbar vollkommen vorbereitet geweſen. In ſeinem hageren, faltenreichen Geſicht veränderte ſich keine Linie bei der Annäherung des Freiherrn. Dieſer bemühte ſich dagegen, eine mög-

lichſt unbefangene Miene zu zeigen und den liebenswürdigſten Ton anzuſchlagen, welcher ihm zur Verfügung ſtand.

„Herr Koſtomarow!“ ſagte er. „Sie ſind es alſo wirklich? Ich muß geſtehen, daß ich auf alles Andere eher vorbereitet geweſen wäre, als auf dies Wiederſehen!“

„Es tragen ſich zuweilen noch wunderbarere Dinge zu, Herr v. Hardenegg! Aber es iſt ſehr gütig, daß Sie ſich meiner erinnern.“

„Wie ſollte ich nicht! Auch wenn mir nicht Ihre Mittheilungen über meinen armen Oheim im Gedächtniß geblieben wären, hätten Sie doch ſchon durch die romantiſche Entführung des jungen Stiller dafür geſorgt, ſich ein dauerndes Andenken bei uns zu ſichern. Wiſſen Sie auch, daß ich eigentlich verpflichtet wäre, Ihnen deshalb höchlichſt zu zürnen.“

„Sie ſehen, daß ich keinen Verſuch mache, Sie daran zu hindern.“

„Nun, nun! Am Ende werden Sie ihn ja nicht umgebracht haben. Was iſt denn aus dem jungen Menſchen geworden?“

Koſtomarow ließ jenes ſeltſame innerliche Lachen vernehmen, das dem Freiherrn bei ihrer erſten Unterredung ſo überaus fatal geweſen war.

„Nein, umgebracht habe ich ihn nicht, obwohl mir's ſcheinen will, als ob Sie ſehr geneigt ſein würden, mir auch dies zu verzeihen. Aber Sie könnten mir einen Dienſt erweiſen, Herr v. Hardenegg!“

Er ſprach in einem überlegenen, herablaſſenden Tone,

doch der Freiherr ſchien heute für das Unpaſſende in dem Benehmen des Alten durchaus keine Empfindung zu haben.

„Soweit es in meinen Kräften ſteht — mit Vergnügen!“ entgegnete er zuvorkommend. „Ich bin ja ohnedies in einem gewiſſen Sinne noch in Ihrer Schuld.“

„Nun wohl! Es wird Ihnen nicht ſchwer werden, wie ich denke. Aus dieſem jungen Menſchen, wie Sie den Bruder Ihrer Gattin ſo theilnehmend nannten, iſt inzwiſchen ein großer Künſtler geworden, einer, von dem man binnen Kurzem in ganz Europa reden wird. Sie können ſich das von Jedem der hier Anweſenden beſtätigen laſſen, denn es iſt derſelbe Stillfried Ewald, deſſen Programmnummer Sie leider verſäumen mußten.“

Es hatte nicht den Anſchein, als ob die Ueberraſchung für den Freiherrn eine ſehr angenehme ſei.

„Ah! Iſt es möglich?“ fragte er gedehnt. „Alſo der Name Stiller iſt nun doch dazu beſtimmt, populär zu werden?“

„Darauf eben bezieht ſich mein Erſuchen. Es wäre mir lieb, wenn die Angehörigen des jungen Mannes noch für eine gewiſſe Zeit in Unkenntniß darüber blieben, daß Ewald Stiller und Stillfried Ewald identiſch ſind. Ich würde Sie alſo um Verſchwiegenheit bitten, Herr v. Hardenegg.“

„Weiter nichts? O, Sie dürfen mir glauben, daß ich Ihnen dies Verlangen von Herzen gern erfülle. Es liegt mir ganz und gar nichts daran, mich von aller Welt zu einem weiteren künſtleriſchen Zuwachs in meiner Familie beglückwünſchen zu laſſen.“

„Sie werden dem alten Stiller ſo wenig als Ihrer Frau etwas von dem Wiederauftauchen Ewald's verrathen?“

„Kein Sterbenswörtchen, wenn Ihnen ſo viel daran gelegen iſt. Konnten Sie etwas ſo Glänzendes aus dem Jungen machen, ſo iſt er ſicherlich auch weiter unter Ihrem Schutze am beſten aufgehoben. Aber ich wäre vielleicht geneigt, eine Gegenleiſtung zu fordern.“

„Laſſen Sie hören.“

„Sie iſt geringfügig genug, denn es könnte ſich höchſtens um eine Wiederholung Ihrer Geſchichte vom Tode meines Oheims handeln.“

„Von ſeinem Tode? Ich erinnere mich nicht, jemals von ſeinem Tode geſprochen zu haben.“

„Sagten Sie mir nicht, daß er vor Ihren Augen unter den Schüſſen ruſſiſcher Soldaten ſchwer verwundet zuſammengebrochen ſei?“

„Freilich. Sie haben ſich's trefflich gemerkt, Herr v. Hardenegg.“

„Nun wohl, das dürfte vollkommen genügen. Und Sie werden mir die kleine Gefälligkeit erweiſen, nicht wahr?“

„Warum nicht. Was ich mit gutem Gewiſſen ſagen kann, werde ich gern vor Jedermann wiederholen.“

„So erlauben Sie mir, Sie morgen als meinen Gaſt zu betrachten. Sie intereſſiren ſich doch ein wenig für Pferderennen?“

„Ich werde mich dafür intereſſiren, wenn Sie es wünſchen.“

„Wohl! So erwarte ich Sie um zwölf Uhr im Hôtel du Nord. Wir werden mit einander auf den Rennplatz hinausfahren, und ich verspreche Ihnen gute Unterhaltung."

„Es wird mich freuen, wenn Sie in der Lage sind, sich selbst ein gleiches Versprechen zu geben."

„Lassen Sie das nur meine Sorge sein, mein lieber Herr Kostomarow. Sie kommen also bestimmt?"

„Ja, um zwölf Uhr."

„Auf Wiedersehen denn! Ich habe hier noch einige kleine Verpflichtungen zu erfüllen."

Er verabschiedete sich sehr liebenswürdig und durchwanderte die Säle, um mit heißem Blick die schöne Gestalt der Comtesse Hertha aus der Menge zu erspähen.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war der Haupttag des großen Herbstrennens, und das herrliche Wetter hatte ungezählte Tausende von Zuschauern nach der Rennbahn hinausgelockt. Sämmtliche Tribünen waren überfüllt, und auf derjenigen des ersten Platzes glänzten die Damen der vornehmen Welt in den auserlesensten Toiletten. Auf dem Sattelplatz entfaltete sich noch lebhafter als sonst jenes bunte, geschäftige, hier und da fast fieberisch erregte Treiben, welches bedeutsamen, mit besonderer Spannung erwarteten Konkurrenzen voraufzugehen pflegt. Die Besitzer der edlen Renner und die mehr oder weniger wettlustigen Freunde des Sports, die große Zahl der wirklichen und der eingebildeten Pferdekenner, sie bewegten sich dort in nervöser Unruhe durcheinander oder besprachen, zu kleinen Gruppen vereinigt,

in meist recht geräuschvoller Weise die Chancen der „berühmten“ Thiere. Dazwischen tauchten die schmächtigen Gestalten der Jockeys in ihren weißen Reithosen und grellfarbigen Seidenblousen auf, schmalwangige junge Burschen mit glattrasirten, unbedeutenden Gesichtern, die trotzdem beständig zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und Auszeichnung selbst von Seiten der elegantesten Kavaliere gemacht wurden.

In eifrigem Gespräch gingen eben jetzt der Baron v. Rhoden und der Freiherr v. Hardenegg Seite an Seite über den Sattelplatz. Das kühne, scharfgeschnittene Gesicht des Ersteren zeigte nicht die mindeste ungewöhnliche Erregung, den Anderen aber ließ die hochgradige, beinahe krankhafte Spannung in seinen Zügen wie um Jahre gealtert erscheinen. Auch zwischen ihnen war bisher von nichts Anderem die Rede gewesen, als von dem bevorstehenden Rennen.

„Ich kann noch immer nicht glauben, Hartmuth, daß Du mit Deiner Prophezeiung Recht behalten wirst,“ sagte der Freiherr. „Die Beine des gefürchteten ‚Klabautermann‘ scheinen mir in einer recht bedenklichen Verfassung, und der Umstand, daß Fred Richmond die ‚Eglantine‘ steuern wird, erhöht mein Vertrauen in ihren Sieg.“

„Zu welchem Dir Niemand aufrichtiger gratuliren wird, als ich. Aber es ist müßig, jetzt noch Kombinationen anzustellen, in einer halben Stunde wird Alles vorüber sein.“

Hardenegg fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

Digitized by Google

„Ja, Du haſt Recht!“ ſagte er, obwohl es ihm ſichtlich ſchwer wurde, ſeine Gedanken von dem einen Gegenſtand loszureißen. „Mit all' dem Hin und Her iſt am letzten Ergebniß jetzt nichts mehr zu ändern. Ich werde auf die Tribüne gehen und einige Bekannte begrüßen.“

„Hat Dich keine Deiner Damen auf der Reiſe begleitet?“

„Welch' ein Gedanke! Meine Frau hat überhaupt nicht das geringſte Verſtändniß für dieſe Dinge.“

„Und Deine Schwägerin? Seitdem ſie Reitunterricht nimmt, hegt ſie ja eine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für Alles, was vier Hufe trägt.“

Hardenegg zwang ſich, ſo ſauer es ihm auch wurde, zu einer kleinen ſcherzenden Neckerei.

„Es thut mir um Deinetwillen ſehr leid, daß ich ſie nicht mitbringen konnte, mein lieber Hartmuth. Aber vielleicht iſt es am beſten ſo, denn Du weißt ja, Spiel und Liebe taugen nicht zu einander.“

Rhoden zuckte mit den Achſeln.

„Bah! Ich werde dieſen ſchönen Traum fahren laſſen müſſen. Meine Chancen ſtehen gar zu ſchlecht.“

Hardenegg ſah ihn betroffen an.

„Wie ſoll ich das verſtehen? Biſt Du ſo ſchnell anderen Sinnes geworden?“

„Nein. Aber ich mache mir keine Illuſionen, daß Deine Protektion etwas vermöchte gegen die offenbare Abneigung Deiner Gemahlin. Und ich wiederhole Dir, daß ich mich nicht der Gefahr ausſetzen will, einen Korb zu erhalten.“

Digitized by Google

„Mein Wort zum Pfande, daß Du ihre Einwilligung haben wirſt, wann Du es wünſcheſt.“

„Nun, wir wollen nach dem Rennen weiter davon ſprechen. Du mußt mich entſchuldigen, denn ich habe hier noch Einiges zu thun.“

Während ſich Hardenegg, ſeiner vorhin ausgeſprochenen Abſicht gemäß, zur Tribüne begab, ſchlug der Baron die Richtung nach dem Wagehäuschen ein. In der Nähe deſſelben lehnte ein ſpindeldürrer Jockey, die Cigarette zwiſchen den Zähnen, an einem Pfoſten und unterhielt ſich in nachläſſiger Haltung mit einigen Offizieren. Das blaſſe Geſicht des jungen Menſchen, das einen ausgeprägt engliſchen Schnitt zeigte, war nicht eben angenehm zu nennen. Nichtsdeſtoweniger behandelten ihn die Offiziere ſo vertraulich und freundlich, als wäre er ganz ihres Gleichen. Rhoden geſellte ſich der kleinen Gruppe zu, anſcheinend ohne daß der Jockey es überhaupt bemerkte. Selbſt dem ſchärfſten Beobachter würde der raſche Blick des Einverſtändniſſes entgangen ſein, der zwiſchen Beiden gewechſelt worden war.

„Sie werden Ihrem Ruhmeskranze heute ein neues Blatt zufügen, Richmond,“ ſagte einer der Offiziere. „Es iſt mehr als Thorheit, daß Viſchering den ‚Klabautermann‘ überhaupt ſtarten läßt. Henderſon wird ein Meiſterſtück machen müſſen, wenn er noch als Zweiter oder Dritter placirt werden will.“

Fred Richmond blies gelaſſen den bläulichen Dampf ſeiner Cigarette von ſich.

„Wer weiß es?“ ſagte er phlegmatiſch. „Er wird

ſiegen oder er wird geſchlagen werden — Eines oder das Andere."

„Eine äußerſt tiefſinnige Weisheit, in der That!" lachte Rhoden, ſich in das Geſpräch miſchend. „Aber ich meine, die Herren könnten ſich wirklich über die Leiſtungsfähigkeit des ‚Klabautermann' täuſchen. Ich wünſche ihm ja den Sieg nicht, denn ich habe mich ſelbſt für die ‚Eglantine' engagirt; doch Ihre Zuverſicht vermag ich leider nicht zu theilen."

Ein Glockenzeichen rief die Pferde für die erſte Nummer des Rennprogramms zum Start, und die Offiziere entfernten ſich, nach ihren Krimſtechern greifend, um einen guten Beobachtungsplatz zu gewinnen. Fred Richmond blieb zurück, gleichgiltig wie zuvor an ſeinem Pfoſten lehnend, und ohne das geringſte Intereſſe für ein Rennen, an welchem er nicht betheiligt war. Doch auch der Baron v. Rhoden war nicht mit den Anderen gegangen.

„Nun, Fred," ſagte er halblaut in engliſcher Sprache, „ich hoffe, wir haben uns genau verſtanden."

„So hoffe ich auch, Sir" klang die gelaſſene Antwort zurück, „Sie haben meine Erklärung."

„Ja. Und ich weiß, daß man ſich auf Ihre Geſchicklichkeit verlaſſen kann, wenn Sie es ehrlich meinen."

„Ehrlich, Sir?" Der Jockey grinſte, daß die großen weißen Zähne zwiſchen den blaſſen Lippen ſichtbar wurden. „Ich glaube, Sie würden ſchlecht mit mir zufrieden ſein, wenn ich es wäre."

„Nun, Sie mögen es nennen, wie es Ihnen beliebt. Sie halten die ‚Eglantine' alſo unter allen Umſtänden zurück?"

„Ich werde das arme Thier ſchonen, Sir. Aber ich bringe Ihnen das Opfer nur aus alter Dankbarkeit und aus gutem Herzen, denn es iſt ſicher, daß ich dabei verliere."

„Wozu dieſe Redensarten, Fred, nachdem wir den Preis einmal feſtgeſetzt haben. Sie ſind ohnedies verwünſcht theuer mit Ihren kleinen Gefälligkeiten, mein Junge."

„Wie beliebt, Sir? — Wünſchen Sie das Geſchäft rückgängig zu machen? Ich bin mit Vergnügen bereit, denn aufrichtig geſprochen, es geht mir beinahe gegen die Ehre."

Rhoden antwortete ihm nur mit einem Auflachen, das im Grunde ſehr beleidigend war, ohne doch den Engländer aus ſeinem ſtoiſchen Gleichmuth aufrütteln zu können.

„Und wenn man Verdacht ſchöpft?" fuhr er in unverändertem Tone fort, mit dem Nagel des kleinen Fingers die Aſche von ſeiner Cigarette ſchnellend. „Wenn man mich für ein paar Monate von der Rennbahn ausſchließt, was dann, Sir?"

Der Baron klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und ſagte, ſich dicht zu ſeinem Ohr neigend: „Wenn Fred Richmond ein Stümper wäre, der Gefahr liefe, mit einem kleinen harmloſen Manöver gleich Verdacht zu erregen, ſo hätte ich mich wohl gehütet, mich an ihn zu wenden. Ich denke, wir Beide kennen einander, alter Freund."

Fred lächelte halb geſchmeichelt und halb ironiſch.

„Well, Sir! Sie haben meine Zuſage. Was ich thun kann, wird geſchehen."

Digitized by Google

Damit gingen ſie auseinander, ſicherlich ganz andere Empfindungen, als diejenigen gegenſeitiger Hochachtung und Verehrung im Herzen tragend. —

Hardenegg war indeſſen langſam zu der Tribüne des erſten Platzes hinüber gewandert. Er hatte es nicht eilig, denn die Bekannten, welche er vermuthlich dort antreffen würde, waren ihm gleichgiltig, und der alte Koſtomarow, gegen den er heute ja gewiſſermaßen die Pflichten eines Gaſtgebers zu erfüllen hatte, war ſchon gleich nach ihrer gemeinſamen Ankunft auf dem Rennplatze ſpurlos verſchwunden geweſen. So ſtieg der Freiherr, faſt theilnahmlos umherſchauend, die hölzernen, teppichbelegten Stufen empor. Da glaubte er eine wohlbekannte Stimme zu vernehmen, und ſeine Züge belebten ſich wunderbar, als ſein Auge der Richtung jenes Klanges gefolgt war. In einer reizenden Toilette ſaß dort, das feine Köpfchen von einem weißen Sonnenſchirm überſchattet, die Comteſſe Hertha Baſſewitz, in anſcheinend ſehr heiterem Geplauder mit ihrem Vater und einem ſchmucken Huſarenrittmeiſter begriffen.

Ohne Beſinnen näherte ſich Hardenegg ihrem Platze. Alles, was ihn beſchäftigte und mit banger Sorge erfüllte, war für den Moment verſchwunden oder doch in den Hintergrund gedrängt durch die Freude über dies unerwartete Zuſammentreffen. Obwohl geſtern zwiſchen ihnen von dem Rennen die Rede geweſen war, hatte ſie doch mit keiner Silbe ihrer Abſicht Erwähnung gethan, daſſelbe zu beſuchen, und dem Freiherrn flüſterte eine ſchmeichelnde Stimme in ſeinem Herzen zu, daß ſie dabei

vielleicht dem Wunsche gefolgt sei, ihm mit der Ueberraschung eine Freude zu bereiten. Die liebenswürdig heitere Art, in welcher sie ihn begrüßte, stand keineswegs in Widerspruch zu einer so vermessenen Annahme, und Hardenegg fühlte sein Herz immer heißer und stürmischer pochen, während er sich in den Anblick ihrer eigenartigen, bestrickenden Schönheit versenkte.

Wo hatte er denn nur seinen Verstand gehabt damals, als er den wohlüberlegten Heirathsplan seiner Mutter mit spöttischem Lächeln von sich gewiesen wie ein thörichtes, unsinniges Hirngespinnst? Und wo waren seine Augen gewesen an jenem Tage, da sich Hertha's knospende Schönheit vor ihm offenbart hatte, und da es ihn kaum mehr als ein einziges Wort gekostet haben würde, um das Netz zu zerreißen, welches er sich in Uebereilung und leidenschaftlicher Aufwallung selbst über das Haupt geworfen? Wenn er damals zur rechten Zeit seine klare Besinnung wieder gefunden hätte, wenn sie jetzt *sein* wäre mit all' ihrer Anmuth und Lieblichkeit, wie mit all' ihren irdischen Schätzen, müßte er dann nicht in Wahrheit der Glücklichste und Beneidenswertheste aller Sterblichen sein?

Er athmete schwer, während er sich zwang, unbefangen und heiter zu scheinen. Das inhaltsschwere letzte Wort seiner Mutter klang ihm wieder und wieder im Ohre nach, und es war, als säße ein Kobold hinter ihm, der mitten hinein in sein scherzendes Geplauder mit der geistvollen, sprühenden, in Liebreiz und Jugendfülle prangenden Gräfin spöttisch und höhnend riefe: „Was ist die

Malerstochter gegen sie? — Mache Dich frei von dieser Fessel, und sie ist Dein! Die Ketten sind ja nicht unlösbar, mit denen Dich Deine eigene Thorheit gebunden!"

Der Graf behandelte ihn freundlich und vertraulich, wie er es im Verkehr mit Standesgenossen gewöhnt war. So lange die Freifrau nicht zugegen war, die er um ihrer Herkunft willen zu ignoriren wünschte, existirte für ihn keine Nothwendigkeit, sich irgend welchen lästigen Zwang aufzuerlegen.

„Sie sind ja während der letzten Jahre fast eine Berühmtheit in Sportkreisen geworden, lieber Hardenegg," sagte er scherzend. „Wahrscheinlich sind Sie auch heute nur gekommen, um eine goldene Ernte einzuheimsen."

„Oder um Anderen zu solcher Ernte zu helfen," gab der Angeredete zurück. „Ein Rennpferd, und wenn man es noch so genau zu kennen glaubt, ist am Ende ebenso wenig zuverlässig, als irgend ein anderes der Werkzeuge, deren sich das launische Glück bedient. Ich wollte wahrhaftig, der große Entscheidungskampf wäre erst vorüber."

„Sie haben also gewettet?" fragte Hertha. „Ich glaube fast, es muß ein ganz eigener Reiz in der gespannten Erwartung liegen, mit welcher man alsdann dem Verlauf eines Rennens folgt."

„So lassen Sie auch uns wetten, Comtesse. Für das Norddeutsche Derby natürlich, denn wer kümmert sich heute um die anderen Nummern."

„Und was soll der Einsatz sein, Herr v. Hardenegg?"

„Was Sie bestimmen werden, meine Gnädigste. Wenn

Sie es wünschen, setze ich Alles, was ich besitze, Gut und Blut, meinen Leib und meine Seele."

Er hatte die letzten Worte mit gedämpfter Stimme gesprochen, so daß sie der Aufmerksamkeit des Grafen entgangen waren. Hertha aber schien sie für nichts Anderes zu nehmen, als für einen galanten Scherz, denn sie erwiederte ohne Verlegenheit: „Nein, nein, das ist mir viel zu hoch. Ich verstehe zwar nichts von den üblichen Gebräuchen, aber ich meine doch, der Einsatz müsse von beiden Theilen der gleiche sein. Vielleicht ist es am besten, wenn wir diesen Punkt noch unentschieden lassen, oder wenn wir festsetzen, daß der Verlierende dem Gewinner einen Wunsch erfüllen müsse, unbedenklich und unweigerlich, wie schwer es ihm auch werde."

Jugendübermuth und Schelmerei blitzten aus ihren schönen Augen. Der Freiherr aber hatte Mühe, sich zu beherrschen und die heiß aufwallende Leidenschaft einzudämmen, welche sich ungestüm in seinen Worten Luft zu machen strebte.

„Ich nehme die Wette an," sagte er rasch, „und ich bitte Sie, Comtesse, die Bedingung gut im Gedächtniß zu behalten, welche Sie selbst gestellt: der Wunsch des Gewinnenden muß erfüllt werden, unbedenklich und unweigerlich, wie schwer es ihm auch werde."

„Gewiß! Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß Sie verlieren werden. Von den Pferden verstehe ich nichts, aber ich werde mir die besten Farben auswählen. Geben Sie mir Ihr Rennprogramm! So — da ist blau und roth: Jockey Henderson auf Graf Vischering's eng-

Digitized by Google

liſchem Vollbluthengſt ‚Klabautermann‘. Das iſt meine Farbe.“

„So hat Sie der Zufall dazu geführt, es mit meinem gefürchtetſten Gegner zu halten. Nun wünſche ich mehr als je, daß der ‚Eglantine‘ Flügel wachſen möchten.“

Wenige Minuten noch, und das Zeichen zum Start für den bedeutſamen Entſcheidungskampf des Tages wurde gegeben. Ein eigenthümliches Summen und Rauſchen ging über die Sitzreihen der Tribünen hin und durch die langen Linien der nach Tauſenden zählenden Zuſchauer. Jeder reckte ſich empor und ſuchte ſeinen Geſichtskreis nach Möglichkeit zu erweitern; ſelbſt denen, welche keinerlei perſönliches Intereſſe an dem Ausfall des Rennens hatten, theilte ſich etwas mit von dem anſteckenden Fieber geſpannteſter Erwartung, welches plötzlich all’ dieſe gewaltigen Menſchenmaſſen ergriffen zu haben ſchien.

Die ‚Eglantine‘ hatte einen günſtigen Platz an der inneren Seite der Bahn erhalten, und Hardenegg betrachtete mit Wohlgefallen durch ſein Glas den prächtigen Bau des Thieres, das heute in beſonders vorzüglichem Zuſtande ſchien.

„Das iſt Ihre Feindin, Comteſſe,“ ſagte er zu ſeiner ſchönen Nachbarin. „Faſſen Sie den gelben Jockey gut in’s Auge. Ich habe niemals einen beſſeren Reiter geſehen, als ihn.“

„Aber welch’ ein unangenehmes Geſicht!“ gab Hertha zurück. „Wenn ich der Beſitzer des Pferdes wäre, ſo würde ich es dieſem Menſchen wahrhaftig niemals anvertrauen.“

Ihre Unterhaltung verſtummte wie jede andere auf dem weiten Terrain. Vierzehn Pferde hatten ſich zugleich in Bewegung geſetzt, und zahlloſe Augen richteten ſich in der höchſten Anſpannung der Aufmerkſamkeit auf die Reiter, die ſich aus der geraden Linie ſogleich in einen regelloſen Schwarm verwandelt hatten. Beifällige, ermunternde, ſpöttiſche Zurufe wurden von allen Seiten laut, je nachdem der eine oder der andere der Reiter aus dem noch immer feſtgeſchloſſenen Knäuel hervorſtrebte oder hinter demſelben zurückblieb. Wenige Sekunden nur, und die müßige Neugier der Zuſchauer hatte ſich in die leidenſchaftlichſte Antheilnahme gewandelt. Keiner blieb davon frei, auch nicht die Comteſſe Hertha Baſſewitz, und das war ſicherlich gut für den Freiherrn, denn der Anblick, welchen er in dieſen Minuten gewährte, war gewiß nicht darnach angethan, den vortheilhaften Eindruck ſeiner Perſönlichkeit zu erhöhen. Sein Geſicht hatte ſich dunkel geröthet, ſeine Augen waren unnatürlich erweitert und ſeine Hände zitterten ſo heftig, daß er gezwungen war, den Krimſtecher ſinken zu laſſen. Schwer ſtützte er ſich auf die vor ihm befindliche Brüſtung, und man ſah, wie das Blut in den hoch aufgeſchwollenen Adern ſeines Halſes und ſeiner Schläfen pulſirte.

Er war nicht zufrieden mit dem Fortgang des Rennens. Wohl hatte ſich die „Eglantine“ alsbald an die Spitze geſetzt, aber dem kundigen Auge des Freiherrn wollte der gelbe Jockey immer weniger gefallen. Es war ſonſt nicht Fred Richmond's Art, ſeinen Renner ſchon im Beginn ſo gewaltig anzutreiben, wie er es heute that.

Der Vorſprung, welchen er damit gewann, war nicht unbedeutend, aber noch größer war die Gefahr, daß das Thier ſeine Kräfte vorzeitig verbrauchen würde, um ſo mehr, als gewiſſe unruhige Bewegungen ſeines Hauptes bewieſen, daß es keineswegs mit der nöthigen Stetigkeit und Sicherheit geſteuert wurde.

Der „Klabautermann" kam auf dem erſten Viertel der Bahn nicht über den fünften Platz hinaus, von da an aber rückte er, wenn auch langſam, ſo doch mit einer Gleichmäßigkeit vorwärts, welche alle Blicke auf ihn lenkte. Nun war er der Dritte, und jetzt — jetzt trennten ihn nur noch zwei Längen von der dahinfliegenden „Eglantine".

Hardenegg neigte ſich ſo weit nach vorn, als es ihm möglich war, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Wenn er ſelber da unten mit den Pferden um die Wette gelaufen wäre, hätte ſeine Bruſt nicht mächtiger arbeiten, nicht mühſamer nach Athem ringen können. Zwei Längen nur, und noch war faſt die Hälfte der Bahn zu überwinden! Aber es ſchien, als habe Fred Richmond die Ausdauer ſeines Renners dennoch richtig geſchätzt. Die Diſtanze zwiſchen dieſem und dem nächſten Pferde blieb eine geraume Weile ſcheinbar unverändert, bis ſich plötzlich, kaum fünfzig Meter vor dem Ziel, das Bild zum Vortheil des „Klabautermann" verwandelte. Eine einzige energiſche Anſtrengung, und er lag Seite an Seite mit der „Eglantine". Fred Richmond ſchwang unbarmherzig ſeine Gerte; aber das abgehetzte, athemloſe Thier war nicht mehr im Stande, ſeinem Nebenbuhler die Palme des Sieges ſtreitig zu machen. Mit einem Vorſprung von

einer halben Länge ging der „Klabautermann“ als Erſter durch das Ziel, und betäubender Jubel brauste über die ganze Länge der Rennbahn hinweg dem ruhmreichen Gewinner entgegen.

Comteſſe Hertha wehte luſtig mit ihrem Taſchentuch und rief dem glücklichen Jockey, als er auf ſeinem todmüden Pferde langſam an der Tribüne vorüberritt, ein lautes „Bravo!“ zu. Dann erſt wandte ſie ſich nach dem Freiherrn zurück, um ihn mit einem munteren Scherzwort über ſeine Niederlage zu tröſten. Aber ſie verſtummte unwillkürlich, als ſie einen Blick auf ſein dunkel geröthetes, zuckendes Geſicht geworfen hatte. Hardenegg mußte die Befremdung in ihren Mienen leſen, und er raffte ſich gewaltig zuſammen, um zu verbergen, was in ſeinem Inneren vorging. Aber er fühlte, daß er eine ſolche Verſtellung nicht lange würde durchführen können, und daß er vor Allem beſtrebt ſein müſſe, aus der Nähe der Comteſſe loszukommen.

„Sie ſind die glückliche Siegerin, das unterliegt keinem Zweifel,“ ſagte er mit einem verzerrten Lächeln. „Ich harre in Demuth des Schickſals, welches Sie über mich verhängen werden.“

Seine Erregung war eine zu furchtbare, als daß Hertha durch die konventionelle Maske hätte getäuſcht werden können, und ſie fühlte ſich offenbar ſehr peinlich berührt.

„Ich habe mir noch nicht die Mühe gegeben, über eine Forderung nachzudenken, welche ich an Sie ſtellen könnte,“ erwiederte ſie kühl. „Vielleicht fällt mir ſpäter einmal etwas Geeignetes ein.“

Digitized by Google

Sie kehrte ſich von ihm ab, dem flotten Huſarenritt-meiſter zu, der eben wieder mit ſporenklirrenden Schritten herankam, und Hardenegg entſchloß ſich nach kurzem Zaudern, ohne Abſchied zu gehen, wie empfindlich er damit auch die Geſetze der Höflichkeit verletzen mochte.

In müder Haltung ſchritt er über den Grasboden der Rennbahn dahin, um Rhoden aufzuſuchen. Die nächſte Viertelſtunde mußte ihm eine der folgenſchwerſten Entſcheidungen ſeines Lebens bringen, und er lachte ingrimmig vor ſich hin, als er daran dachte, daß er, von Tauſenden als einer der reichſten Grundherren des Landes beneidet, jetzt in einer Geldverlegenheit ſei, die ihn rettungslos in die Gewalt eines Freundes oder in die ſchmutzigen Hände gewiſſenloſer Wucherer liefern mußte.

Wohl zehn Minuten lang irrte er umher, ehe er des Barons anſichtig wurde. Rhoden ſtand in einem abgelegenen Winkel hinter dem Wägehäuschen in flüchtigem Geſpräch mit ſeinem engliſchen Freunde Fred Richmond. Der Jockey hatte jetzt einen eleganten Ueberrock über ſeine ſeidene Blouſe gezogen, und die unvermeidliche Cigarette dampfte ſchon wieder zwiſchen ſeinen farbloſen Lippen. Er ſah genau ſo gelangweilt und unverſchämt aus wie vorhin.

„Wiſſen Sie auch, beſter Freund, daß ich nicht ſehr weit entfernt war von dem frommen Wunſche, Sie möchten das Genick brechen?“ ſagte Rhoden, welchem Genugthuung und Siegesfreude aus den Augen blitzten. „War es denn nicht in Wirklichkeit nur ein blinder Zufall, der dem ‚Klabautermann‘ zuletzt noch einen Vorſprung gab?“

Der Jockey zuckte gleichmüthig mit den Achseln.

„Er hatte den Vorsprung, und das muß Ihnen genug sein, Sir. Ich habe mein Wort gehalten, und wie ich es halte, das ist schließlich meine Sache!“

In diesem Augenblick trat Hardenegg zu ihnen heran. Mit einem zornfunkelnden Blick streifte er den schmächtigen Engländer.

„Bis zu diesem Tage war ich der Meinung, Sie verständen zu reiten,“ sagte er, seinen Worten einen beleidigend geringschätzigen Ausdruck gebend, „heute habe ich es zu meinem Schaden eingesehen, daß ich mich getäuscht habe. Sie sind ein Stümper, und man sollte Ihnen kaum einen Droschkengaul, geschweige denn ein Rennpferd anvertrauen!“

Der Jockey lächelte spöttisch. Er wechselte einen raschen Blick mit Rhoden, dann spuckte er aus und ging, ohne den Freiherrn einer Antwort zu würdigen, davon.

Hardenegg aber ergriff ungestüm den Arm seines Freundes.

„Was nun?“ sagte er. „Deine Prophezeiung ist eingetroffen, Hartmuth, und ohne Deine Hilfe bin ich verloren!“

„Du siehst die Sache zu düster an. Es wird nicht so tragisch werden. Aber wir können das doch unmöglich hier unter freiem Himmel und inmitten so vieler Menschen besprechen. Laß uns drüben in der Restauration eine Flasche Heidsieck trinken!“

Der Freiherr erhob keine Einwendung, und Beide traten in das Restaurationszelt ein. Die halbdunkeln

Digitized by Google

Räume deſſelben waren ſammt und ſonders dicht gefüllt. Es ging darin ſo lärmend zu, daß ein Uneingeweihter ſchwerlich auf die Vermuthung gekommen wäre, faſt ausſchließlich Angehörige der erſten und bevorzugteſten Stände vor ſich zu haben. Rhoden hielt flüchtige Umſchau und winkte dann einen der Kellner zu ſich heran.

„Bringen Sie eine Flaſche Heidſieck nach jenem Tiſchchen dort in der Ecke; es ſcheint das einzige noch unbeſetzte zu ſein.“

Der Kellner verſchwand eilfertig, um gleich darauf mit dem Verlangten zurückzukehren und den beiden Herren die Gläſer zu füllen. Dieſe hatten ſich an dem Tiſchchen niedergelaſſen, ohne in der Dunkelheit den alten weißbärtigen Herrn ganz unten am Nachbartiſche zu bemerken.

„Wir dürfen hier ohne jeden Rückhalt ſprechen, Hartmuth,“ begann Hardenegg, „und ich denke, die Angelegenheit iſt ohnedies ſo weit geregelt, daß ſie keiner ausführlichen Erörterung mehr bedarf. Biſt Du in Bezug auf den in Frage kommenden Gegenſtand noch heute derſelben Anſicht wie bei unſerer vor acht Tagen auf Schloß Buchwald ſtattgehabten Unterredung?“

„Ja. Aber ich habe Dir ſchon vorhin kein Hehl gemacht aus den Bedenken, welche ich hinſichtlich Deines Vermögens, meine Bedingung zu erfüllen, hegen muß!“

Hardenegg runzelte die Stirn.

„Es ſollte Dir, wie ich meine, genügen, daß ich ſelbſt mir dies Vermögen zutraue, und daß ich die Bedingung auf mich nehme. Du wirſt mich natürlich auf meiner Heimreiſe begleiten, und ich gebe Dir anheim, ſchon heute

den Termin für Verlobung und Hochzeit nach eigenem Ermeſſen feſtzuſetzen."

„Wohl. Dieſer Termin müßte allerdings ein naheliegender ſein. Ich ſagte Dir's ſchon — meiner Geſchwiſter wegen."

„Und ich könnte das Erforderliche noch heute erhalten?"

„Noch heute, wenn es ſein muß!"

„Ohne irgend welche Belaſtung meines unbeweglichen Beſitzes?"

„Ja, da Du doch über denſelben nicht verfügen kannſt."

Dem Freiherrn fiel erſichtlich eine furchtbare Laſt vom Herzen. Er hatte während des kurzen Geſpräches mehrere Gläſer Champagner getrunken. Nun wendete er den Blick, und dieſer traf den ihm ſtarr in's Geſicht blickenden Ruſſen, den er jetzt, nachdem ſein Auge ſich an das herrſchende Dunkel gewöhnt, ſofort erkannte. Eine leichte Röthe der Verlegenheit färbte ſein Geſicht, denn der Ruſſe mußte offenbar ihre Unterhaltung mit angehört haben.

Raſch ſtand er auf und lud den Alten ein, mit an ihrem Tiſche Platz zu nehmen. „Sie werden gewiß nicht plaudern über das, was Sie ſoeben gehört," ſagte er gezwungen lachend. „Sie haben lange genug in der Welt gelebt, um zu wiſſen, daß auch ein begüterter Mann zuweilen in eine kleine Geldverlegenheit kommen kann, namentlich wenn er die Thorheit begeht, all' zu viel Vertrauen auf Kartenblätter oder auf unzuverläſſige Pferdebeine zu ſetzen. Ich ſelbſt befinde mich eben in einem ſolchen unangenehmen Fall. Ein Millionär, der ſich um die Beſchaffung von ein paar lumpigen Tauſenden in

Sorgen befindet — das ist komisch, nicht wahr? Aber es ist nun einmal so. Ich kann eben auf Buchwald und Alles, was dazu gehört, obwohl der Besitz fast unverschuldet ist, keine gesetzlich giltige Hypothek eintragen lassen."

Kostomarow, der kein Wort der leicht hingeworfenen Auseinandersetzung verlor, nickte zustimmend.

„Freilich nicht!" sagte er. „Die Güter sind ja das Eigenthum des Freiherrn Botho v. Hardenegg."

„Ja, das Eigenthum eines Todten, dessen einziger gesetzlicher Erbe ich bin. Es ist das Widersinnigste, was jemals auf der Welt dagewesen ist; aber ich habe bereits die einleitenden Schritte gethan, damit dieser unnatürliche Zustand ein Ende nehme."

„Es ist hohe Zeit dazu, wie mir scheint," bestätigte Kostomarow, und seine tiefliegenden Augen schienen noch heller zu funkeln.

Hardenegg aber bemerkte es nicht, und anscheinend immer mehr belustigt, fuhr er, sich jetzt jeden lästigen Zwanges entledigt glaubend, fort: „Natürlich wirst Du trotzdem irgend eine greifbare Sicherheit haben wollen, lieber Hartmuth, eine, die Dich wenigstens bis zur Erfüllung Deiner sogenannten Bedingung befriedigen kann. Ich erkläre mich von vornherein mit Allem einverstanden, was Dir selber wünschenswerth scheint."

„Du wirst einen Wechsel in Höhe der betreffenden Summe acceptiren, fällig in vierzehn Tagen. Ist innerhalb dieser Zeit meine Verlobung mit Fräulein Margarethe Stiller bekannt gemacht, so gebe ich Dir das

Papier gegen einen einfachen, auf drei Jahre lautenden Schuldschein zurück."

„Das ist nicht mehr als billig. Die Sache ist also abgemacht; Dein Wort darauf, Hartmuth!"

„Mein Wort darauf! Wenn es Dir beliebt, können wir jetzt oder in einer Stunde zur Stadt fahren, um die Angelegenheit bei meinem Bankier zu erledigen."

„Und nun ein Glas auf unsere Freundschaft und auf die verwandtschaftlichen Bande, welche uns künftig noch enger verknüpfen werden. Stoßen Sie mit uns an, Herr Kostomarow! Auch Ihnen bin ich aufrichtig zu Dank verpflichtet. Ohne unser zufälliges Zusammentreffen in dem alten Künstlernefte und ohne die ausdrückliche Bestätigung vom Tode meines Oheims, die ich aus Ihrem Munde empfing, würde doch Manches anders geworden sein."

Kostomarow folgte der Aufforderung nicht. Wie durch eine Ungeschicklichkeit hatte er sein Glas umgestoßen, so daß sich der Inhalt über die Tischplatte ergoß.

„Ich habe niemals von Botho Hardenegg's Tode gesprochen," sagte er, und es war ein dumpfer Klang, wie das Grollen eines mühsam unterdrückten Zornes, in seiner Stimme. „Es würde mich nicht einen Augenblick in Erstaunen setzen, wenn er jetzt mit einem Mal zwischen Ihnen und Ihrem Freunde stände."

Rhoden horchte hoch auf; aber der Freiherr war nicht mehr aus seiner guten Laune zu bringen.

„Sie werden sich bei meinem Freunde in den Verdacht bringen, zur Spiritistengemeinde zu gehören," meinte er

Digitized by Google

lachend. „Denn wenn uns mein seliger Oheim noch einmal erscheinen sollte, müßte er schon aus der vierten Dimension kommen. Und an diese Möglichkeit zu glauben, sind wir doch noch nicht benebelt genug. Herr Kostomarow wird Dir zu Deiner Ueberraschung und zugleich zu Deiner Beruhigung bestätigen, Hartmuth, daß er den Freiherrn vor beiläufig sechzehn oder siebenzehn Jahren in den Schneewüsten Sibiriens unter den Schüssen russischer Soldaten, die ihn als entsprungenen Bergwerkssträfling verfolgten, zusammenbrechen sah. Spreche ich die Wahrheit oder nicht?“

„Sie sprechen die Wahrheit, Herr v. Hardenegg!“

„Nun wohl, das ist mehr als genug, um uns Gewißheit über sein Schicksal zu geben, und wenn es Ihr Gewissen beruhigt, will ich Ihnen gern ausdrücklich bestätigen, daß Sie mir niemals erzählt haben, Sie hätten ihn mit begraben helfen. Und nun genug von dem alten Herrn, der meinem Familiennamen im Auslande nicht eben viel Ehre gemacht zu haben scheint. Meinetwegen mögen wir seinem Andenken ein stilles Glas weihen. Dann aber einen klingenden, schäumenden Kelch der lebendigen Schönheit! Stoßen wir an, meine Herren, auf Alles, was wir lieben!“

Seine Augen glänzten. Er war so aufgeräumt, wie ihn Rhoden seit Langem nicht gesehen hatte.

„Auf Ihre Gemahlin also, Herr v. Hardenegg!“ grollte der Alte mit seiner heiseren, unangenehmen Stimme. Doch der Freiherr, der in dem Jubel über die Erlösung aus drückender Sorge all' seine Würde und Selbstachtung vergaß, lachte ihm in's Gesicht.

Digitized by Google

„Ich will nicht hoffen, daß es meine Gemahlin ist, welche Sie lieben, Herr Kostomarow, doch sei es Ihnen unverwehrt, auf ihr Wohl zu trinken. Ich für meine Person denke an das holdeste aller weiblichen Wesen, an eine Göttin, welche jedenfalls ihre Namensschwester aus der Religion unserer Vorfahren an Schönheit weit hinter sich läßt. Auf ihr Wohl, meine Herren — sie lebe!"

Er leerte sein Glas und schleuderte es zu Boden, daß die Scherben splitterten. Dann warf er einen Blick auf die Uhr und stand etwas schwerfällig auf.

„Es wird Zeit, daß wir unsere leidige Geldangelegenheit in's Reine bringen, Hartmuth," sagte er. „Sie begleiten uns doch in die Stadt, Herr Kostomarow?"

Der Alte schüttelte das weiße Haupt. „Ich denke mich noch ein wenig hier am Platze aufzuhalten!"

„Nun denn, auf Wiedersehen. Ich hoffe, der Zufall führt uns noch einmal irgendwo zusammen."

Er wollte ihm abermals die Hand reichen, doch Kostomarow schien die Bewegung nicht zu bemerken.

„Ich hoffe es auch, Herr v. Hardenegg," sagte er, „und ich meine sogar, es Ihnen mit Bestimmtheit versprechen zu können."

Die beiden Kavaliere ließen dem Russen um seines Alters willen höflich den Vortritt, und er hinkte davon, während sie dem Standplatz der Equipagen zuschritten.

„Ein höchst unangenehmer Geselle," meinte Rhoden unterwegs, „ein Kerl, um Kinder zu erschrecken und Erwachsenen den Appetit zu verderben."

Aber Hardenegg erwiederte ihm in unverwüstlicher

Heiterkeit: „Was willſt Du! Er iſt einfach ein Narr, den man ſchon vor zwanzig Jahren hätte in ein Irrenhaus ſtecken ſollen. Mitunter kann es ganz unterhaltend ſein, ſich auch mit ſolchen Subjekten zu befaſſen.“

Und Derjenige, über welchen von den beiden vornehmen Herren in ſo wenig ſchmeichelhafter Weiſe geurtheilt wurde, hätte in dieſem Augenblick wohl auch jeden Anderen, der ihn beobachtete, zu einem ernſtlichen Zweifel an der Richtigkeit ſeines Verſtandes verleitet. Er war hinter der erſten Wegbiegung ſtehen geblieben, welche ihn dem Geſichtsfelde der beiden Anderen entzog; er hatte ſeinen knorrigen Krückſtock mit erſtaunlicher Kraft in den weichen Grasboden geſtoßen und ſeinen hageren Arm ausgeſtreckt, um die geballte Fauſt drohend zu ſchütteln.

„Ja, wir werden uns wiederſehen,“ knurrte er, unbekümmert um etwaige Lauſcher, in ſich hinein, „und Du wirſt die Stunde verfluchen, da es geſchieht! Das Maß der Niederträchtigkeit iſt voll bis zum Rande. Nun wird es Zeit, daß die Todten auferſtehen!“

Er hinkte zur Bahnſtation, und das ſchnaubende Dampfroß erreichte noch früher als die Equipagenpferde des Barons die nahe gelegene Stadt.

Achtzehntes Kapitel.

In vorgerückter Abendſtunde waren Hardenegg und Rhoden auf Schloß Buchwald eingetroffen, und da ſie es unterlaſſen hatten, ihre Ankunft vorher anzumelden, konnte es nicht auffällig erſcheinen, daß die verwittwete Freifrau für ſie nicht mehr ſichtbar wurde. Beobachtete

doch Frau v. Hardenegg seit ihrem Wiedereinzuge die streng geregelte und zurückgezogene Lebensweise einer ernstlich Leidenden, welche niemals in Gemeinschaft mit den anderen Schloßbewohnern ihre Mahlzeiten einnahm, und sich ihnen auch während der Tagesstunden nur für wenige flüchtige Augenblicke zeigte.

Selbst ihrem Sohne ließ sie an diesem Abend sagen, sie habe sich bereits zur Ruhe begeben und fühle sich zu angegriffen, ihn noch zu sprechen. So nahmen die beiden Freunde das Abendessen in Gesellschaft Elfriedens und ihrer Schwester ein, und da die junge Schloßfrau mehr als sonst unter einer trüben, niederdrückenden Stimmung zu leiden schien, ging es bei dem Mahle nicht eben all' zu munter und lebhaft her. Auch Margarethe war nachdenklich bis zur Zerstreutheit. Sie hatte für die galanten Scherze und für die witzigen Redensarten des Barons nicht die freundliche Aufmerksamkeit, welche sie ihnen sonst zuwendete, und vielleicht geschah es aus Mißmuth über dies frostige Benehmen, wenn sich Rhoden unter dem — bei seiner stählernen Natur stets unglaubwürdigen — Vorwande der Ermüdung gleich nach dem Essen zurückzog, ohne selbst die Einladung Kurts zu einer Cigarre und einer Parthie Ecarté anzunehmen. Auch Margarethe schlüpfte leise hinaus, und so sah sich Hardenegg mit seiner stillen und schweigsamen Gattin allein. Er war unruhig und nervös. Der erste Rausch, welchen das Bewußtsein, aller seiner Verlegenheiten mit einem Schlage ledig zu sein, hervorgerufen hatte, war nun doch verflogen, und die Verpflichtung, die den Preis seiner Rettung ausgemacht

hatte, drückte ihn schwer. Sicherlich war es am besten, sie gleich abzuwälzen und diesem unangenehmen Zustande lieber heute als morgen ein Ende zu machen.

„Es ist gut, daß wir Gelegenheit finden, ungestört mit einander zu reden," sagte er in einem mehr herrischen als freundlichen Tone. „Ich habe Dir eine angenehme Mittheilung zu machen, Elfriede. Es hat sich ein Bewerber um Deine Schwester gemeldet."

Sie sah überrascht zu ihm auf, und er glaubte, einen Ausdruck der Angst in ihren Augen zu lesen. Das war natürlich nur darnach angethan, die Reizbarkeit seiner Stimmung zu erhöhen.

„Ich brauche Dir nicht erst auseinander zu setzen," fuhr er mit vermehrter Schärfe fort, „aus welchen Gründen das als ein großes Glück für Deine Familie anzusehen ist. Und da die Person des Bewerbers alle wünschenswerthen Garantien bietet, habe ich mich selbstverständlich nicht bedacht, meine Zustimmung zu geben."

„Und wer ist dieser Bewerber, Kurt?"

„Ich meine, Du müßtest es errathen können, obwohl ich freilich gestehen muß, daß ich selber von dieser Ernsthaftigkeit seiner Absichten höchlichst überrascht war. Es ist kein anderer, als mein Freund Rhoden."

Elfriede gab kein Zeichen des Erstaunens. Sie hatte nach der von ihrem Gatten gewählten Einleitung in der That nicht erwartet, einen anderen Namen als denjenigen des Barons zu vernehmen; aber der Ausdruck ernster Entschlossenheit auf ihrem schönen Gesicht bewies, daß ihre Empfindungen nicht diejenigen einer freudigen Genugthuung waren.

Digitized by Google

„Du hätteſt ihm Deine Einwilligung nicht erklären ſollen, Kurt, ohne meine Schweſter und mich zu befragen," ſagte ſie mit jener ſtillen Feſtigkeit in ihrer ſanften Stimme, die er ſchon bei anderen, minder bedeutſamen Gelegenheiten als das Merkmal eines unerſchütterlichen Entſchluſſes kennen gelernt hatte. Und das war in dieſem Augenblick genug, um ihn in heller Erregung aufbrauſen zu laſſen.

„Und warum nicht?" fragte er heftig. „Scheint Dir etwa der Baron v. Rhoden, mein erprobter und beſter Freund, nicht würdig, die Hand des Fräuleins Margarethe Stiller zu beſitzen?"

Furchtlos begegnete ſie ſeinem zornfunkelnden Blick.

„Nein, er ſcheint mir deſſen nicht würdig," kam es klar und ruhig von ihren Lippen. „Er würde ſie unglücklich machen, und darum werde ich niemals dulden, daß ſie ihm ausgeliefert werde!"

Hardenegg ſtarrte ſeine Gattin an wie Einer, der ein Wunder erlebt. Er war vielleicht auf einen ſchwachen Verſuch ſchüchternen Widerſtandes gefaßt geweſen; dieſe entſchiedene Kriegserklärung aber brachte ihn für einen Moment völlig außer Faſſung.

„Du wirſt es nicht dulden?" wiederholte er nach einem Sekunden langen Schweigen. „Und Du meinſt, damit ſei es abgethan? Ich aber ſage Dir, daß Du Dich in einem gewaltigen Irrthum befindeſt über die Grenzen Deiner Macht. Ich werde den Aeußerungen Deiner kindiſchen Neigungen und Abneigungen, die ich nur zu lange geduldet habe, endlich mit voller Entſchiedenheit Halt gebieten, und werde Dich durch die Thatſachen daran

erinnern, daß ich zum Glück noch das Haupt meiner Familie bin. Aber Du ſollſt darum nicht ſagen dürfen, daß ich vernünftigen Vorſtellungen unzugänglich geweſen ſei. Nenne mir die Gründe, welche Dich zu dem Glauben berechtigen, daß Rhoden Deine Schweſter unglücklich machen werde."

„Ich zweifle an der Innigkeit und Wahrhaftigkeit ſeiner Liebe. Er würde vielleicht nicht daran denken, Margarethe zu ſeiner Frau zu begehren, wenn es ihn nicht reizte, einen Triumph über mich davon zu tragen — über mich, die er aus ganzer Seele haßt."

Hardenegg verzog die Lippen zu einem Ausdruck verletzenden Spottes.

„Ich wüßte in der That nicht, wie mein Freund zu ſo intenſiven Empfindungen für oder gegen Dich kommen ſollte, und die Annahme, daß ihm nach einer ſo kleinlichen Genugthuung verlangen könnte, iſt zu abgeſchmackt, um ernſthaft genommen zu werden. Man heirathet nicht, um irgend eine mißliebige Perſon zu ärgern. Haſt Du keine ſtichhaltigeren Einwendungen als dieſe, ſo magſt Du mich getroſt mit ihrer Aufzählung verſchonen."

„Und ſelbſt, wenn er heute etwas wie Liebe für ſie fühlte, wie raſch würde dies Strohfeuer erloſchen ſein! Sagt man's ihm doch zum Ruhme nach, daß er ſich ſchon tauſend Frauenherzen erobert habe."

„Nun, und was weiter? Du ſollteſt doch in dieſen vier Jahren bereits zu der Erkenntniß gekommen ſein, daß Deine ſpießbürgerlichen Lebensanſchauungen nicht diejenigen der Geſellſchaftskreiſe ſind, denen Rhoden ſeiner Geburt und

ſeiner Erziehung nach angehört. Mit der Moral einer Sonntagsſchule ſollteſt Du mir wahrhaftig nicht kommen!“

„Dieſe ſpießbürgerliche Moral aber iſt der heiligſte Beſitz meiner Schweſter, Kurt. Sie zu zerſtören, hieße ihrem Leben ſein Glück und ſeinen beſten Inhalt nehmen. Mag ſich doch der Herr Baron eine Lebensgefährtin wählen aus jenen Kreiſen, in denen, wie Du ſagſt, Geburt und Erziehung ein Anrecht geben auf ſo freie Auffaſſungen der ernſteſten Pflicht.“

Er empfand jedes ihrer Worte wie eine ſchwere Verurtheilung ſeines eigenen Thuns, und ihm war, als müſſe ſie ſeine verborgenſten Gedanken leſen können. Ein namenloſer Ingrimm gegen die ruhige, hoheitsvolle Frauengeſtalt, die ihm ſo furchtlos gegenüberſtand, wühlte in ſeinem Herzen.

„Iſt es Dein Freund Werner, welcher Dich ſolche tugendhafte Weisheit gelehrt hat?“ fragte er mit giftigem Hohn. „Und welche fromme Entſchuldigung hat er denn für ſich und für Dich gefunden, wenn es eine kleine Umgehung dieſer ſogenannten ernſteſten Pflichten gilt?“

Ihre ſchönen Augen öffneten ſich weit. Sie vermochte noch nicht die ganze Größe der Beſchimpfung zu erfaſſen, welche er ihr da in's Geſicht geſchleudert.

„Kurt!“ kam es von ihren bebenden Lippen. „Iſt es möglich, daß Deine Worte ſich auf mich beziehen?“

Und Hardenegg fühlte, daß er in ſeinem Zorn zu weit gegangen ſei, zu weit wenigſtens im Hinblick auf die unzulänglichen Beweiſe, welche ihm die Erzählung ſeiner Mutter in die Hände geliefert hatte.

Digitized by Google

„Wir werden ein anderes Mal davon reden," ſagte er finſter, „denn das Conto des Herrn Paſtor Werner führe ich auf einem zweiten Blatte. Für heute wünſche ich vor Allem mit dieſer Heirathsangelegenheit in's Reine zu kommen. Du kennſt nun meine Anſicht und Du wirſt ſchon um Deiner Schweſter willen gut thun, Dich ihr ohne weiteren Widerſpruch zu fügen. Doch will ich Dir noch eine letzte Mittheilung machen, in der feſten Zuverſicht, daß dieſelbe all' Deine Zweifel beſeitigt. Rhoden hat nicht nur meine feſte Zuſage, ſondern er beſitzt auch ein furchtbares Mittel, ſich an mir zu rächen, wenn jene Zuſage uneingelöst bleiben müßte. Und daß er ſich des Mittels bedienen würde, unterliegt keinem Zweifel, denn er wird durch die Umſtände beinahe dazu gezwungen. Nun überlege wohl, ob Du Deinen Einfluß auf Margarethe dazu mißbrauchen willſt, ſie zu einer Ablehnung des Antrages, des beſten, der ihr jemals gemacht werden kann, zu beſtimmen. Du würdeſt die Befriedigung einer eitlen und thörichten Laune nicht allein mit der Wohlfahrt Deiner Schweſter, ſondern auch mit meinem Unglück erkaufen, und auf Dich allein fiele die volle Verantwortung für Alles, was daraus entſtehen könnte. Ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit, Dich zu entſcheiden."

Er machte Miene, ſie zu verlaſſen, doch ihre Entgegnung, die feſt und ohne Zögern abgegeben wurde, hielt ihn zurück.

„Es bedarf keiner Bedenkzeit, Kurt, und Alles, was ich aus Deinem Munde vernehmen mußte, kann mich nur in der Ueberzeugung beſtärken, daß ich hier eine

heilige Pflicht zu erfüllen habe. Ich weiß nicht, was Du von Rhoden zu erkaufen gedenkst, aber ich schwöre Dir, daß nicht meine unschuldige, ahnungslose Schwester den Kaufpreis bilden wird."

Hardenegg stürzte auf sie zu, als wenn er sie schlagen wollte. Er hatte ihr ein Geständniß gemacht, welches fast einer Demüthigung gleich kam, um damit ihren letzten Widerstand zu brechen, und sie wagte es trotzdem, auf diesem Widerstande zu beharren. Mit geballten Fäusten stand er vor ihr, kaum noch seiner selbst mächtig in äußerster Wuth.

„Weib!" knirschte er. „Hast Du vergessen, was ich an Dir und Deiner Sippschaft gethan habe? Hast Du vergessen, daß ich Euch aus dem Elend gerissen, Euch vor einer jammervollen Zukunft bewahrt habe? Damals hattest Du keine Bedenken, Dich — zu verkaufen!"

Je brutaler die Ausbrüche seines Zornes waren, desto mehr schien das Antlitz Elfriedens in marmorner Ruhe zu erstarren.

„Und gerade weil ich in dem Schicksal Margarethens das meinige nicht wiederholt sehen will, werde ich mich Deiner Absicht widersetzen mit allen Mitteln, über die ich verfüge."

Hardenegg ging mit einigen ungestümen Schritten zum Tische und schlug auf die Glocke.

„Das werden wir ja sehen!" sagte er. „Ich bin doch begierig, zu erfahren, wie weit Du es zu treiben wagst!" Und zu dem eintretenden Diener gewendet, befahl er: „Melden Sie dem Fräulein Stiller, daß wir sie in einer

ſehr wichtigen und dringenden Angelegenheit ſprechen möchten. Wir laſſen angelegentlichſt um ihr ſofortiges Erſcheinen bitten."

Schweigend, mit auf den Rücken zuſammengelegten Händen, ging er auf und nieder. Elfriede näherte ſich ihm ein wenig und erhob bittend die Hände.

„Kurt, ich beſchöre Dich — laß mich erſt mit meiner Schweſter ſprechen! Sie kennt das Leben noch nicht, und ſieht es an wie ein Kind."

„Um ſo unbefangener wird ſie zu urtheilen vermögen. Ich wünſche eben nicht, ſie durch Dich beeinflußt zu ſehen!"

Die Thür ging auf und Margarethens zierliche Geſtalt ſtand auf der Schwelle. Ueberraſcht und ein wenig erſchreckt durch die ſeltſame Aufforderung zu einer ſo ſpäten Stunde blickte ſie verſchüchtert von Einem zum Anderen. Hardenegg ging auf ſie zu und nahm, ſich gewaltſam zur Ruhe zwingend, ihre Hand.

„Wir ſind eben im Begriff, eine Angelegenheit zu verhandeln, welche wir ohne Sie, liebe Margarethe, nicht zum Abſchluß bringen können," ſagte er, ſie zu einem Stuhl führend. „Ich ſtehe vor Ihnen als Freiwerber für einen lieben Freund, deſſen Huldigungen Sie ohne Zweifel mit dem feinen Gefühl des weiblichen Herzens längſt die richtige Deutung gegeben haben. Es liegt in Ihrer Hand, den Baron v. Rhoden zu dem glücklichſten aller Menſchen zu machen."

Die zagende Ungewißheit des jungen Mädchens hatte raſch einer aufrichtigen Beſtürzung Platz gemacht.

„Den Baron v. Rhoden — ich? Ach, es iſt nur

ein Scherz, den Sie mit mir treiben wollen, nicht wahr, Kurt?"

„Kein Scherz, sondern voller Ernst! Mein Freund Hartmuth liebt Sie aufrichtig seit unserem" — es widerstrebte ihm sichtlich, seines Hochzeitstages Erwähnung zu thun — „seit dem Tage, an welchem er Sie zuerst gesehen, und ich glaube längst bemerkt zu haben, daß er Ihnen, liebe Margarethe, nicht gleichgiltig ist. Muß ich darum noch etwas zu seinem Lobe sagen? — Er ist ein vollendeter Kavalier und ein reicher Mann. Er wird Ihnen ein Leben bereiten, um welches Tausende von Frauen Sie mit Recht beneiden können."

„Aber, mein Gott, wie ist denn das möglich! — Er will mich wirklich heirathen? Und warum — warum sagt er mir das nicht selbst?"

Hardenegg hatte während seiner letzten Worte Elfriede unausgesetzt fixirt. Es war, als ob er sie durch seinen strengen, gebieterischen Blick am Sprechen verhindern wollte. Aber er konnte es nicht wehren, daß Margarethe auf die Schwester zueilte und das erglühende Gesicht an ihrem Busen barg.

„Mein Freund hat sich zunächst an mich gewendet," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „weil er fürchtete, daß sich Einflüsse, die ihm feindlich sind, in einer für ihn ungünstigen Weise Geltung verschaffen könnten. Und aus demselben Grunde bitte ich Sie, mir jetzt auf der Stelle Ihre Antwort zu geben!"

„Aber ich weiß gar nicht, wie mir ist! Ich kann es noch immer nicht für Ernst und für Wirklichkeit neh-

Digitized by Google

men. Sage mir, Elfriede — liebe Elfriede, was ſoll ich thun?“

„Wenn Dich Dein Herz nicht unwiderſtehlich zwingt, mit einem Ja zu antworten, ſo —“

„Schweig!“ donnerte Hardenegg mit rückſichtsloſer Heftigkeit, die mühſam feſtgehaltene Maske wieder von ſich werfend. „Deine Anſicht in dieſer Sache iſt ohne Bedeutung, und Margarethe iſt alt genug, um der Vormundſchaft entrathen zu können.“

In heftigſtem Erſchrecken zitterte der Leib des jungen Mädchens. Sie warf einen ſcheuen Blick auf die zornverzerrten Mienen Hardenegg's, und ſie ſah in das marmorweiße Antlitz ihrer Schweſter, in die ſchönen Augen, auf deren Grunde ſie den ſtummen Ausdruck namenloſen Weh's zu leſen glaubte. Und wenn ſie auch dies Alles ſeinem inneren Zuſammenhange nach nicht begriff, ſo fühlte ſie doch inſtinktiv, daß hier eine folgenſchwere, verhängnißvolle Entſcheidung in ihre Hand gegeben war. Sich noch feſter und zärtlicher an Elfriede ſchmiegend, ſagte ſie mit ernſtem Blick auf den Freiherrn: „Ich glaube wohl, daß mir immer das Recht zuſtehen wird, mir den Rath meiner Schweſter zu erbitten. Und ich werde mich dieſes Rechtes in einer ſo ernſten Angelegenheit ganz gewiß bedienen. Ich kann Ihnen die Antwort, welche Sie zu haben wünſchen, nicht auf der Stelle geben. Der Antrag iſt mir völlig unerwartet, und ich brauche Zeit zur Ueberlegung. Kann mir der Herr Baron nicht eine Bedenkzeit von drei Tagen gewähren, ſo ziehe ich es vor —“

Hardenegg ließ sie nicht ausreden. Er fühlte, daß er hier an der Grenze seiner Macht angekommen sei, und daß er durch ein heftiges, unüberlegtes Wort Alles auf's Spiel setzen könne. Mit düster gefurchter Stirn trat er nahe an seine junge Schwägerin heran und sagte: „Diese Bedenkzeit ist Ihnen zugestanden, Margarethe, so wenig ich auch ihre Nothwendigkeit begreife. Aber ich darf nicht unterlassen, Sie zu warnen. Der Rath Elfriedens mag Ihnen in allen anderen Dingen von unschätzbarem Werthe sein; hier aber stehen Sie vor einer Entscheidung, für welche kein Anderer die Verantwortung übernehmen kann, am wenigsten Jemand, der von blinder Voreingenommenheit erfüllt ist. Auch ich will nicht versuchen, Sie zu beeinflussen, und ich beschränke mich auf die Versicherung, daß Sie gerade Ihrer Schwester keinen schlimmeren Dienst leisten könnten, als den, die Werbung meines Freundes abzulehnen. Denken Sie an diese meine Worte, wenn sie einen Entschluß fassen; und damit für heute — gute Nacht!"

Er ging hinaus, und noch Minuten lang nach seinem Weggange wagte Margarethe nicht, ein Wort zu sprechen. Schluchzend lehnte sie ihr Köpfchen an die Schulter der Schwester, während diese mit warmem, innigem Druck den Arm um ihre Schulter schlang. Und Elfriede war es, die dann zuerst das lange Schweigen brach.

„Weine nicht!" sagte sie herzlich. „Du wirst mein starkes, muthiges Schwesterchen sein, das sich nicht durch leere Drohungen einschüchtern läßt, nicht wahr?"

„Ach, Elfriede, wenn ich nur wüßte, was ich thun

ſoll. Dieſer Auftritt war ſchrecklich. Ich habe Deinen Gatten niemals ſo geſehen, und ich fühle mich verwirrt und unglücklich um Deinetwillen."

„Trotzdem wirſt Du thun, was Du Deinem Herzensglück und Deiner Zukunft ſchuldig biſt. Du darfſt dem leichtfertigen Lebemann, dem Spieler und Wüſtling Deine Hand nicht reichen."

„Und wenn ich Nein ſage, was könnte Dir alsdann geſchehen, Elfriede?"

„Nichts, das Dich beunruhigen müßte. Was ſollte mir auch geſchehen?"

„Deines Mannes Worte klangen ſo drohend, als wenn ſich etwas Fürchterliches hinter ihnen verbärge. Was meinte er nur, als er ſagte, ich könnte Dir keinen ſchlimmeren Dienſt erweiſen?"

„Ich weiß es nicht, Margarethe. Aber was es auch ſei, Du darfſt Dich dadurch nicht in Deiner Entſchließung beirren laſſen. Es iſt wahrlich an dem einen Opfer genug."

Und dieſe Worte, welche den Lippen der jungen Frau faſt wider ihren Willen entſchlüpft waren, ließen jäh den Schleier zerreißen, welcher bis dahin für das ahnungsloſe Kinderauge Margarethens die eigenthümlichen Vorgänge bei Hardenegg's Werbung umhüllt hatte, ſowie Alles, was ſpäter an Beängſtigendem und Unbegreiflichem auf Schloß Buchwald geſchehen war. Nun lernte ſie plötzlich begreifen, was unter dieſem einen Opfer zu verſtehen ſei, und die Erkenntniß von dem furchtbaren Ernſt des Lebens griff ſie wie ein Schauer an. Aber ſie verrieth nichts

von alledem, was innerhalb weniger Sekunden an gewaltigen Wandlungen in ihrem Herzen vorging. Stumm und lange schloß sie noch einmal die Schwester in ihre Arme; dann küßte sie sie auf den Mund und flüsterte zärtlich: „Ich habe ja drei Tage Zeit, und wer weiß, was innerhalb einer so langen Zeit geschieht! Gute Nacht, meine theure, geliebte Schwester — gute Nacht!“ —

Sie aber glaubte bereits zu wissen, was nach Ablauf dieser drei Tage geschehen würde, und in den langen, stillen Stunden einer schlummerlosen Nacht wurde die erste rasche Eingebung allgemach zum festen Entschluß. War sie denn zu Besserem bestimmt als ihre arme Schwester? Hatte sie nicht vielmehr die Pflicht, dem hochherzigen Beispiel zu folgen, das ihr Elfriede gegeben? Es war sonnenklar, daß diese an sich selbst nicht dachte, wenn sie ihr rieth, den Antrag des Barons zurückzuweisen. Hardenegg aber hatte gewiß nicht gelogen, als er gedroht, daß diese Abweisung schlimme Folgen für seine Gattin haben würde.

Nun wohl, noch war ja zum Glück das verhängnißvolle Wort nicht gesprochen worden, und um ihretwillen sollte Elfriede wahrlich nicht noch mehr des Herzeleids erfahren.

Neunzehntes Kapitel.

Ein schlichter, einspänniger Miethwagen hielt vor dem Pfarrhause von Frauensee. Mit raschem elastischem Sprunge verließ Ewald Stiller's schlanke Gestalt das Gefährt, und mit Unterstützung seines jungen Freundes kletterte auch Kostomarow von seinem hohen Sitze herab. Der mäßig

große Koffer, welcher hinten auf dem Wagen festgebunden war, schien die Absicht eines längeren Aufenthalts zu verrathen, und es war darum einigermaßen begreiflich, daß des Pastors alte Haushälterin, die vom Fenster der Plättstube aus die Ankommenden beobachtet hatte, eine höchst erstaunte und bedenkliche Miene machte. Mit keiner Silbe hatte ihr Herr eines zu erwartenden Gastes Erwähnung gethan, und die materiellen Verhältnisse der kleinen Predigerwirthschaft waren nicht so glänzende, daß man jederzeit ohne Weiteres auf das Eintreffen von Gästen vorbereitet gewesen wäre.

„Vielleicht sind sie nur vor ein falsches Haus gerathen," dachte sie, um sich zu trösten. „Der Junge ist übrigens ein hübscher Bursche, aber der Alte sieht wahrhaftig aus wie der Gottseibeiuns selber."

Nichtsdestoweniger hielt sie es für gerathen, eine neue weiße Schürze umzulegen und den beiden Fremden, welche eben über den sauber gehaltenen Gartenweg schritten, bis an die Schwelle der Hausthür entgegen zu gehen. Schon die erste knurrige Anrede des Alten zerstörte ihre schwache Hoffnung auf das Vollständigste.

„Ist dies das Haus des Pastors Werner?" fragte er. „Und können wir ihn sprechen?"

„Jawohl, der Herr Pastor ist in seinem Studirzimmer. Und wenn ich fragen dürfte, mit wem ich das Vergnügen habe —"

„Ist nicht nöthig! Wir führen uns schon selber ein, und es ist genug, wenn Sie uns den Weg zeigen. — Uebrigens können Sie inzwischen immer den Koffer los-

ſchnallen und in's Haus tragen, Kutſcher! So gibt es nachher keinen unnützen Aufenthalt."

„Hilf Himmel, das wird eine ſchöne Beſcheerung! Sie wollen wahrhaftig hier bleiben!" fuhr es der Haushälterin durch den Sinn, aber dem finſteren Ausſehen Koſtomarow's gegenüber hatte ſie nicht den Muth, auch nur das kleinſte Bedenken zu äußern, und ſo führte ſie die beiden Herren über den traulich anheimelnden Flur mit den weißgeſcheuerten, ſandbeſtreuten Dielen, den mächtig hohen Wandſchränken und dem durch das grüne Blattgewirr breitwipfeliger Bäume nur gedämpft hereinfallenden Lichte bis zu dem Studirſtübchen des jungen Geiſtlichen.

„Es iſt gut, Frau; wir danken Ihnen," brummte Koſtomarow. „Sie haben jetzt wohl die Freundlichkeit, ein wenig auf unſere Sachen zu achten."

Erſt als ſich die würdige Matrone kopfſchüttelnd zurückgezogen hatte, klopfte er an die Thür. Eine männlich tiefe und doch milde Stimme rief „Herein", und in der nächſten Minute lag Ewald an der Bruſt ſeines zu ſo ſtattlicher Kraft und Schönheit herangereiften Freundes. So groß auch die Ueberraſchung Werner's ſein mochte, um Vieles größer war doch ſeine Freude über das unverhoffte Wiederſehen, und erſt nachdem er den jungen Mann wiederholt in ſeine Arme geſchloſſen und ihn immer wieder mit ſtaunender Bewunderung betrachtet hatte, fiel es ihm ein, ſich auch an den Alten zu wenden, welcher ſchweigend neben der Thür auf ſeinem Krückſtocke lehnte. Er kannte ihn ſeinem Ausſehen nach gut genug, wenn-

Digitized by Google

gleich sie niemals ein Wort mit einander gewechselt hatten, und so hieß er ihn denn mit schlichter Herzlichkeit willkommen.

Kostomarow schüttelte seine Hand, und während es ihm wie ein Strahl freudigen Stolzes aus den Augen leuchtete, sagte er: „Ich denke, sein Aeußeres liefert den Beweis, daß er nicht zu Grunde gegangen ist unter meiner Führung; aber ich bin's ihm schuldig, zu bekennen, daß sein eigenes Verdienst daran bei Weitem das größte ist. Er ist ein braver Junge, der sich sein Glück und seinen Ruhm ehrlich selber verdient. Er hätte es auch ohne mich zu etwas Rechtem gebracht. Und nun, mein lieber Herr Pastor, sagen Sie ihm zu seiner Beruhigung, daß sein Vater und seine Schwestern am Leben sind. Ich habe ihn schon im Verdacht, daß er es mir nicht mehr glauben will."

Werner blickte erstaunt auf den jungen Geiger.

„Wie, Ewald, Du warst noch nicht bei ihnen? Und ich glaube doch, Dein erster Weg müsse dem Vater gelten."

Ewald sah verlegen vor sich hin, doch Kostomarow kam ihm in seiner derben Art zu Hilfe.

„Sie sollen ihn darum nicht schelten, denn wenn ich seinem weichen Herzen nachgegeben hätte, wäre er dem eigensinnigen Alten schon vor drei Jahren reumüthig um den Hals gefallen. Aber es handelt sich hier um ganz andere Dinge, als um Rührseligkeiten, und wir sind aus zwingenden Gründen genöthigt, das Wiedersehen noch um ein paar Tage zu verschieben. Werden wir für diese Zeit bei Ihnen ein Unterkommen finden können?"

Digitized by Google

„Mein bescheidenes Haus steht Ihnen selbstverständlich offen. Aber halten Sie es nicht für eine Grausamkeit, Herr Kostomarow, dem liebenden Sohn und Bruder den Anblick seiner so lange entbehrten Angehörigen auch jetzt noch zu versagen?“

„Ich habe mich dem Wunsche meines Wohlthäters bereits gefügt, Johannes,“ versicherte Ewald eifrig. „Herr Kostomarow hat mir so unzählige Beweise seiner Freundschaft und seiner Herzensgüte gegeben, daß es eine beispiellose Undankbarkeit wäre, wenn ich hier gegen seinen Willen handelte. Und sie sind doch Alle gesund, nicht wahr?“

„Vollkommen gesund, so viel ich weiß.“

„Und meine Schwester Elfriede? Ist sie glücklich?“

Das Gesicht des jungen Geistlichen wurde sehr ernst. Er hatte kein Recht, zu sagen, was er wußte; aber er konnte auch nicht lügen.

„So weit eine getreue Pflichterfüllung glücklich machen kann, wird sie es sein, Ewald. Alles Andere magst Du aus ihrem eigenen Munde hören.“

Der junge Künstler fragte nicht weiter. Werner's Worte sagten ihm zur Genüge, daß seine Befürchtungen nur zu berechtigte gewesen waren. Auch der Pastor wünschte wohl, das Gespräch nicht fortzusetzen. Er entschuldigte sich für einige Minuten bei seinen Besuchern, um mit der Haushälterin wegen der in aller Eile zu treffenden Anordnungen eine kurze Rücksprache zu nehmen, und wenn die wackere Alte durch seine Eröffnungen auch nicht gerade in lebhaftes Entzücken versetzt wurde, so war sie ihrem Ge-

bieter doch all' zu aufrichtig ergeben, um nicht sogleich Alles aufzubieten, was in ihren Kräften stand. Ihr eigenes im Erdgeschoß gelegenes Schlafzimmer wurde Kostomarow eingeräumt, und Ewald erhielt das freundliche Giebelstübchen, von dessen Fenster aus er einen weiten Ausblick über das Dorf und das ganze anmuthig grünende Thal bis hinüber zu den stolzen Zinnen und Thürmchen von Schloß Buchwald genoß. Während er da oben seinen Anzug wechselte, hatte der Russe noch eine kurze, aber sehr ernste Unterredung mit dem Herrn des Hauses, und das Ende dieser Auseinandersetzung war, daß Werner mit Wort und Handschlag versprach, daß Keiner der Schloßbewohner und, soweit es möglich sei, auch Niemand aus dem Dorfe etwas von dem Besuch im Pfarrhause erfahren solle.

„Und Ihr Hausdrache?" fragte Kostomarow zuletzt. „Die Frau sandte mir vorhin ein paar so giftige Blicke zu, daß ich fürchte, sie wird die Neuigkeit alsbald von Thür zu Thüre tragen."

Aber der Pastor beruhigte ihn lächelnd.

„Sie ist wohl zuweilen ein wenig brummig, aber treu wie Gold, und wenn es sein muß, verschwiegen wie das Grab. Von dieser Seite droht Ihnen wahrhaftig keine Gefahr."

„Nun, um so besser! Und ich hoffe, die Heimlichthuerei wird bald ein Ende haben können."

„Das wäre freilich zu wünschen. Ich mache Ihnen kein Geheimniß daraus, daß sie mir herzlich widerstrebt."

„Aber Sie werden mir Recht geben, junger Freund,

Sie werden mir Recht geben, vielleicht noch ehe die Sonne dreimal untergegangen iſt. Sie werden mir dann im Grunde ihres Herzens jeden Zweifel abbitten und jeden Verdacht, den Sie jetzt wohl noch gegen meine Abſichten hegen mögen."

Bald nachher hatte der Alte das Haus verlaſſen, und Niemand wußte, wohin er gegangen ſei. Die beiden Freunde aber ſaßen in eifrigem Geſpräch bei einander, denn Ewald hatte gar viel zu erzählen von ſeinen Erlebniſſen während der letzten vier Jahre, und wenn er auch über ſeine jüngſten Erfolge mit Beſcheidenheit hinweg zu gehen ſuchte, ſo mußte er ihrer doch inſoweit Erwähnung thun, daß Werner mit inniger Freude die ſtolze Genugthuung Koſtomarow's über ſeinen Zögling begriff.

Als der Paſtor dann am Nachmittag durch die Geſchäfte ſeines Amtes in Anſpruch genommen wurde, konnte Ewald der Verſuchung, einen Spaziergang in die Umgegend zu machen, nicht länger widerſtehen. Er betrat dieſen Boden ja nicht zum erſten Mal, und wieder, wie bei ſeinem damaligen Verweilen auf demſelben, war es ihm zur Pflicht gemacht worden, die nächſte Umgebung von Schloß Buchwald zu meiden. Auch diesmal vermochte er die eigentlichen Beweggründe dieſes Verbotes nicht zu begreifen; aber er achtete ſie auch heute; und trotz der heißen Sehnſucht, welche er nach ſeinen Angehörigen empfand, war es auch nicht einmal das prunkende Schloß, wohin es ihn jetzt ſo allmächtig zog. Er mußte vor Allem jenen Wieſenrand an dem luſtig plätſchernden Bergwaſſer wiederſehen, wo ſeinem jungen Herzen die ganze Wonne einer erſten Liebe aufgegangen war, und

wo er zuerſt das tiefe Weh des Scheidens in ſeiner ganzen Bitterkeit und Schwere empfunden hatte.

Es wurde ihm nicht ſchwer, die Stelle zu finden, denn die dunkle Maſſe des Waldvorſprunges, aus welchem damals die beiden rettenden Schüſſe gefallen waren, diente ihm als Wegweiſer. Und hier ſchien ihm Alles ganz ſo, wie er es an jenem Tage geſehen hatte. Der Wald und die Wieſe, der murmelnde Bach, und der wolkenlos blaue Himmel über alle dem, nichts war anders geworden in der langen Zeit, und er warf ſich nieder in das hohe Gras, um den ſüßen Träumen der Erinnerung Raum zu gewähren in ſeiner Seele.

Aber es miſchte ſich gar ſo viel Wehmuth und Bitterkeit in dieſe Träume; denn neben das Bild des ſchönen, wilden, zutraulichen Kindes, welches hier an ſeiner Seite geruht, ſtellte ſich immer wieder dasjenige der glänzenden, vornehmen Dame, die ihm herablaſſend einige liebenswürdige Artigkeiten geſagt und ſich dabei vielleicht in der Stille des Herzens über die ungeſchickten Ausbrüche ſeines heißen Empfindens luſtig gemacht. Er ſah ſie wieder an der Seite ſeines ſtattlichen Schwagers durch die lichterfüllten Säle ſchreiten, er ſah ihr Erröthen, hörte ihr ſilberhelles Lachen, und es war ihm, als müſſe ſich all' ſeine tiefinnige Liebe in Groll verwandeln.

Nicht länger duldete es ihn auf ſeinem weichen, duftigen Raſenteppich. Er ſprang auf, ſchüttelte die dunklen Locken aus der Stirn, und ſchritt weiter, unbekümmert darum, wohin er gelangen würde, auf einem Wege, welcher der Richtung nach Buchwald entgegengeſetzt war.

Digitized by Google

Und wohl eine halbe Stunde lang mochte er gewandert sein, vom tiefsten Frieden der schweigenden Natur umgeben, als der gedämpfte Hufschlag eines Pferdes die Stille unterbrach. Der Weg war schmal, und er mußte unter die Bäume treten, um das leichte Gefährt vorüber zu lassen, welches da auf ihn zukam. Es war ein eleganter, zweisitziger Brougham, von einem feurigen, edel gebauten Traber gezogen. Neben dem Diener, der mit verschränkten Armen steif wie eine Holzpuppe dasaß, führte eine schlanke, schwarz gekleidete junge Dame die Zügel. Ewald blickte nicht auf bis zu ihrem Gesicht, und er konnte sie darum nicht erkennen. Aber es war ihm, als habe er einen leisen Ausruf der Ueberraschung vernommen, und wie er sich nun, da das leichte Wägelchen vorüber war, anschickte, weiter zu gehen, da hörte er ganz deutlich von einer hellen, lieben Stimme seinen Namen.

Hastig wandte er sich um und sah, wie die junge Dame das Pferd parirte, wie sie dem steifen Diener die Zügel zuwarf und mit einem einzigen Sprunge von ihrem hohen Sitz herab den moosigen Waldboden erreichte. Sie hatte dem Kutscher einen Befehl zugerufen, welchen Ewald nicht verstand; dann kam sie rasch auf den vor Staunen fast Bewegungslosen zu, in ihrem knapp anschließenden Fahrkleide ganz so schlank und biegsam und zierlich, wie damals in ihrem knabenhaften Jagdanzuge. Verwirrt, verlegen, und doch außer Stande, das Gefühl der Glückseligkeit zu verbergen, welches ihm hell aus den Augen leuchtete, zog Ewald seinen Hut. Hertha aber streifte mit einem energischen Ruck den langen ledernen Fahr-

handſchuh von ihrer Rechten und bot ihm vertraulich wie einem guten Kameraden ihre Hand.

„Ich heiße Sie willkommen, trotzdem Sie zum zweiten Mal den Verſuch gemacht haben, ſich ohne Wort und Gruß an mir vorüber zu ſchleichen. Denn zu Ihrer Ehre nehme ich an, daß Sie nicht nur durch einen Zufall hier auf den Weg zum Herrenhauſe von Lankenau geriethen.“

Diesmal — das fühlte Ewald mit beſeligender Gewißheit — war nichts Konventionelles und Unaufrichtiges in der Herzlichkeit, mit welcher ſie ihn begrüßte. Und was er noch vor wenigen Minuten an vermeintlichem Groll gegen ſie empfunden, das verwehte vor ihrem liebreizenden Lächeln in alle Winde.

„Wenn es ein Zufall war, Comteſſe,“ ſagte er, die weiche, weiße Hand muthig ergreifend, „ſo war es einer von jener Art, die Einem der Himmel wahrlich nicht oft beſcheert. Ich ahnte nicht, daß ich das Glück haben würde, Sie zu ſehen, in einem Augenblick, da alle meine Gedanken ſich mit Ihnen beſchäftigten.“

Aus den ſtrahlenden Augen traf ihn ein ſchelmiſcher Blitz.

„Ein ſchlagfertiges Kompliment nach guten Pariſer Vorbildern — nicht wahr?“

„Es würde mir wehe thun, wenn Sie an meiner Aufrichtigkeit zweifelten, Comteſſe.“

„Soll es mir denn nicht zuſtehen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Wollen Sie leugnen, daß auch Sie bei unſerer neulichen Begegnung keineswegs von meiner Aufrichtigkeit überzeugt waren?“

Digitized by Google

„Wie? Sie hätten errathen, daß ich — daß mir —"

„Alles habe ich errathen, denn Sie sind zum Glück ein herzlich schlechter Diplomat. Es ist Ihnen jedesmal vom Gesicht abzulesen, wenn Ihre Empfindungen und Ihre Worte im Widerspruch mit einander stehen. Aber Sie sehen wohl, daß ich Ihnen nicht böse bin. Ich hätte es getrost wagen dürfen, Ihnen ganz ehrlich zu sagen, daß man inmitten einer Gesellschaft von hundert neugierigen, lästernden und leider mehr oder weniger boshaften Menschen nicht ganz so zwanglos mit einander verkehren kann, als es Einem das innerste Gefühl vorschreiben möchte. Ein wenig Heuchelei ist nun einmal unvermeidlich, sobald mehr als Zwei beisammen sind. Hier aber ist Niemand als die Geister des Waldes, und ich weiß aus Erfahrung, daß man von ihnen nichts Böses zu befürchten hat."

Wie klang ihr süßes Geplauder dem jungen warmblütigen Künstler so wonnig in's Herz! Eine kühne Hoffnung, die alle Seligkeiten der Erde in sich schloß, erhob von Neuem zauberisch verlockend ihr Haupt, und ihm war, als ob der würzige Waldesduft, den er in tiefen Athemzügen sog, ihm Muth und Kraft geben müsse, Alles aus dem Wege zu räumen, was sich der Erfüllung jenes vermessenen Traumes so trotzig gewaltsam entgegenstellte.

„Wissen Sie auch, Comtesse," sagte er lächelnd, „daß Sie selbst mir viel eher wie eine Waldelfe, denn wie ein menschliches Wesen erscheinen? Sie haben die erquickende Natürlichkeit eines Kindes und Sie sind doch so

klug, als wenn Sie ſelbſt in den geheimſten Tiefen der Menſchenherzen leſen könnten. Wie die Feen und die guten Geiſter im Märchen den Sonntagskindern erſcheinen, ſo ſind Sie mir erſchienen, und ich fürchte nur zu ſehr, daß Sie mir auch wieder auf die nämliche Weiſe entſchwinden werden."

Sie hatte darauf keine Antwort, und er hatte vielleicht auch keine erwartet. Ohne daß ſie das Stocken ihrer Unterhaltung peinlich und bedrückend empfunden hätten, gingen ſie eine lange Weile neben einander hin. Ihre Herzen und ihre Augen unterhielten ja während deſſen eine ſtumme beredte Zwieſprache, und der ſommerliche Waldeszauber umwob ſie feſter und feſter mit ſeinen geheimnißvollen Fäden.

„Erzählen Sie mir etwas von Ihren Erlebniſſen während dieſer letzten vier Jahre," ſagte Hertha endlich leiſe. „Ich möchte wohl hören, wie es Ihnen erging und wie Sie es anfingen, ſo Großes zu erreichen."

Und Ewald gerieth nicht in Verlegenheit, wovon er ihr erzählen ſolle. Wie arm auch dieſe vier Jahre an äußerlich bedeutſamen Ereigniſſen geweſen ſein mochten, ſie hatten doch eine Welt von Kampf und Hoffnung, von Arbeit und Entſagung in ſich geſchloſſen, und der junge Künſtler erſtaunte über ſich ſelbſt, wie er nun für dies Alles mit einem Mal die rechten Worte fand. Nie in ſeinem Leben war er voll ſo warmer Beredtſamkeit geweſen, als in dieſer Stunde, vielleicht niemals hatte die Comteſſe Hertha Baſſewitz mit ſo andächtiger Aufmerkſamkeit gelauſcht. Sie achteten Beide nicht auf den Weg,

den sie genommen, und sie bemerkten es wohl kaum, daß sie, auf einen schmalen Waldpfad einbiegend, in weitem Bogen wieder dem Thale zustrebten.

Nun blickten sie einander überrascht und lächelnd an, da sich plötzlich die helle, prangende Landschaft vor ihnen aufthat, und dann lenkten sie, ohne daß es einer Verabredung bedurft hätte, zu gleicher Zeit ihre Schritte gegen jene Stelle hin, wo sich einst der verschwiegene Bund ihrer reinen jungen Herzen geschlossen. Sie standen am Rande des plätschernden, silberhellen Baches, und Hertha sagte, auf den kleinen Rasenhügel an der anderen Seite deutend: „Kennen Sie das Fleckchen noch? Dort wollen wir ausruhen."

Das krystallklare Wasser war ganz flach und einige Felssteine, die über die Oberfläche hinausragten, boten Gelegenheit, es bei einiger Geschicklichkeit trockenen Fußes zu überschreiten. Ewald trat ohne Bedenken in das kühle Naß, das ihn nicht viel höher als bis zu den Knöcheln umspülte, und Hertha reichte ihm ihre Hand, damit er sie bei dem Weg über die glatten Felssteine unterstütze.

Ob es der innige Druck war, mit welchem er die schlanken Finger umschloß, ob der leuchtende Blick seines Auges, das sie verwirrte — genug, ihr Fuß glitt von seinem schmalen, schlüpferigen Standpunkt ab, und sie wäre gestürzt, wenn sie nicht den Arm um die Schulter ihres Begleiters geschlungen hätte. Und wie die lebendige, wonnige Last an seinem Herzen ruhte, da war es um all' seine zagende Zurückhaltung geschehen. Aufjauchzend schloß er sie in seine Arme. „Hertha! Meine geliebte Hertha!"

Digitized by Google

flüſterte er, während ſeine Lippen ihre erglühende Wange faſt berührten, und widerſtandslos ließ ſie es geſchehen, daß er ſie durch den Bach bis zu dem kleinen Raſenhügel trug.

Auch als ſie da angekommen waren, gab er ſie noch nicht frei. Es war, als fürchte er wirklich, ſie könne ihm in Luft und Nebel zerfließen, wie einer der Waldgeiſter aus dem Märchen. Immer und immer wieder rief er ſie bei ihrem Namen, dieſem Namen, der ihm wie der Inbegriff erſchien alles Hohen, Herrlichen und Schönen, das die Erde zu bieten vermochte. Und ſie ließ es geſchehen, ohne ſich zu ſträuben. Ihr Antlitz ruhte an ſeiner Schulter, ihr Buſen hob ſich in raſchen Athemzügen, und in dem Blick, den ſie zu ihm erhob, ſpiegelte ſich eine Welt von Liebe, Hingebung und Glückſeligkeit.

Die Thurmuhr der Kirche von Frauenſee hatte bereits den Ablauf mehrerer Viertelſtunden verkündet, die den Weltvergeſſenen nur wie flüchtige Sekunden dahingeſchwunden waren. Da ſprang Hertha plötzlich auf und ſagte wie in luſtigem Erſchrecken: „O weh, mein armer ‚Darling‘, wie wird er mich mit Sehnſucht erwarten! Der Kutſcher hat den Auftrag, an einer beſtimmten Stelle des Waldes auf meine Rückkehr zu harren, und er wird ſicherlich glauben, daß ich einer Räuberbande in die Hände gefallen ſei. Und ich werde ihm nicht einmal in das Geſicht ſehen können, um Deinetwillen, Du böſer Menſch!“

Ewald wollte ſie bis zu dem Wagen geleiten, aber ſie verbot es ihm ganz beſtimmt.

„Dann möchten leicht noch ein paar weitere Stunden

vergehen, ehe wir dort angelangt wären," ſagte ſie. „Nein, nein, den Weg finde ich ſchon allein, und mir geſchieht gewiß kein Leid."

„Und wann ſehen wir uns wieder?"

„Wann? Ja, wirſt Du denn nicht zu uns kommen? Ich kann doch meinen guten, einzigen Papa nicht betrügen. Ich kann doch kein Geheimniß vor ihm haben."

„Glaubſt Du, daß er einwilligen wird, Hertha? — Ich bin ja nur ein armer bürgerlicher Geiger!"

Sie lachte und es ſah nicht aus, als ob ſie ſich ernſte Sorgen mache.

„Ja, mein tapferer Ritter, das iſt nun Deine Sache! Daß Dir mein Herz gehört, habe ich ja leider in thörichter Schwäche verrathen, meine Hand mußt Du Dir nun erbitten, ergeigen oder erkämpfen, wie es die Umſtände gebieten. Du haſt ja bewieſen, daß Du Muth haſt, und ich will Dir helfen, ſo weit ich es vermag."

„Wohl! Im Bewußtſein Deiner Liebe werde ich ſtark genug ſein, Dich einer ganzen Welt abzuringen. Ein Opfer aber muß ich dennoch von Dir erbitten. Für die nächſten Tage wenigſtens muß unſer Glück noch unſer Geheimniß bleiben. Ich wohne drüben beim Pfarrer von Frauenſee, der mir ein lieber Freund iſt, und die Bewohner von Schloß Buchwald dürfen nichts von meinem Verweilen in ihrer Nähe erfahren. Es handelt ſich da wirklich nicht um ſchlimme oder ſtaatsgefährliche Dinge, mein ſüßes Lieb, und Du darfſt volles Vertrauen zu mir haben. In wenig Tagen wirſt Du Alles, Alles erfahren, und mit männlichem Freimuth werde ich dann vor Deinen

Vater hintreten. Willst Du mir versprechen, noch so lange zu schweigen?"

„Es wird mir nicht leicht werden; aber ich sehe schon, Du Schrecklicher, daß Du von mir erlangen kannst, was Du willst!"

„Natürlich müssen wir uns schon früher, müssen uns schon morgen wiedersehen. Und wo, meine Hertha, wo wird es sein?"

„Ich weiß es nicht. Aber ich halte es nicht für unmöglich, daß ich mir morgen um dieselbe Stunde noch einmal die Stelle ansehe, wo ich um ein Haar in den Fluthen dieses reißenden Stromes ein schreckliches Grab gefunden hätte. Das ist natürlich keine Einladung zu einem Stelldichein, mein Herr! Ich erwarte durchaus nicht, Sie hier zu finden — hören Sie, durchaus nicht!"

Dabei hatte sie sich schon zum Gehen gewendet. Ewald wollte sie noch einmal erhaschen, aber sie war viel flinker und behender als er. Indem sie ihm winkte, zurückzubleiben, warf sie ihm noch eine Kußhand zu und verschwand dann wie ein Lichtstrahl zwischen den dunklen Stämmen.

Zwanzigstes Kapitel.

Hardenegg fand seine Mutter in anscheinend sehr angegriffenem und leidendem Zustande. Sie empfing ihn auf dem Sopha liegend, und reichte ihm bei seinem Eintritt mit einer müden Bewegung ihre Hand.

„Wie gut ist es, daß Du wieder da bist, mein Sohn!" sagte sie. „Ach, es war während dieser Zeit so schrecklich

leer und einſam um mich her, und Du kannſt nicht ahnen, wie viel Kummer und Herzeleid ich erduldet!“

„Was ſagſt Du da, Mama! Ich will doch nicht hoffen, daß man es im Verkehr mit Dir jemals an der ſchuldigen Hochachtung und Ehrerbietung habe fehlen laſſen.“

Die Freifrau ſchüttelte mit einem ſchmerzlichen Lächeln das Haupt.

„Es iſt nicht das! Wie kannſt Du glauben, Kurt, daß ich mit dieſen Malersleuten überhaupt verkehren würde. Aber wie ängſtlich ich mich auch hier in meinen ſtillen Zimmern gegen alles Draußenliegende abſperren mag, ich kann doch nicht verhindern, daß es bis zu mir hereindringt und mich um Ruhe und Frieden bringt!“

„Du ſprichſt ein wenig räthſelhaft, liebe Mama. Was iſt es, das bis zu Dir hereindringt? Haſt Du etwa neue Wahrnehmungen in Bezug auf“ — er räuſperte ſich — „nun, in Bezug auf meine Frau gemacht?“

„Ich? Meinſt Du, daß ich hinter ihr her geweſen ſei, um ſie auszuſpüren? Nein, ich habe ſie kaum einmal täglich zu Geſicht bekommen, und ich würde wahrlich nicht das Geringſte von ihrem Thun und Treiben wiſſen, wenn daſſelbe nicht ſchon zum Gegenſtand des Geſpöttes für die Dienſtboten geworden wäre.“

„Mama!“

„Ja, mein Sohn, es wäre eine übel angebrachte Wohlthat, Dir zu verſchweigen, was die Ehre Deines Namens untergräbt und Dich ſogar dem Hohn eines ſtumpfſinnigen Bauerngeſindels preisgibt. Und es verwundet Dich viel-

leicht weniger tief, wenn Du aus dem Munde Deiner Mutter erfährst, was Dir doch ein brutaler Zufall schon morgen, und ohne alle Vorbereitung in's Gesicht schleudern könnte."

„Aber, mein Gott, was ist denn das? Es klingt ja, als machte sich Elfriede der abscheulichsten Verbrechen schuldig!"

„Und selbstverständlich hältst Du sie dessen nicht fähig. Nun ja, Du hast sie ja aus Liebe geheirathet, und es ist nicht Deine Schuld, wenn ihre Beweggründe andere waren."

„Mama, ich bitte Dich herzlich, bei den Thatsachen zu bleiben. Ob meine Gattin vor unserer Verheirathung Liebe für mich gefühlt hat oder nicht, ist eine Frage, welche nur sie selbst beantworten kann, und welche sich Deiner Beurtheilung gänzlich entzieht."

Die Freifrau richtete sich aus ihrer liegenden Stellung empor. Die kränkende Zurechtweisung bewirkte, daß auch ihre Stimme härter und schärfer klang.

„Du bist darüber also wirklich noch im Ungewissen? Nun, es thut mir sehr leid, Dir den schönen Wahn von der zärtlichen Neigung der Malerstochter für Deine Person auf immer zerstören zu müssen. Ein Blick in diesen Brief wird Dich über den Werth Deiner Illusionen belehren."

Sie zog aus der Tasche ihres eleganten Morgenkleides ein zusammengefaltetes Blatt und reichte es ihm hin. Der Freiherr v. Hardenegg nahm es nur mit Zögern an und ehe er sich anschickte zu lesen, fragte er: „Was für ein Brief ist das, Mama? Wer hat ihn an Dich geschrieben?"

Digitized by Google

„Nicht an mich ist er gerichtet, sondern an Deine Frau!“

„Und wie bist Du in seinen Besitz gelangt? Ich kann doch wohl nicht annehmen, daß es auf eine unrechtmäßige Art geschehen sei.“

„Deine Gemahlin scheint sehr wenig Werth auf die Geheimhaltung des Blattes gelegt zu haben. Es wurde irgendwo von einem neugierigen Dienstboten gefunden, und hat vielleicht in der ganzen Dienerschaft die Runde gemacht, ehe es meine Kammerfrau in die Hände bekam. Diese ist zum Glück eine ehrliche und zuverlässige Person, welche es für ihre Pflicht hielt, den Brief mir einzuhändigen.“

„Mir scheint vielmehr, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, sich damit an die Verliererin zu wenden! Der ganze Vorgang ist ja geradezu skandalös, und ich werde das Gesindel sammt und sonders aus dem Hause jagen.“

„Um die Lästerung in alle Welt hinaustragen zu lassen, nicht wahr? Du hast mir gegenüber nicht immer ein so feines Zartgefühl gezeigt, wie in Bezug auf Deine Gattin!“

Hardenegg hielt den Brief in der Hand; aber er konnte sich noch immer nicht entschließen, ihn zu lesen. Er stand auf und ging umher, wie immer, wenn er im Kampf war mit sich selbst.

„Diese Art, in den Besitz fremder Geheimnisse zu gelangen, ist mir in tiefster Seele zuwider,“ sagte er. „Ich wünschte wahrlich, Mama, Du hättest dieses Briefes nicht Erwähnung gethan.“

„Ich mußte mich ſeiner wohl bedienen, weil ich ohne eine ſo gewichtige Unterſtützung in Gefahr geweſen wäre, von Dir abermals für eine Lügnerin gehalten zu werden.“

„Nun denn, meinetwegen!“ rief er mit unwilligem Entſchluß. „Solche halben Andeutungen und geheimnißvollen Anklagen zu ertragen iſt unmöglich.“

Er ſchlug das Blatt auseinander, blickte zuerſt auf die Unterſchrift und las dann von Anfang bis zu Ende. Es war jener von dem Kandidaten Werner an Elfriede Stiller gerichtete Brief, den ſie am Tage nach der Werbung Hardenegg's empfangen, und der von ſo entſcheidendem Einfluß auf ihre Entſchließung geweſen war. Die Freifrau hatte es für überflüſſig gehalten, ihrem Sohne zu bekennen, daß die ehrliche und zuverläſſige Kammerfrau in Wahrheit auf eine viel weniger harmloſe Art in den Beſitz des Blattes gelangt war, und die kluge Menſchenkennerin hatte ſich nicht in der Annahme getäuſcht, daß Hardenegg nach Ueberwindung der erſten Gewiſſensregungen ſich darum kaum noch kümmern würde.

Jetzt, wo der Argwohn gegen Elfriede längſt Wurzel gefaßt hatte in ſeinem Herzen und wo er um ſeiner ſelbſtſüchtigen Pläne willen faſt den Wunſch hegte, ſie einer Schuld überführen zu können, jetzt konnte dies beredte Zeugniß von der Reſignation des jungen Geiſtlichen, den er alſo mit Recht für einen Nebenbuhler gehalten, ſeine Wirkung nicht mehr verfehlen. Die dunkle Röthe des Zornes breitete ſich über ſeine Stirn, als ihm jedes dieſer gefaßten und doch ſo tief wehmüthigen Abſchiedsworte zu beſtätigen ſchien, was ihm ſeit der erſten Unterredung

Digitized by Google

mit ſeiner Mutter Stunde um Stunde höhnend im Ohre nachgeklungen: „Um Deines Geldes willen wurdeſt Du gewählt, und nur einem großmüthigen Verzicht dieſes ſelbſtbewußten und hochmüthigen Geiſtlichen haſt Du es zu danken, daß Du nicht mit einem Korbe heimgeſchickt wurdeſt!“

Seine Linke ballte ſich unwillkürlich zur Fauſt, und als er zu Ende geleſen, knitterte er ingrimmig das Blatt zuſammen.

„Niederträchtig!“ knirſchte er. „Und der Heuchler hatte die Stirn, ſich ſelbſt zu unſerer Trauung anzubieten; er entblödete ſich nicht, mit ſcheinheiliger Miene an meinem Hochzeitstiſche zu ſitzen! Ich hätte ihn damals vor dem Altar in's Geſicht ſchlagen oder ihn von dem Balkon des Schloſſes hinabwerfen ſollen, als ich ihn im Stelldichein mit meinem eben angetrauten Weibe überraſchte!“

Die verwittwete Freifrau hielt es für angemeſſen, den erſten Ausbruch ſeines Zornes mit keiner Silbe zu unterbrechen. Aber ihre Augen leuchteten unter den halb geſenkten Lidern. Der glückliche Zufall hatte ihr ja ſeit der Stunde ihrer Ankunft mächtig in die Hände gearbeitet, und ſie ſah das erſehnte Ziel viel näher vor ſich, als ſie es jemals zu erträumen gewagt. Geduldig harrte ſie auf eine Anrede oder Frage Hardenegg's, denn ſie fühlte wohl, daß ein unvorſichtiges Vorgehen noch immer geeignet ſein könnte, Alles zu zerſtören. Und dieſe Frage ließ denn auch nicht lange auf ſich warten. Der Freiherr ſteckte den zuſammengeballten Brief in die Taſche, ſtarrte einige Minuten lang durch das Fenſter in den

Park hinaus, ohne doch mit dem Geiſte wahrzunehmen, was er ſah, und kehrte ſich dann mit einer beinahe ungeſtümen Bewegung wieder gegen ſeine Mutter.

„Aber das war noch nicht Alles! Du ſagteſt ſelbſt, daß Du des Briefes nur bedurfteſt als einer Unterſtützung für die Glaubwürdigkeit Deiner weiteren Mittheilungen. Warum läſſeſt Du mich ſo lange auf dieſe Mittheilungen warten? Welcher Sünde macht ſich Elfriede ſchuldig? Und warum bin ich durch ihr Thun und Treiben zum Geſpött ſtumpfſinniger Bauern geworden?“

„Du ſollteſt Dich nicht ſo gewaltig aufregen, mein lieber Sohn! Heikle und ſchmerzliche Dinge wie dieſe bedürfen vor Allem einer Betrachtung und Behandlung mit kaltem Blute. Woher ſoll ich auch den Muth nehmen, zu ſprechen, wenn Du ſchon jetzt faſt außer Dir biſt?“

„Aber dieſe Umſtändlichkeiten und Vorreden machen mich vollends raſend. Sprich kurzweg, Mama! Ich bin nunmehr darauf gefaßt, auch das Aeußerſte zu vernehmen.“

„Nun wohl! Deine Gattin hat Tag für Tag heimliche Zuſammenkünfte mit dem Paſtor Werner, und die Diener lächeln ſich bedeutſam zu, wenn ſie des Abends, oft erſt um neun Uhr oder noch ſpäter, ohne jede Begleitung nach Frauenſee hinüber geht. Ja, man weiß ſich auch unter den Leuten bereits zu erzählen, wo die Zuſammenkünfte ſtattfinden. Nicht im Pfarrhauſe — o nein, ſo unvorſichtig iſt der Herr Prediger natürlich nicht — aber das abgelegene und verſteckte Häuschen, das der Tagelöhner Karſten hinter dem Mühlenwehr bewohnt, iſt auf das Trefflichſte für ſolche verſchwiegenen Unterhal-

tungen geeignet. Dorthin sieht man des Abends sowohl den Herrn Pastor Werner, wie die Frau meines Sohnes gehen, und man versichert, daß zuweilen die elfte Stunde bereits vorüber sei, wenn sie Seite an Seite wieder heraustreten."

Diesmal fragte der Freiherr nicht erst, woher seine Mutter ihre Kenntniß von alledem habe. Eine Anklage, welche so bestimmt und selbst unter Angabe so geringfügiger Einzelheiten auftrat, konnte unmöglich aus der Luft gegriffen sein. Und sie hatte überdies nach dem Voraufgegangenen fast nichts Ueberraschendes mehr für ihn. Die Freifrau v. Hardenegg hatte mit wenigen Schachzügen so geschickt operirt, daß ihm eine unerhörte Beschuldigung seiner Frau, eine Beschuldigung, die er noch vor wenig Wochen mit Verachtung weit von sich gewiesen hätte, wie etwas ganz Natürliches und Begreifliches erschien. Seine Leidenschaft flammte denn auch nicht so heiß und unbändig auf, als die Erzählerin es vielleicht erwartet hatte. Er blieb vielmehr äußerlich ganz gefaßt, und sagte nur, indem er es vermied, der Mutter in das Gesicht zu sehen: „Das ist natürlich das Ende! Ich werde meine Maßregeln nunmehr zu treffen wissen."

„Und was willst Du beginnen, Kurt? — Wenn der öffentliche Skandal nicht ganz zu vermeiden ist, muß er wenigstens so weit als möglich eingeschränkt werden. Ich bitte Dich, nichts zu thun, das Du bereuen müßtest!"

„Sei unbesorgt! Ein Pastor wird sich ja ohnehin nicht mit mir schlagen, auch wenn ich den Heuchler eines Schusses Pulver für würdig hielte. Aber ich möchte mir

trotzdem das Vergnügen nicht versagen, sie zunächst bei einer ihrer freundschaftlichen Unterhaltungen im Hause unseres verrufensten Wilddiebes zu überraschen. Dadurch erledigt sich das Unvermeidliche am kürzesten, und ich werde wenigstens die Genugthuung haben, der Heiligen und Reinen in eigener Person die Lügenmaske vom Gesicht zu reißen."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, Kurt, ob dies das geeignete —"

Fast unhöflich fiel ihr der Freiherr in die Rede.

„Was jetzt noch zu geschehen hat, geht mich allein an, Mama, und es wäre mir darum lieb, wenn Du es auch mir allein überließest! Es kann einem Manne nicht angenehm sein, solche Dinge des Längeren und Breiteren zu erörtern, und wäre es auch mit der eigenen Mutter."

Die Freifrau drückte ihr Taschentuch an die Augen. Sie schien sich plötzlich auf's Neue sehr angegriffen zu fühlen.

„Ich weiß wohl, daß man den Träger schlimmer Neuigkeiten in der Regel für die Neuigkeiten büßen läßt," sagte sie mit matter Stimme. „Aber um Deines künftigen Glückes willen werde ich gerne auch das noch ertragen."

Bei der Erwähnung seines künftigen Glückes dachte Hardenegg an Hertha v. Bassewitz, und es fuhr ihm durch den Sinn, daß seine Mutter denselben Gedanken gehabt haben mochte. Jedenfalls wußte er, daß er ihrer hingebendsten Unterstützung gewiß sein dürfe, und er sagte sich zugleich, daß ihm ohne diese Unterstützung das lockende

Ziel für immer unerreichbar bleiben würde. Einer Empfindung aufrichtiger kindlicher Dankbarkeit folgend, beugte er sich über die schmale, aristokratische Hand der Freifrau und führte sie achtungsvoll an seine Lippen. Mit einigen freundlichen Worten suchte er den Eindruck seiner letzten, rauhen Zurückweisung abzuschwächen, und erst als er sah, daß sie ihm nicht mehr zürne, ließ er sie allein.

Noch hing ja eine andere, düster drohende Wolke unmittelbar über seinem Haupte, und Diejenige, von welcher er Rettung erhoffte, war die Schwester des jungen Weibes, dessen Verderben soeben im Boudoir der Freifrau beschlossen worden war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Margarethe hatte am Tage nach jener stürmischen abendlichen Unterhaltung geflissentlich jedes Alleinsein mit der Schwester vermieden. Sie fühlte, daß ihr mühsam erkämpfter Entschluß noch immer auf recht schwachen Füßen stand, und daß sie Mühe haben würde, ihn gegen den liebevollen Widerstand Elfriedens erfolgreich zu vertheidigen. Einen Augenblick dachte sie daran, Hardenegg schon heute ihre Zustimmung zu erklären, aber der Wunsch, wenigstens noch für eine kurze Spanne Zeit im Vollbesitz ihrer Freiheit zu bleiben, behielt doch schließlich den Sieg.

Und dann mußte zuvor doch auch ihr Vater von dem erfolgten Antrage in Kenntniß gesetzt werden. Margarethe wußte wohl, daß er kaum versuchen würde, sie nach der einen oder anderen Seite hin zu beeinflussen, ohne seine ausdrückliche Zustimmung aber wollte und konnte sie sich nicht erklären.

Digitized by Google

So wartete sie den Augenblick ab, wo er — wie immer bald nach dem Frühstück — aus dem Speisesaal schlüpfte, um einen jener einsamen Spaziergänge zu unternehmen, die in der neuesten Zeit sehr ausgedehnte sein mußten, da er häufig für den ganzen Rest des Tages verschwunden blieb. Balthasar Stiller war offenbar keineswegs angenehm überrascht, als sich am Ausgang des Parkes sein jüngstes Töchterchen plötzlich in seinen Arm hing und schmeichelnd um die Erlaubniß bat, ihn auch einmal zu begleiten. Erst machte er allerlei Ausflüchte, die ziemlich unzweideutig die Absicht erkennen ließen, sie abzuweisen, und als er endlich zu der Erkenntniß kam, daß es unmöglich sein würde, dem Wunsch seines Lieblingskindes zu widerstehen, nahm er eine überaus feierliche Miene an.

„Gut!“ sagte er, „ich will Dich mitnehmen. Aber zuvor mußt Du mir erklären, daß Du schweigen kannst. Du wirst die Erste sein, welche mein Geheimniß erfährt.“

„Dein Geheimniß, Papa? So haben Deine Ausflüge also ein bestimmtes Ziel?“

„Gewiß. Glaubtest Du, daß ich ein Tagedieb sei, welcher sich Stunden lang zwecklos umhertreibt? O, Du sollst wunderbare Dinge sehen, mein Kind, Dinge, welche Dich wahrhaftig in Erstaunen setzen werden! Aber ich würde es Dir niemals verzeihen, wenn Du mich verrietheſt.“

Margarethe zweifelte nicht, daß es sich um eine jener harmlosen Sonderbarkeiten ihres Vaters handeln würde, die er zuweilen mit großer Wichtigkeit zu behandeln

pflegte; aber eine ganz eigene Beklemmung wollte ſie beſchleichen, als Balthaſar Stiller jetzt in das tiefe Dunkel des königlichen Forſtes einbog.

„Wohin gehen wir denn, Papa?“ fragte ſie leiſe. „Iſt es unvermeidlich, dieſen Weg einzuſchlagen?“

Der Alte lachte ſtill vor ſich hin.

„Ganz unvermeidlich, Du neugierige Evastochter! Und Du brauchſt Dich wahrhaftig nicht zu fürchten. Ich bin hier ſchon völlig zu Hauſe.“

„So haſt Du vielleicht gar die Abſicht, zu dem — zu dem —“

„Nun? Es wird Dir ja, wie es ſcheint, blutſauer, das Wort auszuſprechen, und ich ſehe wohl, daß ich Deine Wißbegierde befriedigen muß, wenn Du mich nicht mit Deinen Fragen umbringen ſollſt. Ja, ich will zu dem Oberförſter Reinach, zu meinem Lebensretter, meinem Freunde, dem beſten Menſchen, welcher jemals einen grünen Jägerrock getragen hat! — Aber was haſt Du denn, Mädel? Iſt Dir's mit einem Mal leid geworden, mich zu begleiten?“

Margarethe war nämlich bei der Erwähnung Reinach's plötzlich ſtehen geblieben, und die Unentſchloſſenheit, ob ſie weitergehen oder umkehren ſolle, malte ſich ziemlich deutlich auf ihrem Geſicht.

„Ich kann Dir doch wohl nicht ohne Weiteres in das Haus eines fremden Herrn folgen, Vater,“ ſagte ſie zögernd, während ein eigenthümlich verrätheriſches Roth über ihre Wangen flog. „Was müßte der Oberförſter davon denken!“

„Wie ich ihn kenne, würde er ſchwerlich Anſtoß daran nehmen; aber Du machſt Dir ziemlich überflüſſige Sorge, mein Kind. Reinach iſt um dieſe Zeit niemals in der Oberförſterei, und wenn Du es wünſcheſt, ſoll er kein Sterbenswörtchen von Deinem Beſuche erfahren.“

Margarethe ſah wohl ein, daß ſie dem Vater kindiſch erſcheinen würde, wenn ſie bei ihrem Vorhaben, auf halbem Wege umzukehren, verharrte. Den wahren Beweggrund, welcher ſie eine Wiederbegegnung mit Reinach fürchten ließ, konnte ſie ihm ja um ſo weniger nennen, als ſie ſelber kaum wagte, ihn ſich einzugeſtehen. So ſetzten ſie denn ihre gemeinſame Wanderung fort; aber während das junge Mädchen noch ſoeben die Abſicht gehabt hatte, dem Vater gleich jetzt die Eröffnung zu machen, welche ihr ſo ſchwer auf dem Herzen lag, wollte das verhängnißvolle Wort nicht mehr über ihre Lippen, ſeitdem der Name des Oberförſters genannt worden war. Lebendig ſtand die Erinnerung an die wenigen Begegnungen, welche ſie mit ihm gehabt, vor ihrer Seele. Sein Geſicht, ſeinen Blick, ja ſelbſt den Klang ſeiner Stimme vermochte ſie ſich ſo lebhaft zu vergegenwärtigen, als hätte er ſie erſt vor wenigen Minuten verlaſſen, und je hartnäckiger ihre Gedanken bei ihm verweilten, deſto ſchwerer erſchien ihr das Opfer, das zu bringen ſie doch um der Schweſter willen feſt entſchloſſen war.

So erreichten ſie das anmuthige Gebäude der Oberförſterei, ohne daß des Barons und ſeiner Werbung zwiſchen ihnen Erwähnung geſchehen wäre. Margarethe glaubte den Schlag ihres eigenen Herzens zu vernehmen,

Digitized by Google

und ihr Athem ging raſcher, als ſie, der Führung des Vaters folgend, die hölzerne Treppe mit dem ſchön geſchnitzten eichenen Geländer emporſtieg. Balthaſar Stiller ſchien ſich hier noch mehr zu Hauſe zu fühlen, als draußen im Walde, denn er begnügte ſich damit, einem Jägerburſchen, der ihm entgegen kam, freundlich zuzunicken, und dann öffnete er ſogar eine Thür des erſten Stockwerkes mit einem Schlüſſel, den er ſelber mitgebracht hatte.

Margarethe brauchte nur einen einzigen Blick in das geräumige Gemach zu werfen, um zu errathen, welche Bewandtniß es mit dem vorhin angedeuteten Geheimniß des Hiſtorienmalers habe. Was ſie da vor ſich ſah, war ein vollſtändiges Atelier von geſchmackvoller, anheimelnder Einrichtung, und mit einem gewiſſen waidmänniſchen Nebencharakter, welcher durch zahlreiche Geweihe an den Wänden, durch einige ausgeſtopfte Raubvögel und allerlei anderes Waldgethier zum Ausdruck kam.

„Sieh, mein Kind," rief der Alte feierlich, ſich an der Wirkung ſeiner gelungenen Ueberraſchung weidend, „dies iſt mein Heiligthum und der Tempel der Freundſchaft, welchen dieſer unübertreffliche Oberförſter mir erbaut hat. Hier habe ich erfahren, daß man niemals zu alt wird, um noch etwas Neues zu lernen, und von hier aus wird, wie ich meine, der Name Balthaſar Stiller noch einmal einen guten Klang gewinnen."

Margarethe hörte nur mit halbem Ohr auf ſeine Worte. Sie wagte kaum, ſich umzuſchauen, denn in jedem Augenblick meinte ſie, den Schritt Reinach's auf

der Stiege zu vernehmen. Als aber Alles im Hause still blieb, faßte sie endlich Muth und trat auf die Einladung ihres Vaters an die mit einem mäßig großen Bilde besetzte Staffelei heran, welche er inzwischen sorgfältig in die beste Beleuchtung gerückt hatte.

Und das, was sie sah, setzte sie wirklich in Erstaunen.

„Ist es möglich, Vater?" rief sie. „Ist das ein Bild von Dir?"

Der Alte lächelte halb wehmüthig und halb geschmeichelt.

„Die Frage darf mich nicht in Verwunderung setzen," erwiederte er, „denn ich selber bin sehr geneigt, sie mir immer wieder vorzulegen. Ja, es ist ein Werk meiner Hand. Ich habe die Ideale meines Lebens in die Rumpelkammer geworfen und habe mich noch an der Schwelle des Greisenalters zu neuen Göttern bekannt. Mögen sich die alten dafür nicht an mir rächen!"

Das Gemälde war ein fein empfundenes und meisterlich durchgeführtes landschaftliches Stimmungsbild. Das Motiv dazu hatte jener geheimnißvolle, unheimlich düstere Waldsee gegeben, mit dessen Wassern Balthasar Stiller vor Kurzem eine so unerfreuliche Bekanntschaft gemacht. Die Einzelheiten aber waren des Malers eigene Erfindung, und trotzdem er sich eifrig bemühte, darzuthun, daß an dieser Stelle die Lichter noch besser vertheilt, an jener die dichten dunklen Laubmassen noch plastischer herausgearbeitet werden müßten, hätte ihm doch jeder feinfühlige Beschauer schon jetzt das unbedingte Zugeständniß machen dürfen, daß es ihm in geradezu bewunderungswürdiger

Weiſe gelungen ſei, den Charakter poeſievoller Romantik und ſchauriger Verlaſſenheit wiederzugeben, welcher jenem viel verrufenen Waldfleck eigen war, und welcher ſich in einer verhängnißvollen Stunde ihm ſelber ſo ſchwer und verwirrend auf die Sinne gelegt hatte.

Während Margarethe mit aufrichtiger Bewunderung und kindlicher Freude das Werk ihres Vaters betrachtete, ſtand dieſer mit ſtrahlendem Antlitz hinter ihr, und plauderte ſich Alles, was er ſo lange hatte als Geheimniß hüten müſſen, vom Herzen herunter.

„Meine Hände haben es geſchaffen," ſagte er, „und doch würde ich lügen, wenn ich es ein Kind meines Geiſtes nennen wollte. Freilich hatte ich hier meine Werkſtatt aufgeſchlagen in der ſicheren Erkenntniß, daß entweder etwas Großes aus ihr hervorgehen oder daß ſie das Grab meines Künſtlerrufes werden müſſe. Aber was mir vorſchwebte, war natürlich wieder eines von jenen luſtigen Phantaſiegebilden, an die ich Zeit meines Lebens ſo viel redliches Können und ſo manchen Tropfen ſauren Schweißes geſetzt. Ich ſkizzirte und zeichnete, aber es wollte mir nicht mehr von der Hand wie ſonſt. Die Stürme des Lebens waren nicht ſpurlos über mich dahingegangen; meine Einbildungskraft war erſchöpft, das Beſte, was ich zu leiſten vermochte, hatte ich bereits gegeben. Und vielleicht wäre ich noch einmal der Verzweiflung anheimgefallen, wenn er, der Wackere, Redliche, nicht zum zweiten Male mein Retter geworden wäre. Tag für Tag kam er herauf und ſtellte ſich ſtille hinter mich, um ſich von dem Fortſchreiten der Arbeit zu überzeugen.

Und wenn er dabei auch lange Zeit hindurch nicht ein einziges Wort ſprach, ſo hatte ich doch von vornherein die Empfindung, daß es das Auge eines Freundes ſei, welches auf meinem Werke ruhte, und daß er es nicht nur mit den Blicken anſah, ſondern noch viel mehr mit dem Herzen. Und eines Tages legte er mir ruhig die Hand auf den Arm und ſagte: ‚Warum verſchwenden Sie ſo viel Mühe und Talent an das Unfaßliche und Unbeſchreibliche? Warum ſtreben Sie, dem Unirdiſchen eine Form zu geben, das ſich doch ewig in jedem Kopfe anders malen wird, da Ihnen die Darſtellung des Irdiſchen ſo meiſterlich gelingt. Hier dieſer weite landſchaftliche Hintergrund und die Baumparthien im vorderen Felde — Sie haben ſie nur flüchtig behandelt, weil ſie Ihnen als Nebenſachen erſcheinen, und doch ſind ſie bei Weitem das Beſte auf Ihrem Gemälde. Ich bin ja nur ein Dilettant und pfuſche ein wenig in jedem Genre; aber ich ſtehe darum auch jedem in kühler Unbefangenheit gegenüber, und ich rathe Ihnen: Setzen Sie an die Stelle dieſer figurenreichen Tafel ein einfaches landſchaftliches Stimmungsbild, und Sie werden damit nicht nur den einen oder anderen Sonderling, ſondern alle Welt entzücken!‘ — Ich weiß ſelber nicht, wie es kam, daß ſeine Worte einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich machten, vielleicht deshalb, weil er mir das Leben gerettet hatte, oder vielleicht auch nur, weil aus jedem von ihnen lautere Wahrhaftigkeit und echte Theilnahme klang. Noch an demſelben Tage machte ich meine Skizze und ſchon am nächſten Morgen fing ich an, zu malen. Der Oberförſter

findet, daß es gut sei, und ich meine auch, es wird mir keine Schande machen; die reichliche Hälfte aber von jedem Erfolge, den es davontragen mag, gebührt ihm!"

Margarethe hatte von der Erzählung ihres Vaters vielleicht nur die Hälfte erfaßt, denn ihre Gedanken waren nun einmal heute nicht frei genug, um einen Gegenstand, der zu ihrem eigenen Schicksal keine Beziehungen hatte, lange festzuhalten. Sie hörte nur, daß Alles, was Balthasar Stiller sagte, ein glühendes Lob war für den Oberförster Reinach, und wenn sie auch seine gelegentlich zu Tage tretende Ueberschwenglichkeit gut genug kannte, so war sie doch diesmal fest überzeugt, daß er sich bei der Charakteristik seines Lebensretters keiner Uebertreibung schuldig mache. Und das that ihr wohl und wehe zu gleicher Zeit, ohne daß sie für das eine Gefühl eine bessere Erklärung gehabt hätte als für das andere. Reinach war ja ihr ausgesprochener Feind; er hatte ihr mit fast beleidigender Offenheit seine Gesinnung zu erkennen gegeben, und ihr Stolz hätte ihr darnach fast verbieten sollen, diesen Lobpreisungen noch länger ohne Widerspruch zuzuhören. Aber sie fand nicht das rechte Wort für solchen Widerspruch, und sie sah ja auch, wie glücklich ihr Vater in der Verehrung seines jungen Freundes war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Seine Mutter.

Novelle

von

Emma Wittemann.

(Nachdruck verboten.)

Die Dämmerung eines kühlen, unfreundlichen Maiabends war an der Küste der Bretagne hereingebrochen. Durch den feuchten Nebelschleier, welcher, von dem Meere aufsteigend, sich an den steilen Klippen der Bucht hinzog, schimmerte schon da und dort ein Lichtschein aus den kleinen ärmlichen Fischerhütten zu dem jungen Manne hinüber, welcher, Ruder und Fischnetze auf der Schulter tragend, mit rüstigen Schritten den steinigen Weg vom Strande heraufkam.

Als er eben, nach links abbiegend, den Pfad betreten wollte, welcher zu dem unteren Theile des Dorfes führte, ertönte hinter ihm der Ruf einer hellen weiblichen Stimme: „Baptist! Baptist!“

Sich rasch umwendend, blieb der junge Mann stehen und blickte lächelnd der schlanken, zierlichen Mädchengestalt entgegen, welche mit im Winde flatternden Röcken auf ihn zueilte.

Digitized by Google

„Ei, Manon, was gibt es denn?“ rief er, „Du läufst ja mit dem Winde um die Wette!“

Manon, welche während dieser Worte bis zu ihm heran gekommen war, strich sich lachend die zerzausten braunen Haare aus der Stirne und begann eifrig, noch athemlos von dem raschen Laufen: „Baptist, denke nur, das Glück! Seine Hochwürden hat zwei seiner Zimmer vermiethet —“

„Das ist gut für ihn, aber was wir Beide damit zu schaffen haben, sehe ich nicht recht ein,“ unterbrach sie Baptist, den Arm um ihre Taille legend.

„So warte doch! Laß mich nur erst ausreden! Die alte Babette ist nicht mehr so flink auf den Beinen. Darum hat sie eben jetzt mit mir gesprochen, ob ich, so lange der Fremde hier ist, seine Zimmer in Ordnung halten, bei Tische aufwarten und die Botengänge für das Haus besorgen wolle. Dafür werde mir Seine Hochwürden wöchentlich drei Franken — denke nur, Baptist, volle drei Franken — geben!“

Sie sprach die Summe voll und wichtig aus und schaute dabei mit den braunen, glänzenden Augen voller Freude zu Baptist auf, welcher überrascht ausrief: „Wie, so viel Geld in einer Woche? Da wünsche ich Dir Glück, kleine Manon!“ und ihr einen Kuß auf die frischen, rothen Lippen drückend, fuhr er fröhlich fort: „Da ist der Sorge um Deine Aussteuer mit einem Male ein Ende gemacht! Wenn Du hübsch vorsichtig einkaufst, bleibt vielleicht noch etwas für Küchengeschirr übrig. Dazu kommt die Leinwand, welche die Mutter für uns spinnt. —

Wahrhaftig, Manon, wir halten Hochzeit, noch bevor die langen Winterabende beginnen!"

Manon nickte zustimmend mit dem hübschen braunen Krauskopfe. „Gewiß, Baptist, gewiß! Wir gehen das nächste Mal zusammen nach St. Renan, um dort unsere Einkäufe zu machen. Aber weißt Du," fuhr sie fort, ihre Hände vertraulich auf der Schulter des jungen Fischers zusammenfaltend, „ehe ich an Schüsseln und Töpfe denken kann, muß ich zuerst ein Paar lange goldene Ohrringe haben, wie Clairette sie trägt. Dazu ein breites rothes Band für meine Haube, eine seidene Schürze und einen bunten Rock für die Festtage. Ich freue mich wie ein Kind darauf, endlich auch einmal geputzt zur Kirche gehen zu können."

Und in dem Gedanken an die kommende Herrlichkeit schlug sie wirklich wie ein Kind vor Freude in die Hände und lachte so lustig auf, daß ihre kleinen weißen Zähne sichtbar wurden.

Ueber Baptist's Gesicht aber flog bei diesen Worten ein Schatten. Ein leiser Vorwurf lag in dem Tone, in welchem er sagte: „Ich hätte denken sollen, daß Dir die Einrichtung unseres künftigen Hausstandes mehr Freude machen werde, als alle Bänder und Röcke der Welt. Mutter hat in ihrem Leben nie etwas Anderes getragen, als ihre selbstgesponnenen Kleider und —"

„Deine Mutter," unterbrach ihn Manon, die Lippen aufwerfend und leicht mit der Achsel zuckend, „Deine Mutter ist eine alte Frau."

„War aber auch einmal jung und hübsch, wie Du,"

fiel Baptiſt ein. „Doch ſei es d'rum! Wenn Dein Herz an dieſen Dingen hängt, kaufe ſo viel davon, als Du nur magſt, obgleich ich nicht einſehen kann, wozu Du Dich ſo aufputzen willſt. Du biſt in Deinem einfachen Röckchen doch noch zehnmal ſchöner, als alle die Anderen zuſammengenommen in ihren beſten Feſttagskleidern."

Ein ſelbſtbewußtes Lächeln ſpielte bei dieſen Worten um Manon's kleinen rothen Mund, welches jedoch wieder verſchwand, als Baptiſt hinzufügte: „Was die Ohrringe betrifft, ſo laß das meine Sorge ſein. Auf dem Jahrmarkt in St. Renan will ich Dir ſelbſt ein Paar kaufen, wenn ſie auch freilich nicht ſo koſtbar ſein werden, wie die Clairettens."

Manon nickte dem jungen Manne zwar freundlich zu und drückte ihm dankbar die Hand, war aber in ihrem Inneren nicht ſo ganz mit dieſem Vorſchlage einverſtanden. Sie hätte doch gar zu gerne ein recht glänzendes, in die Augen fallendes Ohrgehänge gehabt!

Nachdenklich ſchritt ſie eine Weile neben Baptiſt her. Erſt als dieſer ſie um nähere Auskunft über den wunderlichen Fremdling anging, welcher die ſeltſame Idee hatte, ſich für einige Zeit in dieſem abgelegenen, reizloſen Fiſcherdörfchen zu vergraben, erhielt ſie ihre frühere Lebhaftigkeit wieder. Sie erzählte, daß, ſoviel ſie von der nicht ſehr redſeligen Babette habe erfahren können, der Fremde ein vornehmer Herr aus einer großen Stadt im Süden ſei, deren Namen ſie noch nie vorher gehört und auch gleich wieder vergeſſen habe. Babette meinte, ſo viel Seine Hochwürden aus dem Briefe herausbekommen könne,

ſei der Herr ein Maler, aber nur ſo zu ſeinem Vergnügen. Wahrſcheinlich wolle er ſich das Meer oder die Felſen hier anſehen und ſie abmalen. „Was er aber davon hat, das weiß ich nicht," unterbrach Manon ihren Bericht, indem ſie geringſchätzig nach den kahlen, zerriſſenen Klippen blickte, welche das Dorf rings umſchloſſen und kaum Platz genug für die wenigen Hütten und die verkümmerten Stückchen Gärten ließen, worin die Einwohner ihre Gemüſe und Kartoffeln zogen.

„Du kannſt Dir nicht denken," fuhr ſie hierauf fort, „wie ſchön es in den beiden Stuben iſt, die er bewohnen ſoll. Buntgeſtreifte wirkliche Tapeten ſind an den Wänden aufgeklebt, und an den Fenſtern hängen lange weiße Vorhänge herab. Ach, wenn es unſereins doch auch nur einmal ſo gut haben könnte!"

„Ach was!" rief Baptiſt. „Wenn man ſich lieb hat, geſund iſt und tüchtig arbeiten kann, liegt wenig daran, ob die Wände Tapeten haben oder nicht."

„Ja, ja! Aber es wäre eben doch noch viel hübſcher, wenn wir dazu nur etwas beſſere Kleider, ein netteres, größeres Häuschen hätten und uns auch einmal ab und zu einen guten Tag machen könnten."

Ein ernſter Blick des jungen Mannes traf ſie. „Sprich nicht ſo, Manon," ſagte er faſt traurig. „Es klingt wie ein Vorwurf, daß ich Dir kein beſſeres Loos zu bieten vermag."

„So mußt Du das nicht nehmen," unterbrach ihn Jene raſch, ihm ihre verarbeitete, aber doch wohlgeformte kleine Hand vor den Mund haltend. „Ich würde mit

Dir in einem Bretterſtalle hauſen, wenn es gerade ſein müßte. Ich dachte nur — ich meinte — Doch laſſen wir das! Komm' lieber mit mir und ſieh Dir einmal die Stuben an. Babette erlaubt es wohl, daß ich ſie Dir zeige."

„Nein, Manon, ich kann nicht mit Dir gehen. Es iſt ſpät, und die Mutter wird ſchon mit dem Abendbrode auf mich warten."

„Deine Mutter und immer wieder Deine Mutter! Ich glaube wirklich, Du haſt ſie lieber als mich," ſchmollte Manon.

Als Antwort darauf faßte Baptiſt Manon's Kinn, und ihr Geſicht zu ſich emporhebend, blickte er ihr tief und lange in die dunklen Augen. Endlich ſagte er langſam: „Wie lieb Du mir biſt, das weißt, das begreifſt Du nicht einmal. Mein Leben, ja die ewige Seligkeit iſt mir nichts ohne Dich. Und eher als ich Dich ließe, wollte ich mit eigenen Händen —" Er brach ab, als er den erſtaunten, ängſtlichen Blick bemerkte, womit Manon zu ihm aufſah, noch mehr betroffen durch die unterdrückte Leidenſchaft in ſeinem Tone, als durch die Worte ſelbſt. Sich zu ihr herabbeugend, ſagte er ihr mit einem Kuſſe gute Nacht und ſchritt raſch in die zunehmende Dunkelheit hinein, um durch verdoppelte Eile die verſäumte Zeit wieder einzuholen.

Das Ziel ſeiner Wanderung war eine von den unanſehnlichſten Hütten, welche am äußerſten Ende des Dorfes, dicht an der ſchroff hinter denſelben emporſteigenden Felſenwand verſtreut lagen. Aber freundlich flackerte

ihm das helle Feuer auf dem Herde entgegen, als er, gebückt durch die niedere Thüre tretend, ſich unmittelbar in der Küche befand, welche, durch keinen Vorraum von der Außenwelt getrennt, zugleich der Hauptaufenthaltsort der Familie war, wie es in dieſer Gegend üblich iſt.

An dem aus rothen Sandſteinen gemauerten Herde ſtand eine ſtattliche Matrone und rührte eifrig in dem Keſſel herum, welcher, an einer eiſernen Kette befeſtigt, über dem offenen Feuer aus Reiſern und Hobelſpänen hing. Sie wandte ſich bei Baptiſt's Eintritt freundlich nickend um und rief: „Du kommſt heute ſpät, mein Junge!“

„Ja, Mutter,“ entgegnete dieſer, indem er Netze und Ruder von der Schulter nahm und ſie in der Ecke hinter der Thüre niederlegte. „Ich habe mich mit Manon ein wenig verplaudert. Um ſo mehr freue ich mich jetzt auf meine gute Suppe.“

„Die iſt bereit, mein Sohn,“ erwiederte die Mutter und hob den Keſſel, deſſen Inhalt brodelnd und ziſchend dünne Wölkchen nach dem umfangreichen geſchwärzten Rauchfange emporſandte, von dem Haken.

Während ſie zwei Holzſchüſſeln mit der dicken Suppe anfüllte, welche aus Gemüſereſten und verkochten Kartoffeln beſtand, hatte Baptiſt die ſchweren Waſſerſtiefel mit ein paar Holzſchuhen vertauſcht und ſich an den blankgeſcheuerten Tiſch geſetzt, auf welchem zwei hölzerne Löffel, ein großer Laib groben ſchwarzen Brodes und ein Meſſer lagen. Jetzt brachte die Mutter die beiden dampfenden Schüſſeln herbei, und nachdem ſie mit gefalteten

Händen ein kurzes Tischgebet gesprochen hatte, setzte sie sich dem Sohne gegenüber, sich gleich ihm das Abendbrod trefflich schmecken lassend.

Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn war unverkennbar. Beide hatten die gleichen, etwas scharfen, aber regelmäßigen Züge, die gleichen dunkelblonden dichten Haare, nur daß sie bei der Mutter schon reichlich mit grauen Fäden durchzogen waren. Beide hatten ernste, graublaue Augen, die bei dem Sohne gelegentlich zornig aufblitzen konnten, bei ihr dagegen selten jenen Ausdruck stiller Trauer verloren, der so oft in dem Blicke einer Wittwe liegt.

Während des Essens erzählte Baptist der Mutter, was ihm Manon mitgetheilt hatte, wie sie dadurch dem ersehnten Ziele mit einem Male um so viel näher gerückt seien. Jene sprach in herzlichen Worten ihre Freude darüber aus und erbot sich selbst, wegen der Aussteuer mit Manon nach St. Renan zu gehen. Baptist's Brauen zogen sich unmuthig zusammen, als er dabei der Worte seiner Braut gedachte, und er erwiederte in herbem Tone: „Das heißt, wenn etwas dafür übrig bleibt, nachdem sie sich die bunten Bänder, seidenen Schürzen und, was weiß ich, noch Alles angeschafft hat. Ich möchte wissen, Mutter, ob es außer Dir noch ein einziges Frauenzimmer gibt, das nicht immer und zuerst an ihren Putz denkt."

Die Mutter legte ihre Hand begütigend auf die des Sohnes. „Das mußt Du ihr nicht gar zu sehr verargen, Baptist," sagte sie. „Sie ist hübsch und noch so jung. Da ist es wohl natürlich, daß sie sich gerne ein wenig

Digitized by Google

putzt. Bedenke nur auch, daß sie bei ihrer alten, halb kindischen Großmutter aufgewachsen ist, welche sich nicht viel um das Kind kümmerte. Sieh es ihr deshalb nach, wenn sie nicht immer so ist, wie vielleicht andere junge Mädchen, die eine Mutter gelehrt und erzogen hat. Das gibt sich schon, wenn sie einmal Deine Frau ist. Und gib Acht, wenn sie erst ein kleines, herziges Ding in ihren Armen wiegen darf, ob ihr Sinn dann noch nach bunten Bändern und Flitter steht!"

Dankbar blickte der Sohn zu seiner Mutter auf. Die warmen Worte, welche sie für Manon gesprochen hatte, thaten ihm um so wohler, als er es sehr gut wußte, daß sie ihm die Tochter des Nachbars Pierre, die sanfte, blonde Clairette, zugedacht hatte, mit welcher er aufgewachsen war. Er wußte es wohl, daß er an jenem Morgen, an welchem Manon einwilligte, sein Weib zu werden, den Lieblingswunsch seiner Mutter zu nichte gemacht hatte, obgleich diese niemals ein Wort darüber äußerte und seine Braut freundlich als ihre Tochter willkommen hieß. Wer weiß? Vielleicht würde er sich seiner Mutter zu Liebe auch mit der Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, in dem schlichten, blassen Mädchen, welches ihm stets nur wie eine gute Schwester erschien, seine künftige Frau zu sehen, wenn es ihm Manon's strahlende Augen und ihr lachender, rother Mund nicht angethan hätten. Vielleicht zog das heitere, lebhafte Wesen des jungen Mädchens ihn um so unwiderstehlicher an, weil es gerade den Gegensatz zu seiner ernsten, etwas düsteren Gemüthsanlage bildete, wie sie den Küstenbewohnern der Bretagne meistens zu eigen ist.

Digitized by Google

Und während er sich seinem jungen Liebesglücke von ganzer Seele hingab, bemerkte er es nicht einmal, daß Clairette noch stiller und bleicher wurde, als sie vordem war, und nur selten noch zu seiner Mutter herüber kam.

„Du magst Recht haben, Mutter," sagte Baptist lächelnd, indem die Wolke von seiner Stirn schwand. „Du bist eine kluge Frau und verstehst Dich wohl besser auf ein Mädchenherz, als ich."

Den geleerten Holzteller von sich schiebend, stand er auf und machte sich an die Arbeit, womit er, wenn gerade keine Netze oder das Boot auszubessern waren, seine freien Stunden ausfüllte. Seine Beschäftigung bestand darin, daß er sich allerlei Hausgeräthe zurecht zimmerte, so gut er es eben verstand. Die Gestelle für Küchengeschirre, die Kasten und Holzschemel, welche er zu Stande brachte, waren freilich plump genug, aber man war hier nicht verwöhnt und machte weiter keine Ansprüche, als an Haltbarkeit und Billigkeit der Dinge.

Nachdem Mutter Marguerite den Tisch abgeräumt, den Kessel gesäubert und den Herd wieder in Ordnung gebracht hatte, holte sie ihr Spinnrad herbei. Es so dicht wie möglich an die qualmende Oellampe rückend, welche auf einem Vorsprung in der Mauer stand und mit ihrem Lichte spärlich genug den Raum erhellte, begann sie emsig zu spinnen. Leise schnurrte das Rädchen, von Baptist's Hämmern und Sägen übertönt. Er pfiff sich ein Liedchen dabei und schaute ab und zu mit freundlichem Lächeln nach der Mutter hinüber, welche ihre

Augen kaum von dem Sohne abzuwenden vermochte. Die Liebe zu ihm erfüllte ja ihr ganzes treues, ſtarkes Herz! War er doch auch ihr Eines und Alles, ſeitdem der Vater vor langen Jahren auf offenem Meere, von einem Unwetter überraſcht, ertrunken war, und ſie mit dem Knaben allein in der Welt zurückgelaſſen hatte. —

Ein paar Tage darauf, es war gerade ein Feiertag, war die größere Hälfte der freilich nicht ſehr zahlreichen Einwohnerſchaft des Küſtendorfes vor dem Pfarrhauſe verſammelt, um den Fremden ankommen zu ſehen, der ſich dort eingemiethet hatte. Das Haus des Pfarrherrn, das etwas erhöht neben der Kirche lag, war die einzige Gebäulichkeit im ganzen Dorfe, welches dieſen Namen verdiente. Die übrigen Wohnungen waren nicht mehr als Hütten, die neben der Küche gewöhnlich nur noch zwei, höchſtens drei enge, dunkle Kammern aufzuweiſen hatten, in welchen die oft zahlreiche Familie zur Nacht untergebracht wurde.

Es gab viel Elend unter der armen Bevölkerung, deren männlicher Theil dem Fiſchfange oblag, während die Frauen Spitzen klöppelten, oder um geringen Verdienſt ſpannen. Der Pfarrherr, deſſen Beſoldung eine ſehr mäßige war und kaum ausreichte, um ihn ſeinem Stande gemäß leben zu laſſen, theilte dieſes Wenige noch oft genug mit den Bedürftigſten ſeiner kleinen Gemeinde. Um ſeine Hilfeleiſtung weiter ausdehnen zu können, hatte er den gewagten Entſchluß gefaßt, das obere unbenutzte Stockwerk ſeiner Wohnung zum Vermiethen herrichten zu laſſen, und ſchickte ſeit Jahren unermüdlich beim Beginne

des Sommers eine Anzeige an die Zeitungen einiger größerer Städte. Bis jetzt jedoch war dieser Versuch ohne Erfolg geblieben. Wer sich an der kräftigen Meeresluft erquicken, an dem ewig wechselnden, immer großartigen Anblicke des unendlichen Oceans erfreuen wollte, suchte sich eine wohnlichere, schöner gelegene Stätte dazu aus, als das einsame, weltentlegene Fischerdorf, in welchem nicht einmal den allerbescheidensten Ansprüchen an die Bequemlichkeiten des Lebens Rechnung getragen war. Um so größer war das freudige Erstaunen des guten Pfarrherrn, als ihm von einem Herrn Maurice Vereuil aus Marseille das unerwartete Anerbieten wurde, zwei seiner Zimmer für eine längere Zeit zu miethen.

Seine Hochwürden befand sich fast in einer ebenso großen Aufregung, wie seine Pfarrkinder, welche das Haus umstanden, um den Wagen zu erwarten, der von der Poststation des nächsten Städtchens aus den Ankommenden hierher bringen sollte. Endlich, nach langem Harren, rollte das sehr primitive Gefährt, hoch mit Gepäckstücken beladen, schwerfällig die steile Landstraße daher und hielt vor dem Pfarrhause still.

Dienstfertig sprang einer der Umstehenden hinzu, um den Wagenschlag zu öffnen. Ein noch junger, eleganter Mann stieg gemächlich aus. Gleichgiltig streiften die schwarzen, etwas müden Augen über die Versammlung hin und blieben nur einen Moment länger auf dem hübschen, frischen Gesichte Manon's haften, welche neben Baptist stand und schüchtern knixte, als der Fremde an ihr vorüber der Hausthüre zuschritt, auf deren Schwelle der

Digitized by Google

Pfarrherr ihm entgegenkam, um ihn unter seinem Dache willkommen zu heißen. Jener schnitt die Begrüßung jedoch ziemlich kurz ab, indem er bat, daß man ihm unverweilt seine Zimmer anweisen möge, da er von der beschwerlichen weiten Reise sehr ermüdet und der Erholung dringend bedürftig sei.

Der freundliche alte Mann führte ihn darauf sofort die schmale, hölzerne Treppe hinauf, und nachdem nicht ohne großes Gepolter die Koffer ebenfalls in den oberen Stock befördert und im Zimmer niedergestellt waren, befand sich Maurice Vereuil in seiner neuen Wohnung allein.

Verächtlich musterte er die einfache Einrichtung derselben, die grellen Tapeten, die steifgestärkten Vorhänge, welche Manon als der Inbegriff alles Luxus erschienen waren. Er trat an das Fenster und schaute hinaus. Ein bitteres Lächeln spielte um die bartlosen, schmalen Lippen, als sein Blick über die zerklüfteten Felsen, den öden, steinigen Strand, die unermeßliche blaugraue Wasserfläche flog.

Etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, wandte er sich endlich ab und warf sich in die Ecke des altmodischen Strohsopha's, welches das Hauptstück der ganzen Einrichtung bildete.

Lange saß er da und überließ sich seinen, dem verdrossenen Ausdrucke des feinen, etwas bleichen Gesichtes nach zu schließen, nicht sehr erfreulichen Gedanken. Seufzend stand er endlich auf, öffnete einen der Koffer, nahm Mappe nebst Schreibzeug heraus, rückte den etwas wackeligen

Tiſch näher an das Fenſter und begann zu ſchreiben. Der Inhalt des Briefes lautete:

„Mein lieber Henri!

Da ſitze ich in dem verwünſchten Neſte, welches Du mir als ein ſicheres Verſteck ausfindig gemacht haſt. Wahrhaftig, ſicher genug bin ich in dem elenden Loche, von welchem die wenigſten Menſchen wiſſen, daß es überhaupt auf dem Erdenrund exiſtirt. Selbſt der ergrimmteſte meiner Gläubiger wird mich hier nicht ſuchen. Daß auch Alles auf einmal zuſammenkommen mußte! Gerade als ob ſich die ganze Welt auf einmal gegen mich verſchworen hätte! Die Duellgeſchichte hat auch nicht übel Staub aufgewirbelt und mir bei meinem geſtrengen Schwager den Reſt gegeben. Da blieb mir freilich keine Wahl, als Deinem Rathe zu folgen und für einige Zeit zu verſchwinden. Aber ich beſchwöre Dich, Henri, biete Deine ganze wohlbekannte Energie auf, um meine Gläubiger ſo bald als möglich zu einem Vergleiche zu bewegen! Suche mit Deiner unwiderſtehlichen Beredtſamkeit meine Schweſter dahin zu bringen, daß ſie noch einmal ein gutes Wort bei ihrem Gatten für mich einlege. Denn das ſage ich Dir: lange halte ich es hier nicht aus! Mein Malgeräthe wird wahrſcheinlich ruhig im Koffer verbleiben. Um etwas an den öden Felſen, den jammervollen Hütten, dem grauen Sande ringsum zu finden, was mich zur Wiedergabe reizen könnte, dazu fehlt es mir abſolut an der ſogenannten künſtleriſchen Begeiſterung, die auch dem troſtloſeſten Gegenſtande noch eine maleriſche Seite abzugewinnen weiß. Auch reichen für ſolche Scenerien

meine nur dilettantiſch betriebenen Studien nicht aus. Was bleibt mir alſo zum Zeitvertreib übrig? Vielleicht ab und zu mit einem von den Bauernlümmeln, welche vorhin, ſich um meinen Wagen drängend, mich mit offenen Mäulern anſtarrten, in das Meer hinauszufahren und dem Fiſchfange zuzuſehen. Dazu kommt noch die Geſellſchaft Seiner Hochwürden beim Mittag- und Abendbrod, der nicht ermangeln wird, mich dabei mit ſalbungsvollen Redensarten zu erbauen und wohl erwartet, daß ich an Sonntagen ſeine langweiligen Predigten anhöre. Schöne Ausſichten das! Am liebſten holte ich meinen Piſtolenkaſten hervor und jagte mir eine Kugel durch den Kopf Für heute genug.

Dein Maurice."

Maurice faltete und ſchloß den Brief, blickte aber vergeblich nach einem Schellenzuge umher, um irgend einen dienſtbaren Geiſt herbeizuklingeln, dem er die Beſorgung ſeines Briefes auftragen könne. Seine Laune wurde dadurch nicht gerade beſſer. Er wollte ſeinem Herzen eben durch eine erneute Verwünſchung des elenden Neſtes Luft machen, als leiſe an die Thüre gepocht wurde, und Manon mit dem beſten Knixe, den ſie zu machen verſtand, eintrat.

In wohlgeſetzten Worten, welche ihr Babette, die alte Haushälterin, vorher ſorgfältig eingeprägt hatte, richtete ſie aus, daß das Eſſen aufgetragen ſei, und Seine Hochwürden den Herrn erſuchen laſſe, herunter zu kommen.

Maurice's ſchwarze Augen muſterten mit ſichtbarem Wohlgefallen Manon's pikantes Geſicht und zierliche Geſtalt.

Digitized by Google

Seine Stimme klang viel sanfter und freundlicher, wie bei seiner Anrede an den würdigen Pfarrherrn, als er lächelnd frug: „Wer bist Du denn und wie heißt Du, mein schönes Kind?"

„Ich heiße Manon und helfe im Hause, so lange der Herr hier verweilt. Ich habe des Herrn Zimmer in Ordnung zu halten."

Dabei erhob Manon zum ersten Male den bis dahin gesenkten Blick und schaute fast ehrfurchtsvoll nach den alten Strohstühlen, der bunten Tapete und den weißen Vorhängen hin.

Maurice's schmale Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, als er diesen Blick bemerkte. Den Brief aufnehmend, sagte er: „Nun, Manon, da weißt Du mir vielleicht auch anzugeben, auf welche Weise ich dieses Schreiben zu der Poststation befördern kann."

„Wenn der Herr mir den Brief anvertrauen will, werde ich ihn nachher selbst hintragen," erwiederte diese.

„Wie, Du wolltest noch heute den weiten Weg hin und wieder zurück machen?"

„Warum nicht, Herr? Das habe ich schon oft gethan. Ich werde nicht so leicht müde."

„Die Abende sind noch nicht so lang. Auf dem Rückwege wird Dich die Dunkelheit überraschen. Fürchtest Du Dich nicht?"

„O nein! Baptist geht mit mir."

„Und wer ist Baptist?"

„Mein Bräutigam, Herr!" erwiederte Manon erröthend, mit zu Boden geschlagenen Augen.

„Das ist doch nicht etwa der große, blonde Junge, welchen ich vorhin neben Dir stehen sah?“

„Doch, Herr! Das ist Baptist!“

„Der? Wirklich?“

Es lag etwas unbeschreiblich Geringschätziges in dem gedehnten Tone, den verwundert emporgezogenen Augenbrauen.

Das Blut schoß Manon nach dem Kopfe und denselben trotzig in den Nacken werfend, entgegnete sie kurz: „Ja, Herr, eben der. Im Herbste halten wir Hochzeit.“

Aber sonderbar. So bereit Manon auch war, eine Verunglimpfung ihres Auserkorenen als eine persönliche Beleidigung aufzunehmen, hatte sie bei Maurice's spöttischem Lächeln doch eine ganz eigene Empfindung überkommen. Zum ersten Male in ihrem Leben fuhr ihr blitzschnell so etwas wie eine unbestimmte Vorstellung durch den Kopf, daß sie eigentlich zu gut für ein so bescheidenes Loos sei.

„Wahrlich, Herr Baptist ist zu beneiden,“ bemerkte Maurice lachend. „Oder gibt es hier im Dorfe noch mehr so schöne Mädchen wie Du?“ Dabei drückte er ihr den Brief nebst einem Geldstücke zum Lohne für ihre Mühe in die Hand, und bat das erröthende Mädchen, ihn nach dem Speisesaal Seiner Hochwürden zu geleiten.

Ein Speisesaal war es nun freilich nicht, worin der Pfarrherr seinen Gast empfing, sondern nur die Studirstube, welche nebenbei auch für alle anderen Vorkommnisse des täglichen Lebens als Schauplatz diente.

Maurice begrüßte den alten Herrn jetzt mit größerer

Digitized by Google

Höflichkeit als am Morgen und ließ sich ihm gegenüber an dem gedeckten Tische nieder. Er fühlte seine vorhin noch so düstere, verzweifelnde Stimmung wesentlich gebessert. Dazu trug der Umstand nicht wenig bei, daß, wenn auch die Gerichte, welche ihm vorgesetzt wurden, so einfach wie nur möglich waren, selbst sein verwöhnter Gaumen an der Zubereitung derselben nichts auszusetzen fand, und Manon bei Tische servirte.

Das Vergnügen, welches er dabei empfand, das junge Mädchen zu beobachten, wie es mit angeborener, natürlicher Anmuth seines Amtes waltete, und mit Kennerblicken jeden Zug des wirklich auffallend schönen Gesichtes zu studiren, halfen ihm über die Langeweile hinweg, welche ihm die etwas breite, wortreiche Unterhaltung des würdigen Pfarrers sonst ohne Zweifel verursacht haben würde. In einer ganz anderen Gemüthsverfassung als die, in welcher er angekommen war, stieg Maurice nach beendeter Mahlzeit wieder in sein Zimmer hinauf. Er steckte sich eine Cigarette an, öffnete nicht ohne Schwierigkeit eines der kleinen, schweren Schiebfenster und blickte, mit gekreuzten Armen auf den Sims gelehnt, auf die zerstreuten Hütten zu seinen Füßen hinab.

„Ich werde doch wohl Farben und Pinsel auspacken müssen," murmelte er dabei vor sich hin. „Es gibt doch mehr an dieser Küste, das des Malens werth ist, als ich zuerst dachte. Da ist zum Beispiel Manon. Die hübsche kleine Bäuerin in ihrer originellen Tracht müßte keine üble Skizze geben. Ah!" unterbrach er sein Selbstgespräch, sich etwas weiter zum Fenster hinausbeugend. „Da geht

ſie mit meinem Briefe in der Hand. Wie flink das niedliche Ding dahinſchreitet. Ob ſie ſich nicht noch einmal umdrehen und verſtohlen heraufſehen wird? — Natürlich! Das wußte ich ja. Die Frauen bleiben ſich überall gleich!“ Er winkte lächelnd mit der Hand einen Gruß hinunter. „Wie roth ſie geworden iſt; aber es ſteht ihr gut, der hübſchen Hexe!“ fuhr er in ſeinen Betrachtungen fort. „O, da erſcheint ja auch Baptiſt, der Vielgeliebte! Der Menſch muß Knochen haben wie ein Bär. Er iſt viel zu plump für die Kleine. Freilich iſt ſie auch unter ſeinem Schutze ſicher genug. Es wird ſich Niemand ſo leicht an ſie heranwagen mit dieſem jungen Rieſen an ihrer Seite. Ich wenigſtens möchte keine nähere Bekanntſchaft mit ſeinen Fäuſten machen!“

— — — — — — — — — — — —

Die Bewohner des Dorfes hatten ſich bald an den Anblick des Fremden gewöhnt. Nur in den erſten Tagen waren ſie noch an die Thüre gelaufen, um ihm nachzuſchauen, wenn er vorüberging, um ihre Bemerkungen über ſeine feinen Kleider und ſeine zarten, weißen Hände auszutauſchen. Jetzt begnügten ſie ſich damit, ihn gleichgiltig zu grüßen, wenn ſie ihm zufällig begegneten, ohne ſich weiter um ſein Thun und Treiben zu kümmern. Maurice ſelbſt ſchien ſich ebenſo leicht in ſeine neue Umgebung gefunden zu haben, auf welche er zuvor ſo bitter geſchmäht hatte. Er kletterte Tage lang an den Klippen umher, oder lag am Strande an irgend einer, vor Wind und Wellen geſchützten Stelle im Sonnenſcheine auf dem weichen Sande. Sein Skizzenbuch führte er ſtets bei ſich,

ohne jedoch jemals ernſtlich davon Gebrauch zu machen. Höchſtens einige flüchtige Striche, dann wurde es wieder zugeklappt und bei Seite geworfen. Es ſchien ihm mehr Vergnügen zu gewähren, mit dem einen oder anderen der Fiſcher in das Meer hinauszufahren. Er ſcheute dabei weder Sturm noch Wetter. Er kannte ebenſo wenig wie der Abgehärtetſte unter ihnen Ermüdung oder Furcht vor Gefahr, und legte ſelbſt unverdroſſen Hand an Segel und Ruder an. Dabei war er ſtets leutſelig, freundlich und vertraulich wie ein guter Kamerad; dennoch war ihm Keiner unter den Fiſchern recht gewogen. Es lag etwas Eigenes in dem ſpöttiſchen Zuge um den ſcharf geſchnittenen Mund, in dem kalten Blicke der ſchwarzen Augen, ſo daß ſich dieſe ſchlichten Leute eines unbeſtimmten, unbehaglichen Gefühls nicht zu erwehren vermochten. Sie meinten, der feine Herr mache ſich bei aller freundſchaftlichen Vertraulichkeit im Stillen doch nur über ſie luſtig, und beobachteten ihm gegenüber demgemäß eine ziemlich mißtrauiſche Haltung.

In Baptiſt war dieſes Gefühl beſonders ſtark ausgeprägt, da er vom erſten Augenblicke an einen unerklärlichen Widerwillen gegen den Fremden gefaßt hatte, und lieber einen Umweg machte, als ihm zu begegnen. Maurice ſchien ſeinerſeits auch gerade keine allzu große Zuneigung zu dem jungen Fiſcher zu empfinden. Nur einmal war er mit Baptiſt hinaus geſegelt, welcher, ſchweigſam am Steuer ſitzend, ſo kurz wie möglich Maurice's Fragen beantwortete. Als dieſer ihm aber zu ſeiner ſchönen Braut Glück wünſchte, und ihn mit ſeinem leichten Lächeln einen beneidenswerthen Sterblichen hieß, dem dieſe

ſeltene Blume hier unter dem rauhen Himmelsſtrich erblühe, traf ihn ein ſo eigenthümlicher Blick aus Baptiſt's grauen Augen, daß er betroffen in Mitte ſeiner Redensarten abbrach und raſch das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand lenkte. Er wollte es ſich zwar nicht eingeſtehen, daß er erleichtert aufathmete, als das Boot wieder am Lande anlegte, und ſein mürriſcher Gefährte ſich von ihm verabſchiedet hatte, doch vermied er es von dieſem Tage an, Baptiſt's Dienſte als Fährmann in Anſpruch zu nehmen.

Selbſt der würdige Pfarrherr, bereit von Jedermann nur das Beſte zu halten, mußte ſich nach einiger Zeit ſeufzend eingeſtehen, daß er ſich in den frohen Erwartungen, welche er mit der Ankunft ſeines jungen Gaſtes verknüpft hatte, getäuſcht ſah. Der alte Mann war glücklich in dem Gedanken geweſen, endlich einmal wieder mit Jemand verkehren zu können, der auf der gleichen Bildungsſtufe mit ihm ſtand, deſſen Intereſſe weiter reichte, als nur für die kümmerliche Erhaltung eines freudeloſen Daſeins, wie bei ſeinen armen Pfarrkindern, welchen er ſeit dreißig Jahren als unermüdlicher Tröſter und milder Berather zur Seite ſtand. Er freute ſich, von Jemand, der aus der großen Welt kam und bis vor Kurzem mitten in ihrem Getümmel, in der Strömung der neuen Zeit geſtanden hatte, über Alles das, was Kopf und Herz der Menſchheit jetzt ſo ſtürmiſch bewegte und wovon bisher nur ab und zu ſpärliche Kunde in ſein ſtilles Dorf gedrungen war, genaue Auskunft zu erhalten. Aber Maurice hatte eine Art, Alles dieſes, mochte es nun dem Gebiete

der Religion, der Politik, oder selbst dem rein Menschlichen angehören, in so oberflächlicher, ja frivoler Weise abzuhandeln, daß sich der gute alte Mann ebenso sehr davon verletzt wie abgestoßen fühlte. Seine milden Ermahnungen darüber hörte der junge Herr zwar immer sehr höflich, aber mit einem so überlegenen, ja fast mitleidigen Lächeln an, daß der würdige Priester diese sehr bald ganz einstellte, und das Gespräch bei Tische sich künftig nur noch um das Alltägliche und Nächstliegende drehte.

Im ganzen Dorfe gab es nur eine Person, welche von Maurice's Vollkommenheit in allen Stücken fest überzeugt war, und das war Manon. Zeigte er ihr doch unverhohlen seine Bewunderung für ihre Schönheit, und bewies sich in jeder Hinsicht so rücksichtsvoll gegen sie, als ob sie eine große Dame sei, wie er ihr überhaupt durch sein ganzes Benehmen den Glauben einzuflößen verstand, daß er sie zu gut für die bescheidene Stellung hielt, welche ihr das Schicksal zuertheilt hatte. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß das eitle Mädchen nicht genug zu seinem Lobe sagen konnte. Bei ihren Gefährtinnen im Dorfe, wohl auch noch bei der alten Haushälterin fand sie für ihre Begeisterung allenfalls ein geneigtes Ohr. Bei Baptist hingegen kam sie damit schlecht an. Dieser wollte die glänzenden Eigenschaften des feinen Herrn durchaus nicht anerkennen, noch etwas von dessen Liebenswürdigkeit wissen, und als ihm Manon nicht lange darauf freudestrahlend mittheilte, daß Herr Maurice sie gebeten habe, ihm zu einem Bilde zu sitzen, gebot ihr Baptist

heftig, in kurzen Worten Herrn Maurice zu ſagen, daß er, ihr Bräutigam, ſeine Einwilligung zu dieſem Vorſchlage verweigere.

Darüber war Manon, deren Eitelkeit dieſen Vorzug vor den anderen Mädchen im Dorfe, und den Triumph, ihr Bild von einem ſolchen Herrn gemalt, wohl gar in einem prachtvollen goldenen Rahmen in der Stadt ausgeſtellt zu wiſſen, nicht miſſen wollte, ganz unglücklich. Sie weinte, bat und ſchmeichelte ſo lange, bis Baptiſt endlich doch, wenn auch nur widerwillig und zögernd, ihren Bitten nachgab. Da kehrte der Sonnenſchein in Manon's Augen zurück. Aber Baptiſt blieb den ganzen Abend verſtimmt, und ſeine Blicke hafteten mit einem unruhigen, fragenden Ausdrucke auf dem roſigen, lachenden Geſicht an ſeiner Seite.

So nahmen die Sitzungen denn ihren Anfang, und Manon konnte ſich nicht genug darüber wundern, wie ſchnell die Stunde verging, welche Maurice dafür beſtimmt hatte. Am Anfange freilich erröthete ſie, ſo oft er von ſeiner Arbeit auf und prüfend nach ihr hinſah; auch fiel es ihr ſchwer, ſo lange ruhig zu ſitzen. Sie gewöhnte ſich jedoch bald daran, wünſchte erſt die Stunde herbei und dann, daß es noch recht lange dauern möge, bis das Bild fertig ſei. Dieſer Wunſch ſchien in Erfüllung gehen zu wollen. Maurice beeilte ſich durchaus nicht bei ſeiner Arbeit, und wenn ihn Manon ſchüchtern bat, ſie das Bild doch einmal anſehen zu laſſen, meinte er ſtets, daß es dazu noch nicht weit genug vorgeſchritten ſei. Wenn er aber wenig malte, ſprach er dafür um ſo mehr.

Digitized by Google

Er erzählte Manon von der großen Stadt, in welcher er lebte, den Paläſten, die dort ſtanden, den duftenden, blumengeſchmückten Gärten, in welchen ſtolze Frauen in koſtbaren Gewändern luſtwandelten, von denen allen doch keine ſo ſchön ſei, wie ſie, die kleine bretoniſche Bäuerin. Er ſprach davon, wie wonnig es ſich dort lebe, wo die Sonne ſo viel wärmer und heller vom blauen Himmel hernieder ſcheine.

Durch eine geſchickte Wendung wußte er hierauf das Geſpräch auf das dürftige, mühſelige Leben an dem rauhen, unwirthlichen Geſtade von Manon's Heimath zu bringen. Dann blickten die dunklen Augen ſie ſo ſeltſam an, und mitleidig fügte er hinzu: „Arme kleine Manon! Dieſer Boden iſt zu rauh für eine ſolche Roſe wie Du. Die zarte Blüthe kann ſich nur unter einem milderen Himmel zu ihrer vollen Schönheit entfalten."

Manon ſaß ſtill und hörte auf die weiche, ſanfte Stimme, ſah in dieſe Augen, die noch beredter waren als der Mund ſelbſt. Sie gab ſich keine Rechenſchaft darüber, warum ihr Schritt von Tag zu Tag zögernder wurde, wenn ſie am Abend zu der beſtimmten Stunde Baptiſt am Strande aufzuſuchen ging, warum ſie ſeine vertrauliche Begrüßung nicht ebenſo wie ſonſt erwiedern konnte und ſeine Liebkoſung nur noch mit einem ſtillen Widerwillen duldete. Sie wußte nur, daß ihr Baptiſt's Hände, wenn er ſie umfaßte, noch nie ſo rauh und derb, ſeine Kleidung noch nie ſo ärmlich vorgekommen war, und ihr der Gedanke, ein ganzes, langes Leben an dieſer Küſte in einer ſchlechten Hütte, zwiſchen Arbeit und Entbehren

Digitized by Google

hinbringen zu müſſen, ſo troſtlos wie noch nie erſchien. Sie vermochte es auch nicht mehr wie früher, unbefangen mit Baptiſt von Allem, was ſich den Tag über ereignet hatte, zu plaudern. Eine eigene Scheu hielt ſie davon ab, in ſeiner Gegenwart auch nur Maurice's Namen zu nennen, und Baptiſt war der Letzte, der nach Jenem gefragt hätte. So kam es, daß Manon oftmals einſilbig oder auch ſchweigend neben ihm herging, und ihre Augen ſehnſüchtig über den öden Strand, die einförmige Waſſerfläche ſchweifen ließ, indem ſie an jene Gegend dachte, von welcher Maurice ihr erzählt hatte. Wie glücklich mußten doch dort die Menſchen ſein, wo grüne Bäume ſtanden, wo Blumen dufteten und die Vögel ſangen!

Baptiſt befrug ſie beſorgt um den Grund ihres veränderten Weſens, als er aber von Manon in ſichtlicher Verwirrung nur eine ausweichende Antwort erhielt, ſagte er nichts mehr darüber, aber die Falte auf ſeiner Stirne zog ſich finſter zuſammen, und es lag eine verhaltene Drohung in dem forſchenden Blicke, mit welchem er auf das ſtille, träumeriſche Mädchen neben ſich herabſah. Er arbeitete in ſeinen Feierſtunden emſig an den Geräthen für den künftigen Haushalt, aber er pfiff ſchon lange kein frohes Liedchen mehr dabei. Stumm ſaß er über ſeine Arbeit gebückt und ſah es nicht, mit welchem Ausdrucke von ſtiller Beſorgniß die Augen ſeiner Mutter auf ihm ruhten.

— — — — — — — — — — — —

Der Sommer neigte ſich ſeinem Ende zu und mit den erſten Tagen des beginnenden Herbſtes kam der, von der

Digitized by Google

ganzen Bevölkerung der Umgegend lang ersehnte Jahrmarkt von St. Renan heran. Jeder, der nur einige Franken im Laufe des Jahres zu erübrigen vermocht hatte, rüstete sich, um entweder dort die nothwendigen Einkäufe zu besorgen, oder sich auch nur einen guten Tag zu machen. Die Frauen und Mädchen holten dazu ihre besten Kleider hervor, wuschen und bügelten Hauben und Schürzen, und sprachen Wochen lang zuvor von nichts Anderem, als dem zu erwartenden Festtage. Selbst Maurice, der noch immer in dem kleinen Fischerdorfe weilte, obgleich ihm schon vor längerer Zeit ein Brief seines Freundes angezeigt hatte, daß seine Angelegenheiten geordnet und seiner Rückkehr in die Heimath nichts mehr im Wege stehe, wollte die Gelegenheit, ein so volksthümliches Fest kennen zu lernen, nicht versäumen, trotzdem der ziemlich weite Weg nach St. Renan zu Fuße zurückgelegt werden mußte.

Man sah am Vorabend des 25. September überall nur frohe, erwartungsvolle Gesichter. Nur Baptist blickte trübselig darein. Sein Boot war unglücklicher Weise bei dem stürmischen Wetter der letzten Woche so hart wider eine der vorspringenden Klippen geworfen worden, daß es einer gründlichen Ausbesserung bedurfte, welche wohl mehrere Tage in Anspruch nehmen würde. Baptist konnte nicht daran denken, einen ganzen Arbeitstag des Jahrmarktes wegen zu verlieren, aber Manon sollte deshalb nicht um ihr Vergnügen gebracht werden. Er bat Nachbar Pierre und Clairette, Manon unter ihren Schutz zu nehmen, sowie ihr bei den Einkäufen behilflich zu sein, da seine Mutter sich nicht ganz wohl fühle und den

Digitized by Google

weiten, beſchwerlichen Weg nicht machen könne. Hierauf begab er ſich zu Manon, um ſie von den getroffenen Vorkehrungen und dem Grunde ſeines Zuhauſebleibens zu benachrichtigen. Er fand ſie damit beſchäftigt, neue Schleifen an ihr Mieder zu nähen. Er ſetzte ſich zu ihr und brachte mit niedergeſchlagener Miene ſeine Hiobspoſt vor.

War das wirklich ein erleichtertes Aufathmen geweſen, als ſie vernahm, daß er ſie nicht begleiten könne, oder war es nur Einbildung, daß ihm ihr: „O Baptiſt, wie leid thut es mir, daß Du nicht mitkommen kannſt!“ ſo gezwungen klang? Er fühlte, wie es heiß zu ſeinem Herzen ſtieg, und ein bitteres Wort ſchwebte ihm auf den Lippen. Er bezwang ſich jedoch und, in ſeine Taſche greifend, legte er Manon ein altes, abgetragenes Lederbeutelchen mit einigen Geldſtücken in den Schoß.

„Nimm!“ ſagte er. „Das iſt für die goldenen Ohrringe.“

Eine dunkle Gluth flog bei dieſen Worten über Manon's Stirn. Haſtig nahm ſie den Beutel auf und ſagte, ihn mit zitternden Fingern Baptiſt hinhaltend, leiſe: „Nein, nein! Du ſollſt Deine ſauer erſparten Franken nicht für mich ausgeben. Ich — ich brauche keine neuen Ohrringe. Bitte, nimm das Geld zurück!“

„Sei nicht ſo thöricht, Manon,“ erwiederte Baptiſt lächelnd. „Was mein iſt, das iſt auch Dein. Zu was ſonſt habe ich dieſe Franken zuſammengeſpart, als um Dir eine Freude damit zu machen?“

Manon's Augen füllten ſich mit großen Thränen, aber

Digitized by Google

noch dringender wie zuvor bat sie ihn, den Beutel wieder zu nehmen, was Baptist ebenso entschieden verweigerte. Als sie aber nicht nachließ und zuletzt so flehentlich sagte: „Wenn Du mich lieb hast, nimm das Geld zurück!“ gab Baptist, welcher voll Befremden über dieses seltsame Benehmen auf sie herabsah, endlich nach und nahm zögernd den Beutel wieder an sich.

Einen Augenblick blieb der junge Mann noch unentschlossen vor ihr stehen, dann sagte er kurz: „Gute Nacht!“ und ging langsam der Thüre zu. Dort wandte er sich jedoch noch einmal um, und zu Manon zurückeilend, schloß er diese fest in seine Arme. Indem er einen heißen Kuß auf ihren Mund drückte, stieß er gepreßt hervor: „Vergiß es nicht, wie lieb ich Dich habe, Manon! Ich wollte, daß morgen der Tag schon vorüber, und Du wieder hier bei mir wärest!“

— — — — — — — — — — — —

Das Dorf war am anderen Tage wie ausgestorben. Alles hatte sich schon zur frühesten Morgenstunde auf den Weg gemacht. Baptist hatte noch Manon mit dem Nachbar Pierre und dessen Tochter abziehen sehen und war dann rüstig an die Arbeit gegangen. Seine Hände arbeiteten flink an dem Boote herum, aber seine Gedanken waren auf dem Jahrmarkte zu St. Renan bei Manon. Wie er das kleine Mädchen mit den strahlenden Augen, dem hellen, fröhlichen Lachen liebte! Aber dieses Lachen hatte er lange nicht mehr gehört. Sie war in der letzten Zeit so stille, so ernst geworden. — Baptist schwang den Hammer, daß er dröhnend auf das Holz niederfiel, als könne er

Digitized by Google

durch den Lärm die leiſe Stimme in ſeinem Inneren übertäuben, welche ihm ſchon ſeit Wochen zuflüſterte von verlorenem Glücke, von gebrochener Treue, Einflüſterungen, auf die er nicht hören durfte, wenn ihm ſein Leben noch fernerhin etwas gelten ſollte.

Dabei blickte er beſtändig nach der Sonne, ob ſie noch nicht bald, mit rothem Schimmer in das Meer hinabtauchend, das Ende des Tages verkündete, der Manon zurückbrachte. Endlich war die erſehnte Stunde gekommen. Seine Werkzeuge haſtig zuſammenpackend, eilte er nach Hauſe, um, nachdem er raſch einige Biſſen vom Abendbrode zu ſich genommen hatte, auf der Landſtraße nach St. Renan den Erwarteten entgegenzugehen. Lachend und plaudernd kamen die Zurückkehrenden in größeren und kleineren Abtheilungen daher. Baptiſt beantwortete nur kurz die Begrüßungen und freudigen Zurufe ſeiner Kameraden und ſpähte ungeduldig nach Nachbar Pierre und Clairette umher, welche ihm Manon wiederbringen würden. Da kam Pierre ja endlich mit ſeiner blonden Tochter, aber wo war Manon?

Doch bevor er noch in ſeiner Beſtürzung nach ihr fragen konnte, rief ihm Vater Pierre lachend zu: „Der Kleinen war es noch zu früh. Sie konnte ſich durchaus nicht ſchon jetzt von den Herrlichkeiten da drinnen trennen. Sie will mit den übrigen Nachzüglern nach Hauſe gehen.“

Erleichtert athmete Baptiſt auf, und nachdem er ſich von dem Nachbar und Clairette ein wenig von den Ereigniſſen des Tages hatte erzählen laſſen, ſetzte er ſeinen Weg fort. Bei jedem Trupp Verſpäteter, welcher ihm

Digitized by Google

entgegen kam, hoffte er Manon zu finden, aber vergebens. Schon war die Dämmerung des frühen Herbſtabends hereingebrochen. Die Letzten aus dem Dorfe kamen an ihm vorbei, und immer noch keine Manon! Auch wußte ihm auf ſeine Fragen Niemand zu ſagen, wo ſie geblieben ſei. Eine fieberhafte Angſt bemächtigte ſich ſeiner. Gewiß war ihr etwas zugeſtoßen, oder hatte er ſich wohl verſehen und waren noch gar nicht Alle aus ſeinem Dorfe heimgekehrt? Er rief ſich jedes Geſicht in das Gedächtniß zurück. Ja, ſie waren Alle daheim, nur Manon fehlte noch — und Herr Maurice. Ihm war, als ob ſein Herz bei dem Gedanken plötzlich ſtille ſtehe, und obwohl die Nacht milde war, fühlte er ein eiſiges Fröſteln durch ſeine Glieder rieſeln. Er ſtürzte einige Schritte nach der Richtung von St. Renan fort, dann blieb er ſtehen und einen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, wandte er ſich ebenſo haſtig wieder um und ſchlug den Weg nach Manon's Hütte ein. Dort angekommen, drückte er ſich dicht an die rauhe Felswand, welche ſich derſelben gerade gegenüber erhob und ihren Schatten über ſie hinwarf. Wild tobte es in ſeinem Inneren, heiß ſtürmte das Blut durch ſeine Adern. Die halbe Stunde, die er ſo wartend daſtand, däuchte ihm eine Ewigkeit. Da endlich ertönten Stimmen. Ihre Stimme, welche er unter Tauſenden erkannt haben würde. Jetzt bogen zwei Geſtalten um den Vorſprung an der Felſenwand. Manon und Maurice! Sie gingen ſo dicht an Baptiſt vorüber, daß er ſie mit ausgeſtreckter Hand hätte berühren können. Er ſah das ſtrahlende, glückliche Lächeln, womit Manon

Digitized by Google

zu ihrem Begleiter aufſah, welcher ihre Hand gefaßt hielt, er hörte ſeine weiche, einſchmeichelnde Stimme ihr ſüße Worte ſagen und preßte beide Arme feſt auf die Bruſt, um einen lauten Aufſchrei des Schmerzes zu unterdrücken. Nur mit der größten Anſtrengung zwang er ſich, ruhig zu bleiben, während die Beiden noch eine Weile in geflüſterter Unterhaltung vor der Thüre ſtanden, bis Manon nach einem leiſen „Gute Nacht!" in die Hütte eingetreten und Maurice, ein Liedchen trällernd, weitergegangen war. Nicht jetzt, nein, morgen, im hellen Lichte des Tages, Auge in Auge, ſollte ihm ihr eigener Mund eingeſtehen, daß ſie falſch ſei, daß ſie ihn betrogen, ſeine Liebe verrathen habe. Mit einer wilden Verwünſchung ballte er die Fauſt und ſchwur ſich zu, daß der Elende, der ſie ihm geſtohlen, den Tag bereuen ſolle, an welchem derſelbe den Fuß zuerſt auf dieſen Strand geſetzt hatte.

Als er wankenden Schrittes die Hütte ſeiner Mutter erreichte, war drinnen Alles ſtill und dunkel. Die Mutter ſchlief wohl ſchon lange und ahnte nicht, wie weh ihrem Kinde derweilen geſchehen war.

Leiſe ſchlich ſich Baptiſt in die Kammer. Angekleidet warf er ſich auf ſein Bett und ſtarrte mit brennenden Augen in die ihn umgebende Finſterniß. Aber vielleicht ſprach doch nur der Schein gegen ſie! Seiner Seele Seligkeit wollte er dafür hingeben, wenn ſie ſich morgen von dem Verdachte zu reinigen vermochte, wenn ſie ihm offen in die Augen ſehen und ſagen konnte: „Baptiſt, ich bin ſchuldlos." Auf den Knieen wollte er ihr alles Unrecht abbitten, das er ihr gethan. Aber da gedachte er

Digitized by Google

Manon's so veränderten Wesens, ihr lächelndes Gesicht tauchte vor ihm auf, wie sie zu dem Manne an ihrer Seite emporgesehen und seinen Schmeichelworten gelauscht hatte; die bangen Ahnungen, die quälenden Zweifel, welche ihn seit Wochen verfolgt hatten, erhoben laut ihre Stimme wider sie. Ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Von Schmerz und Wuth gepeinigt, warf er sich lange ruhelos auf dem harten Lager hin und her, bis er endlich, auf das Aeußerste erschöpft, in einen leichten Schlummer versank. Als Baptist bei dem ersten Morgengrauen mit schwerem Herzen, mit wirrem Kopfe erwachte, wußte er nicht, ob er nur geträumt habe, oder ob die Mutter wirklich in der Nacht sachte zu ihm hereingekommen, an seinem Bette niedergekniet war und leise ihre Hände auf seine brennende Stirn gelegt hatte.

Schweigend verrichtete Baptist am anderen Tage seine Arbeit, mechanisch beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen. Lange vor der gewöhnlichen Zeit ihrer Zusammenkunft harrte er am Strande auf Manon.

Er biß die Zähne zusammen, als sie endlich leichtfüßig daherschritt und ihm schon von Weitem einen Gruß zuwinkte. Manon wunderte sich, daß er ihr nicht wie sonst entgegeneilte. Als sie aber nahe zu ihm herangekommen war, wich sie vor dem blassen, verstörten Gesichte, vor dem sonderbaren Ausdrucke, mit welchem er seine Augen fest auf sie gerichtet hielt, erschrocken zurück. So standen sich Beide eine Weile schweigend gegenüber. Endlich sagte Baptist langsam, und seine Stimme klang rauh und fremd: „Du kamst gestern spät zurück." Manon

verſuchte ſo unbefangen wie möglich zu erwiedern, daß ſie ſich allerdings etwas bei ihren Einkäufen verſpätet habe. Aber die Stimme verſagte ihr, und ein Zittern ging durch ihre Glieder, als Baptiſt fortfuhr: „Du wollteſt nicht mit Nachbar Pierre oder Deinen Geſpielinnen gehen. Du haſt es vorgezogen, Dich von — Herrn Maurice nach Hauſe geleiten zu laſſen. Dabei ſagte er Dir, wie ſchön Du ſeieſt und viel zu gut für einen armen, plumpen Fiſcher, wie ich. Nicht wahr?“

Manon fühlte, wie ihr das Blut in das Geſicht ſchoß. Haſtig wandte ſie ſich ab. Sie konnte ſeinen Blick nicht mehr ertragen.

Baptiſt trat einen Schritt näher. „Und Du hörſt auf das, was der feine Herr zu Dir ſpricht. Du träumſt von einem Daſein, in welchem der, der Dich ſchon liebte, als Du noch ein Kind warſt, der keinen Gedanken hat, als nur für Dich, keine Freude ohne Dich kennt, der zu jeder Stunde bereit iſt, ſein Leben für Dich hinzugeben, keinen Theil hat! Iſt es denn wirklich wahr? Schlägſt Du die Liebe eines ganzen Lebens ſo gering an? Fällt es Dir ſo leicht, mein Glück zu zerſtören, die gelobte Treue zu brechen?“

Seine Stimme war bei den letzten Worten immer weicher geworden und nun blickte er angſtvoll, flehend auf Manon's Lippen, als erwarte er, daß dieſe ſich öffnen würden, um ſeine Anklage empört zurückzuweiſen. Aber ſie blieben ſtumm. Bebend ſtand Manon vor ihm und vermochte kein Wort der Rechtfertigung hervorzubringen.

Da begann es in den grauen Augen unheimlich zu

Digitized by Google

blitzen. Mit eisernem Griffe packte er sie am rechten Handgelenke fest und sich so dicht über sie beugend, daß sein glühender Athem ihre Wange streifte, stieß er in heiserem Tone hervor: „Hüte Dich, Manon! Denn bei Gott im Himmel! Kann ich Dich nicht besitzen, so soll auch Keiner sonst sich Deiner Liebe freuen. Hörst Du? Und müßte ich einen Mord darum begehen!“

Todtenblaß, am ganzen Körper zitternd, versuchte Manon ihre Hand frei zu machen, den linken Arm wie zur Abwehr gegen Baptist ausstreckend. Bei der heftigen Bewegung verschob sich das Tuch über ihrem Mieder. Ein goldenes Kreuz mit bunten Steinen wurde sichtbar, welches an einem Bande an ihrem weißen Halse hing. Baptist sah es in der Sonne blitzen. Mit vor Leidenschaft entstellten Zügen, halb sinnlos vor Wuth, stürzte er auf Manon zu, riß das Kleinod mit einem Ruck von ihrem Halse und es in einem hohen Bogen weit hinaus in das Meer schleudernd, schrie er: „Was ich Dir bot, hast Du zurückgewiesen. Was er Dir gab, trägst Du an Deiner Brust verborgen! Dirne, Du!“

Manon schluchzte laut auf vor Schreck und Schmerz. Mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte riß sie sich von Baptist los. „Nenne mich, wie Du willst,“ rief sie außer sich, „nur nicht mehr Deine Braut. Denn ja! Ich bin ihm gut! Noch mehr — ich liebe ihn und nur ihn!“ Damit wandte sie sich und floh wie ein gehetztes Wild den Strand hinab.

Wie gelähmt stand Baptist und schaute stumm, mit erstarrendem Blicke der Davoneilenden nach. Er hatte

nicht gewußt, wie mächtig bisher trotz Allem noch die ſtille Hoffnung in ſeinem Inneren geweſen, daß ſeine leidenſchaftliche Eiferſucht ſich vielleicht Manon's Vergehen in zu ſchwarzen Farben male. Jetzt aber — jetzt war Alles aus! Ihr eigener Mund hatte es ausgeſprochen. Er hatte ſie verloren. —

Baptiſt's Mutter horchte erſtaunt auf, als ſie ſchon jetzt, zu ſo ungewohnter Stunde den Tritt ihres Sohnes draußen vernahm. Ein Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen, als er langſam die Thür öffnete, und ſie in ſein verſtörtes Geſicht ſchaute. „Um des Himmels willen, mein Sohn, was iſt Dir geſchehen?“ rief ſie ihm angſtvoll entgegen.

Er blickte ſie einen Augenblick wie geiſtesabweſend an. Dann kam es tonlos von den zuckenden Lippen: „Manon —“

Aber da verſagte ihm die Stimme. Mit einem erſtickten Schrei ſank er auf die Kniee und den Kopf in den Schoß der Mutter bergend, brach er in ein ſo haltloſes, furchtbares Weinen aus, daß ſein ganzer Körper krampfhaft davon erbebte.

Die Mutter ſagte nichts, ſie frug nicht. Sie hatte es ja kommen ſehen, und Manon's Name, in dieſem Tone ausgeſprochen, ſagte ihr genug. Beide Arme um den Sohn ſchlingend, hielt ſie ihn ſchweigend feſt an die treue Bruſt gedrückt, und ſeine Thränen fielen gleich glühenden Tropfen brennend auf ihr Herz. —

Es war ſchon ſpät, und Manon im Begriff, zu Bett zu gehen, als leiſe an ihr Fenſter gepocht wurde. Auf

die Frage, wer da sei, vernahm sie die Stimme von Baptist's Mutter, welche Einlaß begehrte. Manon fuhr zusammen. Ihr Gewissen sagte ihr, warum diese sie noch so spät in der Nacht aufsuche. Einen Augenblick blieb sie unentschlossen, ob sie öffnen solle oder nicht, stehen. Erst als die Bitte um Einlaß nochmals dringender wiederholt wurde, öffnete sie die Thür und sah mit klopfendem Herzen die Matrone eintreten. Diese schlug das dunkle Tuch, welches sie über den Kopf gezogen hatte, zurück und dicht an Manon herantretend, schaute sie dieselbe schweigend an. Es war ein Blick, vor dem Manon die Augen zu Boden schlug. Gerade so hatte sie Baptist angesehen, als er ihr heute am Strande gegenüberstand.

„Manon," begann Baptist's Mutter, „seit dem Tage, an welchem man mir den Gatten todt nach Hause brachte und ich in thränenlosem Jammer an seiner Leiche kniete, ist mir kein solches Leid geschehen als heute, wo ich meinen Sohn in den Armen hielt und ihn weinen sah. Weißt Du, was das heißt, einen starken Mann weinen zu hören wie ein Kind? Eine jede Thräne bezahlt er mit einem Tropfen seines Herzblutes, und ich möchte nicht die Schuld an einer einzigen von ihnen tragen. Sie bringen Unsegen dem, um dessen willen sie fließen. Er nannte Deinen Namen. Manon! Auch gestern Nacht stöhnte er laut in seinem Schlafe und rief schmerzlich nach Dir. Ich weiß nicht, was zwischen Euch vorgefallen ist, aber ich kenne meines Sohnes leidenschaftliche Natur und weiß, was man sich seit Wochen im Dorfe von Dir und dem Fremden zuflüstert. Ich glaube es nicht, mein Kind," fuhr sie

raſch fort, als Manon eine haſtige Bewegung zum Sprechen machte. „Du hörſt es wohl gerne, wenn man Dir ſagt, wie ſchön Du biſt, aber ich weiß es, Dein Herz iſt gut und Deine Gedanken rein. Nicht wahr, Manon, ich darf Dich ſo an der Hand faſſen und zu meinem Sohne führen, und Du wirſt ihm ſagen: ‚Du irrteſt Dich, Baptiſt. Du haſt mir großes Unrecht angethan, aber ich vergebe es Dir, denn ich habe Dich lieb!‘“

Bittend hatte Mutter Maguerite Manon's Hand ergriffen und erwartete nun in athemloſer Spannung ihre Antwort. Aber Manon's Lippen blieben verſchloſſen. Die alte Frau erbleichte. Langſam ließ ſie die kleine Hand des jungen Mädchens aus der ihren gleiten.

„Doch alſo wahr?“ flüſterte ſie mit verlöſchender Stimme. „Du haſt meinen Sohn verrathen!“

„Verrathen?“ wiederholte Manon und warf trotzig den Kopf zurück. „Ich war damals, als ich mich mit Baptiſt verlobte, noch zu unerfahren, noch zu jung, um mein eigenes Herz recht zu kennen. Iſt es deshalb gleich Verrath zu nennen, wenn ich jetzt, nachdem ich einſehen gelernt habe, daß es ſo beſſer iſt für mich und ihn, mein Wort zurücknehme, bevor es zu ſpät iſt?“

„Manon, Manon!“ verſetzte die Matrone in flehendem Tone, „Du weißt nicht, was Du ſprichſt, weißt nicht, was Du thuſt! Du zerſtörſt das Leben meines Sohnes, wenn Du ihm Deine Neigung entziehſt. Du kennſt ſeinen ungeſtümen, wilden Sinn, ſein leidenſchaftliches Herz nicht ſo wie ich, ſeine Mutter, die ihn auf den Armen getragen hat, unter ihren Augen groß werden ſah. Nach Deiner

Digitized by Google

leichten Art mußt Du nicht ſein Empfinden bemeſſen. Die Liebe zu Dir iſt Eins mit ſeinem ganzen innerſten Sein, und ich ſage Dir: Du richteſt ihn zu Grunde, Du tödteſt ihn, wenn Du ihn jetzt verläßt! — Manon! Manon! Bei Allem, was heilig iſt, vernichte nicht mit einem einzigen Wort auf immer das Glück meines Sohnes! O, beſinne Dich! Kehre zu ihm zurück, und ich will Deinen Namen ſegnen bis zu meinem letzten Athemzuge!"

In Manon's Augen ſtanden Thränen, aber ſie erwiederte beſtimmt, wenn auch leiſe: „Ich kann nicht! Wahrhaftig, ich kann es nicht!"

„Iſt das Dein letztes Wort?" frug Baptiſt's Mutter, mühſam nach Faſſung ringend.

„Mein letztes Wort."

Da knüpfte die alte Frau mit bebenden Fingern haſtig ihr Tuch wieder um und wandte ſich zum Gehen. Ehe ſie die Schwelle überſchritt, blickte ſie noch einmal zurück und die Hand warnend gegen Manon erhoben, ſagte ſie langſam: „Um jenes Fremden willen ſtößeſt Du meinen Sohn von Dir. Du trauſt den ſchönen Worten des vornehmen Herrn. Du glaubſt an die Wahrheit ſeiner Betheuerungen. Thörichtes Mädchen! Deine Mutter und ich waren jung zuſammen. Um Deiner todten Mutter willen ſage ich Dir: Hüte Dich, Manon, daß Dich das Verderben nicht ereilt!"

Sie ging, und Manon blieb allein zurück. Das junge Mädchen warf einen Blick in den kleinen Spiegel, welcher neben dem Fenſter hing, und lächelte über die Warnung der alten Frau.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Mit dem raſchen Wechſel der Witterung, welcher an der Küſte zu dieſer Jahreszeit ſo oft ſtattfindet, hatten ſich über Nacht die rauhen, heftigen Nordſtürme, die Vorläufer eines frühen Winters, eingeſtellt. Brauſend fuhren ſie an den Klippen daher, über das Meer hin. Toſend warfen ſie die Wellen bis hoch an den Strand hinauf und machten es den Männern unmöglich, in den kleinen Booten hinauszufahren. So blieb auch Baptiſt zu Hauſe und pflegte ſeine Mutter, welche, von rheumatiſchen Schmerzen gepeinigt, wieder einmal das Bett hüten mußte. Aber mehr als ihre Leiden quälte ſie die Sorge um den Sohn. Seit jenem Abend war Manon's Name nicht mehr über ſeine Lippen gekommen. Kein Wort verrieth, was in ſeinem Inneren vorging. Die Stirne in ſchwere Falten gezogen, ſaß er oft Stunden lang, finſter vor ſich hinbrütend, ſchweigſam an dem Lager der Mutter, welche mit gefalteten Händen dalag, den bekümmerten Blick in ſtiller Angſt auf das veränderte Geſicht des Sohnes geheftet.

Ein ſtürmiſcher Abend folgte auf einen unfreundlichen, regneriſchen Tag. Heulend jagte der Wind die ſchweren Wolken am Himmel hin, welche, ab und zu den Mond gänzlich verdunkelnd, in phantaſtiſchen Gebilden raſch dahin zogen. Einen behaglichen Gegenſatz zu Sturm und Kälte draußen bot die gut durchwärmte, von dem traulichen Herdfeuer hell beleuchtete Küche Mutter Marguerite's.

Die Kammerthüre ſtand weit offen, um Licht und Wärme auch hinein zu der Kranken dringen zu laſſen.

Digitized by Google

Nachbar Pierre war gekommen, um nach der alten Freundin zu sehen, und saß, ihr zur Unterhaltung seine Wetterbeobachtungen und die Tagesneuigkeiten mittheilend, auf dem hölzernen Schemel an ihrem Bette, während Baptist theilnahmlos, in Gedanken versunken, an der Thüre lehnte.

„Ihr könnt mir glauben, Frau Marguerite," fuhr der Nachbar in seinem Berichte fort, „es gibt einen frühen, strengen Winter. Alle Anzeichen sind dazu da. Heute früh war schon etwas Schnee unter dem Regen. Herr Maurice meinte, so kalt wie jetzt hier sei es in seiner Heimath nicht einmal um Weihnachten herum. Er hat auch seine Sachen schon gepackt und will morgen oder übermorgen abreisen. Heute ist er noch einmal nach St. Renan gegangen, um das alte Rathhaus dort in sein Buch zu zeichnen. Er will den Weg am Strande zurückkommen. Die Steine auf der Landstraße sind wohl zu grob für die feinen Stiefel des vornehmen Herrchens. Geht sich freilich angenehmer auf dem weichen Sande. Er muß sich aber sputen, wenn er zu Hause sein will, bevor die Fluth eintritt."

Mutter Marguerite horchte hoch auf. Ihre Brust hob sich wie von einer schweren Last befreit. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihr Empfinden, aber ihr war, als ob sie nun genesen würde, als ob sie wieder ruhig schlafen könne, wenn der Feind ihres Sohnes das Dorf verlassen habe. Sie blickte verstohlen nach Baptist hin, welcher sich bei der Erwähnung Maurice's mit einer hastigen Bewegung nach dem Nachbar umgedreht hatte,

Digitized by Google

und der Athem ſtockte ihr. Auf dem bleichen, vorgebeugten Angeſichte des jungen Mannes lag ein ſo feindſeliger, drohender Ausdruck, aus den grauen Augen blitzte ein ſo tödtlicher Haß, daß ſie ein namenloſes Entſetzen eiskalt nach ihrem Herzen ſchleichen fühlte. Sie hörte nicht mehr, was der alte Freund ihr noch ſonſt zu erzählen hatte. Sie war kaum im Stande, als er endlich ging, ſeinen freundlichen Gruß zu erwiedern. Die Fähigkeit aller ihrer Sinne war darauf gerichtet, auf die Tritte, auf die leiſeſte Bewegung Baptiſt's zu lauſchen, welcher hinaus gegangen war und nun unruhig in der Küche auf und ab ſchritt. Nach einer Weile kam er in die Kammer zurück. Er ſtellte die Arzneiflaſche auf das Tiſchchen neben dem Bette und ſagte, ohne die Mutter anzublicken: „Hier ſind Deine Tropfen. Vergiß nicht, ſie zu der beſtimmten Stunde zu nehmen. Ich habe noch einen Gang zu machen."

Die Mutter legte ihre zitternde Hand auf den Arm des Sohnes: „Hat das ſolche Eile?" brachte ſie mühſam hervor. „Es iſt ſchon ſpät und mir iſt ſo bang!"

Baptiſt ſchüttelte langſam den Kopf. „Was ich zu thun habe, muß heute noch geſchehen," ſprach er leiſe, mehr zu ſich ſelbſt, als zu der Mutter. Dann ſich raſch, aber nicht unſanft von ihrer Hand losmachend, fügte er mehr in ſeinem gewöhnlichen Tone hinzu: „Ich bin bald zurück. Gute Nacht, Mutter!" und eilte hinaus.

Die Mutter ſetzte ſich im Bette auf und lauſchte mit verhaltenem Athem auf die Richtung, welche der Schritt ihres Sohnes nahm. Links von der Hütte bog der Weg nach dem Dorfe ab. Rechts ging es nach dem Strande

hinunter, nach der sogenannten rothen Klippe, welche dort weit vorspringend über dem schmalen Pfade hing, der zur Ebbezeit frei war.

Baptist's Tritte wandten sich zur rechten Seite.

Da erhob sich die Mutter von ihrem Lager. Fieberfrost schüttelte ihre Glieder; wirbelnd drehte sich Alles vor den brennenden Augen im Kreise. Sie warf mit bebenden Händen einige Kleidungsstücke um sich und an der Wand entlang tastend, betrat sie wankend, unsicheren Schrittes die Küche. Suchend blickte sie umher. Da fiel ihr Auge auf die Stelle neben dem Schranke, wo sonst Baptist's alte Flinte zu hängen pflegte. Die Stelle war leer. Mit einem erstickten Aufschrei sank die Mutter auf die Kniee. Die Sinne drohten ihr zu schwinden, aber mit fast übermenschlicher Anstrengung ihre Schwäche bemeisternd, raffte sie sich auf, und die Hände verzweiflungsvoll zum Himmel empor gerungen, stammelte sie: „Laß es nicht zu, Allerbarmer dort oben! Hilf mir! Rette mein Kind, mein einziges Kind!"

Nur noch eines Gedankens fähig, riß sie die Thüre auf und eilte in die Nacht hinaus, der rothen Klippe zu.

Brausend fuhr der Wind daher. Nur mühsam gegen seine Gewalt ankämpfend, schleppte sie sich fort. Die scharfen Steine verletzten ihre nackten Füße, aber sie fühlte den Schmerz nicht. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, keuchend hob sich ihre Brust. Die erschöpften Glieder versagten ihr fast den Dienst und mehr als einmal stürzte sie zu Boden. Blutend, mit zerrissenen Kleidern, den Namen ihres Sohnes in verzweifelndem

Digitized by Google

Aufschrei auf den bleichen Lippen, raffte sie sich wieder auf, und weiter ging es, weiter.

Zu derselben Zeit stand der Sohn an die Felsenwand der rothen Klippe gelehnt und schaute, die Hand an der Flinte, unverwandt auf den Pfad hinunter, welcher zwischen dem zurückgetretenen Meere und der schroffen Steinwand hinführte.

Er dachte nicht an das Gräßliche seines Vorhabens, dachte nicht an Strafe und Vergeltung. Das wilde Verlangen nach Rache übertäubte die Stimme des Gewissens wie der Furcht. Er wußte nur, daß der, welcher den Pfad daher kommen werde, ihm Manon's Liebe gestohlen, sein Glück vernichtet habe, und daß er dafür bezahlen sollte. Nur einmal zitterte die Hand, welche die Flinte hielt. Es war ihm, als hörte er die Stimme seiner Mutter, welche seinen Namen rief. Er horchte mit angehaltenem Athem in die Nacht hinaus. Aber nur das Brausen des Sturmes tönte an sein Ohr.

Fester die Mordwaffe fassend, beugte Baptist sich weit vor, denn eben jetzt trat der Mond mit einem Male voll aus den Wolken und zeigte ihm so klar wie am Tage die Gestalt seines Feindes, welcher ahnungslos, mit leichten, sorglosen Schritten über den Sand daher gegangen kam. Lautlos hob Baptist die Flinte. Er legte sicher zielend an, seine Finger zuckten nach dem Drücker — da fühlte er plötzlich seinen Arm umklammert und die Waffe mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden gezogen. Mit einem jähen Ausrufe des Schreckens wandte er sich um und sah in das todtenblasse Gesicht seiner Mutter.

Digitized by Google

Baptiſt taumelte wider die Felſenwand, an welcher er ſich halten mußte, um nicht umzuſinken. Bebend, mit weit geöffneten Augen ſtarrte er auf die hoch aufgerichtete Geſtalt, welche, von den grauen Haaren umflattert, in zerfetzten Kleidern vor ihm ſtand und ihn ſchweigend anſah.

„Mutter, Du?“ ſtammelte er endlich.

„Ja, ich bin es, Deine Mutter,“ tönte es langſam von dem bleichen Munde. „Als Du mich verlaſſen hatteſt, ſchlief ich ein und träumte einen fürchterlichen Traum. Er hat mich aus dem Bette, in die Nacht hinaus Dir nachgetrieben und mich nicht ruhen laſſen, bis ich Dich gefunden. Mir träumte, daß das Kind, welches ich auf meinem Schoß gehalten, das ich die unſchuldigen Händchen zum Gebete falten lehrte, als es ein Mann geworden, mit finſteren Gedanken in die Nacht hinaus geſchlichen ſei, und als es wiederkehrte, trug ſeine Hand einen rothen Flecken, wie von vergoſſenem Blute. Da brach mein Herz vor Weh. Und wie ich oben vor dem Schöpfer ſtand, ſprach er zu mir: ‚Wo iſt das Kind, das ich Dir ſchenkte?‘ Auch der Vater des Knaben trat hinzu und frug mich nach ſeinem Sohne. Ich aber konnte keine Antwort geben. Da neigten die Engel, die Gottes Thron umſchwebten, ihre Häupter und weinten um eine verlorene Menſchenſeele.“

Klirrend entfiel die Flinte Baptiſt's Händen. In kaltem Schauder erbebten ſeine Glieder. Er wagte nicht, die Augen zu der Mutter zu erheben, aber er ſtürzte zu ihren Füßen nieder, und den Saum ihres Gewandes an

Digitized by Google

ſeine zitternden Lippen preſſend, drückte er ſein Geſicht wider den kalten, harten Boden.

Die Mutter neigte ſich über ihn und ſeine Schulter berührend, ſagte ſie: „Stehe auf, Baptiſt! Komm mit mir zurück. Sonſt kehrt der Traum wieder und tödtet mich.“

Baptiſt erhob ſich. Willenlos folgte er der leitenden Hand, welche die ſeine gefaßt hielt. Unverwandt ruhten die leuchtenden Blicke der Mutter auf dem Angeſicht des geretteten Sohnes, der bleich, mit demüthig geſenktem Haupte neben ihr herſchritt. Schon ſah man in der Ferne die Lichter des Dorfes durch die Nacht ſchimmern. Da verſagte aber mit einem Male der treuen Mutter die übermenſchliche Kraft, welche ſie bisher aufrecht erhalten hatte. Sie wankte, die Sinne ſchwanden ihr, und einer Todten gleich ſank ſie an der Seite des Sohnes zuſammen. Mit einem Ausruf des Schmerzes und Entſetzens hob dieſer die Bewußtloſe auf und trug ſie wie ein Kind in ſeinen Armen auf das verlaſſene Lager zurück.

Viele Wochen lag ſie dort mit dem Tode ringend, von brennendem Fieber verzehrt, von wilden Phantaſien gepeinigt. Baptiſt kannte weder Schlaf noch Ermüdung in der Pflege ſeiner Mutter. Nur ſelten gab er einmal den dringenden Bitten Nachbar Pierre's nach und überließ Clairette auf einige Stunden ſeinen Platz an dem Krankenbette. Seine Hand bereitete den kühlenden Trank für die verſchmachtenden Lippen der Kranken, flößte ihr die Arzneien ein und ſchüttelte ihr die Kiſſen zur weicheren, beſſeren Lage zurecht. Seine Arme hielten ſie

Digitized by Google

mit ſanfter Gewalt zurück, wenn ſie, verzweiflungsvoll nach ihm rufend, von dem Lager aufſpringen und hinaus eilen wollte. Er hatte keinen Gedanken, kein Empfinden mehr, als nur für ſeine Mutter. Er hörte es kaum, als man ihm ſagte, daß Manon einige Tage nach der Abreiſe des Fremden gleichfalls aus dem Dorfe verſchwunden ſei. Er fühlte nur das Eine: wenn ſeine Mutter ſtarb, ſo hatte er ſie getödtet.

Nach banger, ſchwerer Zeit kam endlich ein Tag, an welchem die Mutter, aus einem ruhigen Schlummer erwachend, mit klaren Augen um ſich ſchaute, und den Blick liebevoll auf des Sohnes Angeſicht geheftet, lächelnd ſeinen Namen flüſterte. Da ſank Baptiſt ſchluchzend vor dem Bette auf die Kniee. Die abgezehrten Hände der Mutter mit Thränen und Küſſen bedeckend, ſtammelte er in abgebrochenen Worten dem Schöpfer ſeinen glühenden Dank und glaubte zum erſten Male an eine Vergebung ſeiner Schuld.

Die Mutter war geneſen. Aber anſtatt der rüſtigen, ſtattlichen Frau war eine weißhaarige, gebückte Greiſin dem Krankenlager entſtiegen, welche ſich nur mühſam vorwärts zu bewegen vermochte. Jene Nacht hatte ihre Geſundheit für immer zerrüttet, ihre Kraft gebrochen. Was damals vorgefallen, ward nie mehr zwiſchen Mutter und Sohn erwähnt, aber die Erinnerung daran laſtete ſchwer auf deſſen Seele. Die weißen Haare, die gebeugte Geſtalt der treuen Mutter, welche ihr Leben für ihn gewagt, waren ein immerwährender Vorwurf, eine ſtumme Anklage, die keine Reue zu mildern, die Zeit nicht auszulöſchen vermochte.

Digitized by Google

Baptiſt hatte die Mutter immer innig lieb gehabt, aber ſeit jener Stunde auf der rothen Klippe trug er ſie in ſeinem Herzen als ſein höchſtes Gut. Seine Mutter war ſeine Welt. Wie ſie früher unermüdlich für ihn gearbeitet, für ihn geſorgt hatte, ſo wachte er jetzt mit der liebevollſten Sorgfalt unausgeſetzt über ſie und ſuchte ihr jeden Wunſch von den Augen abzuleſen. Er arbeitete noch oft bis ſpät in die Nacht hinein an neuen Fiſchnetzen, oder ſchnitzte Bootſtangen und Ruder, um dieſe in dem nächſten, größeren Dorfe zum Verkaufe anzubieten. Von dem geringen Erlöſe wußte er immer ſeiner Mutter eine kleine Freude zu machen oder etwas beſſere Nahrung dafür zu kaufen, wie ſie die geſchwächte Geſundheit der alten Frau erheiſchte. So viel als möglich nahm er ihr ſelbſt die Arbeit in Haus und Küche ab, oder er bat Clairette, der Mutter ein wenig zu helfen, wozu das freundliche Mädchen ſich zu jeder Zeit gerne bereit finden ließ. Wenn Baptiſt hinaus fahren mußte, leiſtete ſie auch gewöhnlich Frau Marguerite Geſellſchaft, und dieſe gewann das gute Kind, dem die Arbeit ſo flink von der Hand ging, welches ihr Alles ſo recht nach dem Herzen zu machen verſtand, mit jedem Tage lieber. Auch von Baptiſt erhielt Clairette manchen freundlichen Blick, manches warme Dankeswort, wenn er, heimkehrend, ſie in traulichem Geplauder mit der Mutter und um ſie her Alles ſo wohl geordnet und behaglich fand. Erröthend wehrte Clairette jedoch ſtets allen Dank ab. Tief über ihre Arbeit gebeugt antwortete ſie nur ſchüchtern auf Baptiſt's Fragen und entfernte ſich gewöhnlich, trotz

seinen Bitten, zu bleiben, bald nach seinem Eintritte. Als aber Baptist sie eines Abends zurückhielt, ihre Hand ergriff und lächelnd frug, was er ihr denn zu Leide gethan habe, daß sie immer vor ihm fortlaufe, fühlte er zu seinem Erstaunen, wie diese in der seinen zitterte. Nachdenklich blickte er dem jungen Mädchen nach, welches sich rasch von ihm losmachte und, einige unverständliche Worte stammelnd, hinauseilte, während Frau Marguerite still vor sich hin lächelte.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, und die Tage begannen wieder länger zu werden, als Baptist eines Abends später wie gewöhnlich nach Hause kam. Anstatt wie sonst nach kurzem, herzlichem Gruße gleich den schweren Kessel vom Feuer zu heben und der Mutter die Suppe zu bringen, rückte er einen Schemel neben ihren Stuhl und ließ sich darauf nieder. Ihre Hände mit innigem Drucke erfassend, sagte er, mit einem ernsten Blicke zu ihr aufsehend: „Mutter, Du kannst nicht mehr wie sonst im Hause thätig sein, die Arbeit wird Dir schwer, und ich muß Dich so oft allein lassen. Wäre es nicht besser, wenn Du immer Jemand zur Pflege und Hilfe um Dich hättest, der Dich recht lieb hat, und dem Du auch gut sein könntest?“

Die Mutter nickte lächelnd, und ihre Augen hingen erwartungsvoll an den Lippen des Sohnes, welcher in sichtlicher Bewegung weiter sprach:

„Ich will Dir eine Tochter bringen, Mutter, die Du, ich weiß es, gern an Deinem Herzen willkommen heißen wirst, Clairette —“

Digitized by Google

Ein Ruf der Freude unterbrach hier Baptiſt, welcher, den Blick ſcheu zu Boden ſenkend, leiſe fortfuhr: „Sie will vor dem Altare ihre Hand in die meine legen, Mutter, trotzdem ich ihr von — Deinem Traume in jener Nacht erzählte.“

Haſtig legten ſich die bebenden Finger der Mutter auf ſeinen Mund und verſchloſſen ihm denſelben. Sie drückte ſein Haupt an ihre Bruſt, und indem die hellen Freudenthränen aus ihren Augen auf ſein Haar herabfielen, rief ſie: „Gottes Segen über Dich und Deine Braut, mein Sohn! Du haſt Deine Mutter heute ſehr, ſehr glücklich gemacht!“

— — — — — — — — — — — —

Jahre ſind ſeit dieſem Abend vergangen.

Frau Marguerite ſitzt faſt ganz gelähmt in ihrem Stuhle am Herde, aber ſie vermißt kaum den Gebrauch ihrer Glieder, denn die kleinen Enkelkinder wetteifern unter einander, wer von ihnen die Großmutter bedienen und bei ihr bleiben darf. Die Großmutter iſt das Höchſte für die kleine Bande, und die Schelme wiſſen es ſehr gut, daß der Vater nicht zankt, wenn Großmutter für ſie bittet. Keine Tochter konnte ihrer eigenen Mutter mit größerer Liebe und Verehrung zugethan ſein, als Clairette der Mutter ihres Mannes, und dieſe ſegnet den Tag, an welchem die ſtille, blonde Frau an der Hand des Sohnes ihren Einzug hielt. Baptiſt weiß es und dankt es ſeinem Weibe mit liebevoller Sorgfalt und treuer Anhänglichkeit. Aber ſo herzlich er Clairetten zugethan iſt, ſo hoch er die Mutter ſeiner Kinder hält, das, was er einſt für

Digitized by Google

jenes Mädchen mit den dunklen Augen, seine erste junge Liebe, empfunden hatte, vermochte er der sanften Frau an seiner Seite nicht zu geben. —

Man hatte nie wieder etwas von Manon vernommen. Im Dorfe gedachte man ihrer nicht mehr. Zehn Jahre sind eine lange Zeit zum Vergessen und gerade heute, an dem trüben, nebeligen Oktoberabend, war es zehn Jahre, daß sie spurlos verschwand.

Ob Baptist daran dachte? Ob vor seiner Seele die Bilder der vergangenen Tage aufstiegen, als er, die Ruder ausbessernd, nachdenklich auf dem Rande seines Bootes saß, welches er auf den Strand hinauf gezogen hatte, während sein jüngstes Söhnchen unweit von ihm in dem Sande umherspielte? Ein leises Geräusch hinter ihm störte ihn aus seinen Gedanken auf. Er wandte sich um. Vor ihm stand die Liebe seiner Jugend, bleich, vergrämt, die dunklen Augen demüthig, in stummer Bitte zu ihm aufgeschlagen.

Baptist sprang auf und starrte sie an, als traue er seinen Sinnen nicht, als wähne er sich von einem bösen Traume befangen, und unwillkürlich streckte er seine Hand mit einer abwehrenden Bewegung nach ihr aus.

„Weise mich nicht von Dir, Baptist," hub Manon leise, mit müder Stimme an. „Von einer langen, schweren Krankheit kaum genesen, bin ich Tag und Nacht gewandert, bis ich den Strand erreichte, um Dich noch einmal zu sehen. Ich finde ja nirgends Ruhe und kann nicht sterben, bis ich aus Deinem Munde gehört habe, daß Du mir vergeben hast. Ich habe schwer gegen Dich gefehlt,

Digitized by Google

und der Gedanke an meine Schuld hat meine Kraft gebrochen, mich krank und elend gemacht. Aber, o Baptiſt, glaube mir, was ich auch an Dir geſündigt, ich habe ſchwer dafür gebüßt! Verhöhnt, betrogen, mit Schande bedeckt, habe ich mein elendes Daſein durch Jahre ſo namenloſen Jammers dahingeſchleppt, daß Du mir Dein Mitleid nicht verſagen darfſt. — Sei barmherzig, Baptiſt! Reiche mir nur noch einmal Deine Hand. Um der Erinnerung an unſere Jugendzeit, um der Liebe willen, die Du einſt für mich gefühlt, ſprich: ‚Geh' in Frieden, Manon, ich habe Dir vergeben!'"

Baptiſt's Augen waren feucht geworden. Die tiefe Bitterkeit, welche er alle die Jahre her in ſeinem Herzen gegen ſie getragen hatte, ſchwand bei ihren Worten. Er vergaß, was ſie ihm angethan, und fühlte nur noch ein unausſprechliches Erbarmen mit der Unglücklichen, welche er zum letzten Male in der Blüthe ihrer Schönheit, ihrer Jugend geſehen, die nun krank, gebrochen, früh gealtert vor ihm ſtand und bittend die abgezehrten Hände nach ihm ausſtreckte.

Er reichte ihr ſeine Hand und ſagte leiſe: „O Manon, Niemand weiß, wie ſehr wir Alle der Vergebung bedürfen, als gerade ich. Sei ruhig, mein armes Kind. Ich vergebe Dir von ganzem Herzen."

Da drückte Manon ſeine Hand an ihre Lippen, in gebrochenen Worten den Segen des Himmels auf ihn herabrufend.

Nach einer Weile, während welcher Beide ſchweigend neben einander geſtanden, und ſich Manon etwas gefaßt

Digitized by Google

hatte, frug dieſe, ſchüchtern zu Baptiſt aufſehend: „Sage mir nur Eines, Baptiſt. Biſt Du glücklich? Hat eine Beſſere gut gemacht, was ich an Dir gefehlt habe?“

„Ja, Manon. Clairette iſt ſeit lange mein gutes, treues Weib.“

Da flog zum erſten Mal ein Lächeln über Manon's verhärmtes Geſicht. Ein leiſer Schimmer röthete die bleichen Wangen, und ſie ſagte, daß ſie das zu hören ſehr, ſehr glücklich mache.

Baptiſt trat einen Schritt näher an ſie heran. Einen bekümmerten Blick auf die zarte, verfallene Geſtalt werfend, frug er: „Was ſoll nun aber aus Dir werden, Manon? Was willſt Du thun, wohin gehſt Du? Denn,“ ſetzte er zögernd hinzu, „hier im Dorfe wirſt Du wohl nicht bleiben wollen?“

Eine dunkle Gluth flog über Manon's Angeſicht.

„Hier,“ rief ſie, „wo man mit Fingern auf mich deuten, mich zum Geſpötte aller loſen Zungen machen würde? O nie, nie! Wohin ich ſonſt gehe?“ fügte ſie ruhiger hinzu, „ich weiß es nicht. Wie der Wind ein welkes Blatt bald da-, bald dorthin weht, führt mich der Zufall wer weiß wohin. Was liegt denn auch daran, wen kümmert es, was aus einem ſo elenden Geſchöpfe, wie ich, wird?“ Und ihr Geſicht in beide Hände bergend, ſtöhnte ſie: „O mein Gott, mein Gott! Ich wollte, ich wäre todt!“

Erſchüttert legte Baptiſt leicht ſeine Hand auf ihre Schulter: „Sage nicht, Manon, daß ſich Niemand um Dein Geſchick bekümmere,“ ſprach er ſanft. „Ich hege Sorge um Dich. Denn ſieh, ich habe Dich einmal ſehr lieb

Digitized by Google

gehabt und das vergißt man nicht, was auch da später kommen mag. Gehe mit mir, Manon. Ich will Dich zu Clairette bringen. Ruhe Dich bei uns aus. Es soll Niemand im Dorfe etwas davon erfahren. Deine Kräfte sind erschöpft. So kannst Du nicht weiter gehen. Clairette, ich weiß es, wird die alte Freundin gerne bei sich aufnehmen. Sie ist gut, von ihren Lippen wirst Du kein Wort des Vorwurfes vernehmen, dafür bürge ich Dir. Bei ihr wirst Du Trost, Rath und Hilfe finden. Besprich Dich mit ihr, was Du unternehmen, wohin Du Dich wenden willst."

Langsam rollte eine große Thräne über Manon's eingefallene Wange herab.

„Ich danke Dir, Baptist," flüsterte sie. „O, ich danke Dir mehr, als ich zu sagen vermag. Die Erinnerung an diese Worte, an Deine Güte werden mich begleiten, wohin ich auch gehe. Aber ich darf, ich kann Dein großmüthiges Anerbieten nicht annehmen. Lebe wohl, Baptist, Gott sei mit Dir! Mache Dir meinetwegen keine Sorgen, ich habe es wahrhaftig nicht um Dich verdient. Ich wiederhole nur, was liegt an mir!"

Ihr altes, fadenscheiniges Tuch fröstelnd fester um sich ziehend, sah sie noch einmal mit einem trostlosen Blicke in den müden Augen zu ihm empor und wandte sich zum Gehen. Da sprang Baptist's Söhnchen herbei, um dem Vater eine Muschel zu zeigen, welche es im Sande gefunden hatte. Verblüfft blieb es jedoch bei dem Anblicke der fremden Frau stehen, sie mit den großen, runden Kinderaugen verwundert anschauend.

Digitized by Google

„Iſt das Dein Kind?“ frug Manon mit zuckenden Lippen.

„Ja, Manon.“

„Laß mich es küſſen, Baptiſt! Ich weiß es wohl, daß ich nicht werth bin, ſein unſchuldiges Geſichtchen mit meinen Lippen zu berühren. Aber einmal, nur ein einziges Mal möchte ich Dein Kind in meinen Armen halten!“

Schweigend ſchob Baptiſt den Knaben zu Manon hin, die zu ihm niederkniete und ihn mit einer leidenſchaftlichen Bewegung feſt an ihren Buſen drückte. Wieder und wieder küßte ſie ſeine blonden Locken, die Augen, den Mund.

„Gott behüte Dich, Du ſüßes Kind!“ ſtammelte ſie, raffte ſich haſtig auf und eilte ſchluchzend, mit geſenktem Haupte den Strand hinab.

An derſelben Stelle, wie vor zehn Jahren, ſtand Baptiſt und ſchaute lange der verſchwindenden Geſtalt nach. Dann beugte er ſich zu dem Knaben hinab, hob ihn zu ſich empor und drückte einen langen Kuß auf ſeinen kleinen, rothen Mund.

— — — — — — — — — — —

Unweit des Dorfes, nach der Richtung von St. Renan hin, iſt zwiſchen den Klippen, welche dort ziemlich flach gegen das Meer zu abfallen, eine Vertiefung in dem ſteinigen Boden. Dieſelbe wird oft bei hochgehender Fluth von den Wellen, welche über die Felſen geſchleudert werden, überſchwemmt, und bleibt dann Tage lang mit dem ſtehenden Waſſer gefüllt, bis dieſes ſich allmählig wieder verläuft. Dort haben am anderen Tage heimkehrende Fiſcher Manon aufgefunden, welche, mit dem Angeſicht nach unten gekehrt, todt in der ſeichten Lache lag. Man

nahm an, daß ſie in der Nacht auf dem abſchüſſigen, mit loſem Steingerölle bedeckten Stege, welcher an dieſer Stelle vorbeiführt, ausgeglitten und hinabgeſtürzt ſei.

Wer vermochte es zu ſagen? Der ſtumme Mund der Todten verrieth nichts mehr.

So wurde ſie denn auf dem Friedhofe, welcher über dem Dorfe auf dem Felſen hinter der kleinen verwitterten Kirche liegt, begraben.

Von Manon's Angehörigen lebte Niemand mehr, und die Gemeinde war viel zu arm, dachte auch gar nicht daran, der ſo lange Verſchollenen ein Gedenkzeichen ſetzen zu laſſen. Aber eine unbekannte Hand erwies der Todten dieſen Liebesdienſt. Eines Morgens war ein Kreuz, kunſtlos aus hölzernen Stäben zuſammengefügt, auf ihrem Hügel errichtet.

Unter dieſem Zeichen der Verſöhnung ruht Manon ſicher geborgen auf dem kleinen Felſenkirchhofe, über welchen der Sturm brauſend hinfährt, während die Wellen an dem Strande, brandend und toſend, in ewiger Unruhe kommen und gehen.

In ſtillem Glücke aber verrinnen die Tage in dem kleinen Fiſcherhauſe am Ende des Dorfes. Baptiſt weiß, daß wenn er am Abende nach der Arbeit die Schritte heimwärts lenkt, ſeine Frau mit den Kindern ſchon an der Thüre ſeiner harrt. Er hört ſchon von Weitem ihren freudigen Zuruf, er ſieht in die Augen, welche voll Liebe zu ihm aufblicken. Er tritt in das Haus und fühlt tief den Frieden, die Ordnung, welche darin herrſchen, und ſeine Hände falten ſich zu einem Segenswunſche für ſeine Mutter.

Digitized by Google

Ein Verkannter.

Eine geschichtliche Berichtigung.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Zu den Männern, welche das Schicksal erlitten, von der Nachwelt verkannt zu werden und die öffentliche Verachtung, ja den Haß der ganzen civilisirten Welt auf sich zu ziehen, gehört auch Guillotin, der sogenannte Erfinder der nach ihm benannten Hinrichtungsmaschine, welche durch die Greuel, zu deren Verübung man sie während der großen französischen Revolution benutzte, nicht nur selbst ein Gegenstand des Abscheus und Schreckens wurde, sondern auch noch dazu beitrug, eine falsche Beurtheilung ihres sogenannten Erfinders hervorzurufen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich hält man noch heute Guillotin für eine Art Bluthund, dem daran lag, ein Instrument zu schaffen, mit dem man Massenmorde unter dem Namen Hinrichtungen veranstalten konnte. Und doch thut man dem Manne damit schweres Unrecht, wie man erst neuerdings erkannt hat.

Ignace Guillotin wurde am 28. Mai 1738 geboren, ergriff die ärztliche Laufbahn und wurde bei der

Begründung der französischen Nationalversammlung Mitglied derselben, und zwar als Vertreter des dritten Standes. Guillotin war ein Idealist, ein Schwärmer, nicht nur für Menschenrechte, sondern auch für Menschlichkeit, ein durch und durch edler Charakter, dem außerdem eine gewisse Energie, ein gewisser Fanatismus für die Durchführung der einmal von ihm gefaßten Ideen innewohnte.

Die Bestrafung der Verbrechen war damals in Frankreich noch eine fast mittelalterlich-barbarische. Die Delinquenten wurden gerädert, lebendig geschunden, ihnen erst die Hände abgehauen, bevor sie mit dem Schwert geköpft wurden, kurz, ihnen das Urtheil häufig durch Verstümmelungen und Foltern verschärft.

Schon am 28. November 1789 hatte Guillotin die Gleichmäßigkeit der Todesstrafe für alle Verbrechen, auf welche dieselbe stand, von der Nationalversammlung verlangt, und in der Sitzung vom 1. Dezember 1789 wurde es durchgesetzt, daß in der That alle bisherigen Verschärfungen der Todesstrafe wegfielen, und dieselbe lediglich durch das Kopfabschlagen vollstreckt werden sollte. Es wurde dabei ausdrücklich auf Antrag Guillotin's erklärt, daß weder Stand noch Rang der Verbrecher irgend welchen Unterschied machen sollte.

Guillotin ging aber noch weiter. Er beschäftigte sich jetzt mit der Vollziehung der Todesstrafe selbst, die er zu einer möglichst schmerzlosen und schnellen zu machen wünschte. Er wollte dem Delinquenten die durch die langen Vorbereitungen bei der bisherigen Art der Hin-

Digitized by Google

richtungen unvermeidlichen Seelenqualen ersparen, wie verhindern, daß ein solcher Unglücklicher, wie es oft vorkam, wenn der Henker einen unsicheren Hieb that, der grausamsten Marter unterworfen wurde, weil der Kopf erst auf den zweiten oder dritten Hieb fiel, endlich schien es ihm den Gefühlen der Menschlichkeit zu widersprechen, daß ein Mensch den anderen tödten müsse, und er hielt es deshalb für dringend nothwendig, ein mechanisches Mittel zu finden, durch welches, ohne daß ein Mensch seine Hände direkt dazu hergeben müsse, der Tod des Verurtheilten bewirkt werden könne.

Er brachte daher schon in der Mitte des Jahres 1790 einen neuen Antrag in der Nationalversammlung ein, welcher wörtlich lautete: „In allen Fällen, in welchen die Todesstrafe gegen einen Angeklagten ausgesprochen ist, wird die Vollstreckung des Urtheils stets in derselben Weise vorgenommen, ganz gleich, welches das Verbrechen auch gewesen sei, wegen dessen der Delinquent verurtheilt ist. Der Schuldige wird enthauptet, und zwar nicht direkt durch Menschenhand, sondern mittelst eines einfachen Mechanismus."

Dieser Antrag blieb indeß im Siebenerausschuß der Nationalversammlung bis zum Jahre 1791 liegen, bis man daran ging, ein neues Strafgesetzbuch und mit diesem die neuen Anordnungen wegen der Vollziehung der Todesstrafe in der Nationalversammlung zu berathen. Jetzt konnte Guillotin darauf dringen, daß sein Antrag, betreffend die Hinrichtung mittelst einer Maschine, nochmals berathen wurde.

Digitized by Google

Er hätte indeß vielleicht geringen Erfolg gehabt, wenn er nicht in dieser Zeit eine wichtige Unterstützung an einem Fachmann, nämlich an dem Pariser Henker Charles Henri Sanson erhalten hätte. Dieser griff die Idee Guillotin's auf, fand sie außerordentlich verständig und richtete an den Justizminister eine Denkschrift, in welcher er ihm mittheilte, daß sich in der That eine Abänderung der bisherigen Hinrichtungsart empfehlen würde. Dieselbe sei ebenso grausam für den Verurtheilten, als schwierig für den Henker und gräßlich für das Publikum, welches das Schaffot umgebe. Der Verurtheilte würde gezwungen, sich mit Mühe aufrecht zu erhalten, um seinen Nacken dem Todesstreich ordentlich darzubieten, er müßte sich die langen Vorbereitungen zur Hinrichtung gefallen lassen, obgleich er gewöhnlich vor Schreck und Angst halb ohnmächtig sei, seine Qual würde auf jeden Fall bei der jetzigen Art der Hinrichtung vergrößert. Dann aber geriethe der Henker den meisten Verurtheilten gegenüber in große Verlegenheit. Diejenigen, welche halb ohnmächtig und fast bewußtlos wären, hielten nicht still, sie besäßen nicht mehr so viel Kraft, ihren Körper in derselben Lage zu halten, es wäre daher gewissermaßen unvermeidlich, daß sich der Verurtheilte noch in dem Augenblicke bewege, in welchem der Henker den Hieb führe, daß dann der Hieb nicht ordentlich treffe, und daß dadurch die grausamste Marter auf's Neue dem Verurtheilten zugefügt werde.

Sanson gab ferner an, daß eine große Anzahl von Verurtheilten noch auf dem Schaffot von einer wahren

Digitized by Google

Raserei befallen würden, daß dieselben um sich schlügen und trotz alles Aufwandes an Henkersknechten nicht so festgehalten werden könnten, daß ihnen nicht doch die Möglichkeit bliebe, wenigstens den Kopf zu bewegen. Einen solchen Kopf herunterzuschlagen, sei außerordentlich schwer. Endlich erwähnte er, daß für den Henker insbesondere wegen dieser Umständlichkeiten Schwierigkeiten einträten, wenn er rasch hinter einander mehrere Hinrichtungen zu vollziehen habe. Es würde nicht nur die Schneide des Schwertes stumpf und schartig, sondern die Kräfte sowohl des Henkers, als auch der Henkersknechte erlahmten durch die langen Vorbereitungen, durch den Kampf mit dem Verurtheilten, durch die furchtbare seelische Anspannung bei Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten, die sich einer solchen Hinrichtung entgegensetzten.

Diese Denkschrift Sanson's wurde der Nationalversammlung mitgetheilt, und daraufhin fühlte sich Guillotin sofort veranlaßt, mit dem Henker von Paris in Verbindung zu treten, um in Verein mit diesem eine Hinrichtungsmaschine zu verfertigen, welche allen den oben angeführten Unzuträglichkeiten ein Ende mache.

Man suchte nach Vorbildern in der Vergangenheit, denn die Hinrichtungen mit dem Fallbeil waren schon vor Jahrhunderten hier und dort versucht worden. Indeß war die historische Ausbeute, die Sanson und Guillotin machten, keine bedeutende. Es lagen ihnen drei Bilder, welche von den Deutschen Pentz, Aldegreder und Lucas v. Cranach herrührten, vor, auf welchen Hinrichtungen mit dem Fallbeil dargestellt waren, ebenso eine italie-

Digitized by Google

niſche Abbildung aus dem Jahre 1555, die man dem Achilles Borchi zuſchrieb. Die letztere ſtellte ein eigenthümliches Hinrichtungsinſtrument dar, welches „La Manaja“ hieß, und deſſen man ſich in Italien, beſonders in Genua, bei Hinrichtungen von Adeligen bedient hatte, welche in die Verſchwörung des Giuſtiniani verwickelt waren. Dieſes Bild zeigte den Delinquenten vor dem Block kniend, während wie bei der heutigen Guillotine zwei Pfoſten auf dem Block errichtet waren, innerhalb welcher ein Fallbeil mit einer Schnur auf und ab gezogen werden konnte. Auch die deutſchen Bilder ſtellten die Hinrichtungen in ähnlicher Weiſe dar.

Bei Nachforſchungen in der Geſchichte fanden Guillotin und Sanſon auch, daß man ſich früher in Perſien gewiſſer Fallbeilvorrichtungen bedient habe, um vornehme Verſchwörer hinrichten zu laſſen, und daß es auch in Schottland in früherer Zeit ein Vorrecht des Adels geweſen war, mit dem Fallbeil hingerichtet zu werden. Von den letzteren Hinrichtungsmaſchinen hatte man keine Zeichnungen, ſondern nur Beſchreibungen; aus dieſen konnte man aber entnehmen, daß ſie der italieniſchen Manaja mehr oder minder ähnlich waren.

Guillotin ſprach ſich daher dafür aus, dieſes Hinrichtungsinſtrument auch in Frankreich einzuführen, indeß Sanſon machte ihm energiſch Oppoſition. Wenn der Verurtheilte vor dem Schaffot knien ſolle, ſo behalte er immer noch die Möglichkeit, ſich zu bewegen. In ſolchem Falle wäre aber die Gefahr, daß der Verurtheilte ſchlecht getroffen werde, noch viel größer, als bei den Hinrichtungen mit

Digitized by Google

dem Schwert, wo der Henker immer noch, selbst im letzten Augenblick, seiner Waffe eine andere Richtung geben könne. Guillotin sah diese Nachtheile ein und rieth Sanson, über eine Verbesserung nachzudenken, während er sich selbst auch mit diesem Gedanken beschäftigen wollte.

Um diese Zeit hatte Sanson die Bekanntschaft eines deutschen Mechanikers, Namens Schmidt, gemacht, welcher Klaviere in Paris baute und ein solches Instrument auch an Sanson verkauft hatte. Sanson und Schmidt kamen dadurch öfter mit einander in Berührung, und eines Tages beklagte sich Sanson bei dem Deutschen darüber, daß er sich vergeblich den Kopf über die neue Hinrichtungsmaschine zerbreche, worauf Schmidt erklärte, daß doch die Abhilfe eine sehr einfache sei. Er ergriff einen Bleistift und zeichnete auf ein Notenblatt die beiden Pfosten der Guillotine, aber an Stelle des Schaffots das berühmte „Klappbrett", welches durch das eigene Gewicht des Verurtheilten umschlägt, wenn er auf dasselbe geschnallt ist, und dadurch unfehlbar den Kopf unter die Schneide des Messers bringt, so daß dieses beim Herabfallen direkt den Hals treffen muß. Jeder Widerstand eines Verurtheilten, jedes Zusammenfallen selbst eines ohnmächtigen Körpers ist in dieser horizontalen Lage unmöglich, und die Schneide des Messers muß mit unfehlbarer Sicherheit den Hals treffen.

Natürlich verfehlte Sanson nicht, diese Idee dem Doktor Guillotin mitzutheilen und ihm dieselbe als außerordentlich brauchbar anzupreisen. Guillotin fertigte eine

Digitized by Google

Zeichnung an und legte dieselbe am 30. April 1791 in öffentlicher Sitzung der Nationalversammlung vor.

Durch die Ueberschwänglichkeit aber, mit welcher Guillotin die Vortheile der Maschine anpries, schadete er ihrer Einführung mehr, als er ihr nützte, indem er während seiner Rede unfreiwillig komisch wurde. Man lachte schon, als er die Hinrichtung durch die neue Maschine gewissermaßen als eine Art Vergnügen für den Verurtheilten darstellte, und unter Anderem behauptete, „derselbe würde nichts Anderes als ein Kitzeln und etwas Kälte am Halse empfinden," durch dieses Lachen aber gerieth Guillotin noch mehr in Feuer und schrie unbedacht in die Versammlung hinein: „Gewiß ist die Maschine vorzüglich, und ich will mich verpflichten, Jeden von Ihnen, der es will, in einem Augenblick zu köpfen, ohne daß er es merkt!"

Diese Worte riefen eine solche stürmische Heiterkeit in der Versammlung hervor, daß Guillotin seine Rede unterbrechen und von der Tribüne heruntersteigen mußte. Das neue Mordinstrument war damit der Lächerlichkeit verfallen, und bekanntlich gab es und gibt es in Frankreich nichts Schlimmeres, als den Fluch der Lächerlichkeit.

Guillotin gab aber so leicht nicht nach. Er bestürmte mit Briefen den Generalprokurator Röderer, sowie den Finanzminister Clavères, führte immer wieder, auch in Eingaben an das Comité der Nationalversammlung, das Gutachten des Henkers an, der eine solche Maschine für sehr praktisch erklärte, und schließlich gab man seinem Drängen nach.

Digitized by Google

Die Nationalverſammlung beauftragte den Doktor Anton Louis, den Vorſchlag Guillotin's zu unterſuchen und ein motivirtes Gutachten in der Nationalverſammlung vorzubringen. Doktor Anton Louis war auch Leibarzt des Königs, und kaum erhielt Ludwig XVI. Nachricht von dem Auftrage ſeines Leibarztes, als er dieſem erklärte, er ſolle ihm alle Vorſchläge zur Anſicht unterbreiten, weil er ſich für die Angelegenheit intereſſire.

Der König beſaß bekanntlich eine große Neigung für Schloſſerarbeiten; er hatte eine eigene Werkſtatt, in der er viel lieber arbeitete, als mit den Miniſtern Regierungsgeſchäfte zu erledigen.

Es liegt etwas außerordentlich Tragiſches in dieſem Intereſſe des Königs für daſſelbe Inſtrument, mit welchem er kurze Zeit darauf ſelbſt zum Entſetzen Europa's hingerichtet werden ſollte. In den hinterlaſſenen Papieren Sanſon's hat man darüber eine Mittheilung gefunden, die ſehr intereſſant iſt.

Er erhielt demnach eines Tages von Guillotin die Aufforderung, ſich am nächſten Morgen bereit zu halten, weil ihn derſelbe zu einer Konferenz abholen wolle. Am Morgen erſchien Guillotin und theilte Sanſon mit, daß ſie ſich nach den Tuilerien in die Wohnung des königlichen Leibarztes Louis begeben wollten, um dieſem den Plan der neuen Hinrichtungsmaſchine vorzulegen und mit ihm über die Angelegenheit zu berathen. Sanſon folgte der Aufforderung, ſie begaben ſich nach den Tuilerien und wurden in das Zimmer des Doktor Louis geleitet, den ſie am Tiſche ſitzend und mit den Zeichnungen

Digitized by Google

der Hinrichtungsmaschine beschäftigt trafen. Kaum waren sie eingetreten, als hinter einer Portière ein Mann in ziemlich nachlässiger Kleidung hervortrat, als sei er eben erst aus dem Bett gestiegen und habe noch nicht Toilette gemacht.

Der Mann näherte sich dem Doktor Louis und fragte: „Wie steht die Sache?"

Worauf Louis ihm erklärte: „Sehen Sie selbst!" Und zu Sanson und Guillotin gewendet fortfuhr: „Dieser Herr nimmt an der Berathung Theil. Er interessirt sich für die Sache."

Guillotin sowohl wie der Henker hatten in dem Fremden sofort den König erkannt, der an der Berathung in einer Art Inkognito theilnehmen wollte. Er betrachtete die Zeichnungen und sagte: „Ich glaube, die Sache hat einen Fehler. Der Ausschnitt des Fallbeils ist sichelförmig und nur in diesem sichelförmigen Ausschnitt geschärft. Ich glaube, das Instrument kann seinen Dienst versagen, wenn das Beil auf den Hals des Verurtheilten herunterfällt, welcher sehr muskulös und breit ist. Ist der Hals breiter als der Ausschnitt des Beiles, dann wird der Hieb nicht durchdringen und nicht tödtlich sein."

Sanson nickte zustimmend und betrachtete unwillkürlich die Gestalt des Mannes, der so sprach. Er sah, daß derselbe einen sehr muskulösen Nacken und breiten Hals besaß.

„Sie meinen also auch," fragte der König den Henker, „daß hier eine Aenderung nothwendig ist?"

„Gewiß!" entgegnete Sanson; „ich glaube es. Aber wie soll diese Veränderung angebracht werden?"

Digitized by Google

„Sehr einfach!“ sagte der König, nahm eine Feder und zog eine schiefe Linie. „Das Beil muß diese dreieckige Form haben, dann wirkt es unfehlbar.“

Die Anwesenden waren erstaunt über diese einfache Lösung, welche in der That die einzig richtige war und die Form des Beiles so angab, wie sie bis heute beibehalten worden ist.

Der König schien sehr befriedigt über die Zustimmung der Anwesenden. Er nickte kurz mit dem Kopf und verließ das Zimmer. —

Am 7. März, fünf Tage nach dieser Konferenz in den Tuilerien, legte Doktor Louis die neuen Zeichnungen und seinen Bericht der Nationalversammlung vor und empfahl derselben auf das Dringendste die Annahme des Hinrichtungsinstruments. Am 20. März sprach die Nationalversammlung ihre Zustimmung aus, und Doktor Louis erhielt den Auftrag, auf Staatskosten die erste derartige Maschine bauen zu lassen.

Dieser wendete sich an einen Zimmermann, Namens Guidon, welcher für 5500 Franken den Bau übernahm. Im Auftrage der Nationalversammlung fand dann am 17. April 1792 auf dem Hofe des Gefängnisses von Bicêtre in Gegenwart einer Anzahl von Aerzten ein „Probeköpfen“ an drei Leichen statt. Es wurden auch auf Wunsch der Nationalversammlung beide Arten von Fallbeilen probirt, das dreieckige wie das viereckige mit sichelförmigem Ausschnitt. Das Abschlagen des Kopfes vollzog sich glatt und schnell mit dem dreieckigen Messer, verunglückte jedoch bei dem Messer mit dem sichelförmigen

Digitized by Google

Ausschnitt. Man verwarf daher ohne Weiteres diese Art und erklärte sich für das dreieckige Fallbeil.

Schon acht Tage später vollzog Sanson die erste Hinrichtung mit der neuen Maschine an einem gewissen Jakob Nikolas Pelletier, welcher am 21. Januar wegen Diebstahls und Einbruchs zum Tode verurtheilt worden war. Der Zulauf des Volkes zum Grèveplatz, auf welchem die Maschine zum ersten Male aufgeschlagen wurde, war ein ungeheurer, und der Generalprokurator Roederer sorgte dafür, daß der Henker und die Maschine vor allzu großem Zudrang von Neugierigen auch nach der Hinrichtung noch so lange durch einen starken Militärkordon geschützt wurden, bis das neue Instrument wieder auseinander genommen und auf dem Wagen verpackt war.

Das Volk nannte die neue Maschine mit grausamem Scherze nach dem Doktor Louis, der das Gutachten vor der Nationalversammlung abgegeben hatte, die „Louison" oder „Louisette". Erst später nannte man sie nach dem Hauptvertreter der Hinrichtungsart durch die Maschine, nach dem Doktor Guillotin „Guillotine", und diesen Namen hat sie behalten, trotzdem der erst 1814 gestorbene Guillotin einsehen mußte, daß ihm durch diese Benennung kein Ruhm, sondern nur Schande und Verachtung der ganzen Menschheit, wenn auch ungerechter Weise, entstanden.

Die Guillotine hat in der That erst die Massenhinrichtungen der späteren Schreckenszeit ermöglicht, welche bei der früheren Hinrichtungsart durch das Schwert unausführbar gewesen wären. Sanson, der Henker der Revo-

Digitized by Google

lution, hat uns eine Liste hinterlassen, nach welcher durch ihn allein in Paris mehr als 2500 Männer und Frauen, ja auch Personen unter 18 Jahren, also halbe Kinder, mit der Guillotine während der Schreckenszeit hingerichtet worden sind.

Sie bewährte sich indeß so, daß auch andere Staaten sie einführten, z. B. im Jahre 1853 Sachsen. Das neue deutsche Strafgesetzbuch hat über die Vollstreckung der Todesstrafe keine näheren Angaben. Es bestimmt nur, daß die Todesstrafe durch Enthauptung zu vollziehen sei. Es wird dabei in Preußen heute noch mit dem Beil, in Mitteldeutschland meist mit dem Fallbeil, der Guillotine, in Süddeutschland bald mit dem Fallbeil, bald mit dem gewöhnlichen Beil die Todesstrafe vollzogen, je nachdem der betreffende Scharfrichter, den man mit der Vollstreckung der Strafe beauftragt, „eingerichtet" ist.

Neuerdings aber beginnt man mehr und mehr von der Annahme zurückzukommen, daß die blutige Hinrichtung durch Abtrennen des Kopfes mittelst Schwert, Beil oder Fallbeil die „humanste" oder schmerzloseste ist, da Beobachtung und Experimente berühmter Aerzte darauf hinzuweisen scheinen, daß der abgeschlagene Kopf noch längere Zeit Bewußtsein, also auch Schmerzempfindung behält. Infolge dessen hat man in Nordamerika Versuche mit dem elektrischen Strome gemacht, welche so günstig ausgefallen sind, daß seit dem 1. Januar 1889 alle Hinrichtungen im Staate New-York mittelst Elektrizität vollzogen werden sollen. Ist der Strom stark genug, so stirbt der Verbrecher im Augenblick, wie vom Blitz getroffen,

Digitized by Google

ohne jede Schmerzempfindung. Es fallen bei dieser Art der Hinrichtung alle die Bedenken fort, welche sich gegen die Todesstrafe mittelst der Guillotine erhoben haben, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo die Hinrichtung durch Elektrizität allgemein eingeführt und die Maschine des Doktor Guillotin zu den Folterinstrumenten der Vergangenheit gestellt wird.

Von der Osterinsel.

Kulturbilder aus fernen Meeren.

Von

Karl Hager.

(Nachdruck verboten.)

Ein Missionar, der ein volles Menschenalter unter den Eingeborenen Polynesiens verlebte, hat den Ausspruch gewagt, daß die Poesie dieses Volkes in dem Werth ihrer Schilderungen gleichberechtigt mit dem stolzen Orient um die Palme streiten könnte. Er hatte bald nach der Zeit sein Arbeitsfeld betreten, als Bougainville, Cook und Forster durch ihre reizvollen Schilderungen des polynesischen Volkslebens, der ritterlichen Spiele, tapferen Kämpfe, festlichen Gelage und Gesänge dem staunenden Europa das Bild eines reich begabten, mit den edelsten der Erde wetteifernden Stammes entrollt und ein mächtiges Streben nach den fernen Inseln erweckt hatten.

Digitized by Google

Für heute hat jenes Urtheil alle Berechtigung verloren; kaum körperlich gleicht der jetzige Südseebewohner seinem Vorfahren. Aber damals blühte noch das Volksleben in der Frische der Ursprünglichkeit, noch war der Eingeborene unbelehrt und unverdorben durch den Weißen, noch hatte er das Danaergeschenk der europäischen Kultur nicht berührt, war vom Reiz des Neuen und dem Schein des Besseren noch nicht bethört, sondern noch umgeben von der Eigenart, die er aus der Urheimath mitgebracht und dann in die Abgeschlossenheit seiner Inseln aus sich selbst heraus weitergebildet hatte. Bald jedoch lockte ihn das Fremde; mit Waaren, die der Händler brachte, umgab und verweichlichte er sich, bald gingen die alten gesellschaftlichen Einrichtungen dahin, man vergaß die Sagen und Lieder, das köstlichste Erbe der Vorfahren, und nur spärliche Reste sind uns aufbehalten worden. Es ist daher nur ein lückenhaftes Bild, welches Mythologie und Poesie von den geistigen Schöpfungen der Insulaner bieten.

Aber ihrer Natur nach dauernder sind die Werke der Bau- und Bildnerkunst, und ein stummes, aber sicheres Zeugniß geben die Reste, die der Reisende noch heute auf den Inseln findet, von der hohen Fähigkeit ihrer Erbauer und Verfertiger. Bedenken wir vor Allem, daß die Werkzeuge dieser Künstler überaus unvollkommene gewesen sind, daß nie ihre Hand einen eisernen Meißel berührte, daß sie, auf Stein, Lavaglas, Holz und Muscheln angewiesen, die Werke vollbrachten, vor denen staunend der Europäer steht und an denen verständnißlos der entartete Nachkomme des Erbauers vorbei geht, so erzwingen jene alten

Digitized by Google

Polynesier unsere hohe Bewunderung, und gerne wenden wir uns einmal ab von dem faulen, gierigen Insulaner der Gegenwart und seiner Afterkultur, um den Spuren einer entschwundenen Zeit nachzugehen.

Im äußersten Osten entsteigen zwei graue Klippen dem Meere, Sala y Gomez, wie sie nach ihrem Entdecker benannt sind. Chamisso hat durch sein Gedicht „Salas y Gomez" diesen „Felsen kahl und bloß" bei uns bekannt gemacht. Etwas westlich davon liegt die Osterinsel (Waihu oder Rapanui), die schon 1687 der Seeräuber Davis entdeckte, die aber erst 35 Jahre später durch Roggeveen wieder aufgefunden ward, der ihr den jetzigen Namen gab, weil er am Ostersonntag 1722 hier landete. Auf diesem kleinen Eilande, wo die weite Wasserwüste des von hier bis an die Küste Amerika's völlig inselllosen Oceans den Wanderungen der Polynesier ein Halt gebot, hat sich ohne die Störungen, die andere Inseln erlitten, die Kunst ihrer Bewohner am reichsten entfaltet, und die meisten und eigenartigsten ihrer Denkmäler sind hier auf verhältnißmäßig kleinem Raume zusammengedrängt.

Wohl besitzt auch Hawaii Steinpyramiden und ebenso Tahiti; auf den Markesas findet man eine gewaltige Terrasse, aus cyklopischen Blöcken aufgeführt; auf einigen, heute nicht mehr bewohnten Inseln trifft man ungeheure Mauern, Pyramiden und Terrassen; ihre Entstehung schreiben die Eingeborenen im Bewußtsein ihrer jetzigen Schwäche meist den Göttern zu — aber kein Eiland bietet Steindenkmäler in solcher Menge, Größe und eigenartiger Gestaltung, als die ferne Osterinsel, und nirgends auch

Digitized by Google

ſcheint die Kunſt länger geübt worden zu ſein, als hier in oceaniſcher Vereinſamung, denn es iſt eine Reihe ihrer Erzeugniſſe deutlichen Anzeichen nach in verhältnißmäßig neuer Zeit erſt entſtanden.

Dieſe Steinbildniſſe der Oſterinſel ſind ſo ziemlich alle nach einem Muſter hergeſtellt. Auf künſtlich erbauter Plattform von circa 2 Meter Höhe und circa 20 Meter Länge, aus gewaltigen Lavaquadern ohne Mörtel kunſtgerecht zuſmmengefügt, erhebt ſich, an die Hermenſäulen des Alterthums erinnernd, eine ungeheure menſchliche Geſtalt (Moai), ein einziger ausgemeißelter Stein, der oben in einen wohlgebildeten Menſchenkopf ausläuft. Derſelbe trägt einen weiteren, aus rother Lava gearbeiteten Stein als Krone. Viele dieſer Bilder ſind heute umgeſtürzt. An der Huarewabucht liegen fünfzehn derſelben längs des Strandes. Die älteſten, zerfreſſen von den Unbilden der Witterung, laſſen heute kaum noch Geſichtszüge und Körpertheile unterſcheiden, ſind an der dünnſten Stelle, dem Halſe, geborſten und nach hinten übergefallen. So blieb zwiſchen den beiden Theilen in Form eines Dreiecks ein Raum frei, gerade groß genug, daß ein Menſch durchzuſchlüpfen vermag, und in dieſen Raum legte ſpäter das Volk ſeine Todten und errichtete zum Zeichen, daß der Ort geheiligt (tabu) ſei, auf dem Steine eine kleine Pyramide. Um ein ſolches Grabmal herum ſind Maſſen ſchwarzer vulkaniſcher Geſteine aufgebaut, und das Ganze macht von fern den Eindruck eines Walles oder eines in Trümmern liegenden Bauwerkes.

Wir befinden uns in der Nähe des Kraters Bano-

Roraka (im Osten der Insel), wo in weitem Umkreis die Gegend förmlich übersäet ist mit solchen umgestürzten Idolen. Am Nordwestende des Kraters aber stößt man auf eines der besterhaltenen, noch aufrecht stehenden Steinbilder, das auf der Wetterseite dicht mit Flechten bewachsen ist. Die Gesichtszüge sind sehr scharf ausgearbeitet, namentlich fällt die lange Nase auf, die großen herabhängenden Ohren und der Mund mit wulstigen Lippen. Ebenso ist der Hals gut markirt, und der Rücken tritt scharf hervor, während die Arme kaum angedeutet sind. Die Höhe wurde auf 6,50 Meter, der Umfang um die Schultern auf 6 Meter, die Länge der Nase auf 1,90 Meter, die Höhe der Stirn zu 1 Meter und die Gesichtsbreite von Auge zu Auge zu 2 Meter ermittelt.

Geht man von hier nach Südosten um den äußeren Fuß des Kraters herum, so erblickt man sogleich in einer muldenartigen Vertiefung am Bergabhange eine Reihe von elf dieser Steinriesen, von denen einige schon am Boden liegen, andere bedeutend geneigt sind. Sie sind in derselben Weise wie jenes Idol gearbeitet und über einander stehend in Reihen zu zwei und drei angeordnet. Sicherlich haben wir hier eine Kultusstätte der alten Rapanuiten vor uns.

Gelegentlich des Besuches, welchen der Kommandant des deutschen Kanonenbootes „Hyäne" im Jahre 1882 der Insel abstattete, um einen Theil ihrer Denkmäler zu untersuchen, wurde vor der Gruppe dieser Bildsäulen ein 12,40 Meter langes, ovales Steinfundament bloßgelegt, offenbar der Unterbau eines verschwundenen Gebäudes. Ein alter Eingeborener deutete denn auch durch Zeichen

Digitized by Google

und Bewegungen an, daß früher hier ein Haus geſtanden habe, in welches die gefeſſelten Gefangenen geſchleppt wurden, um dann Einer nach dem Anderen aus dem engen Ausgange herausgeholt und (vielleicht zu Ehren der Götter) abgeſchlachtet zu werden. Ihr Grab fanden die Unglücklichen wahrſcheinlich in dem Magen ihrer Gewalthaber, denn trotz des Kunſttriebes dieſer Inſulaner war die Menſchenfreſſerei Volksſitte, und noch nicht lange iſt es her, daß man ſich von ihr abwandte.

Unfern dieſer Stelle, noch außerhalb des Kraters, erwartet eine neue Ueberraſchung den Beſucher. Als ob plötzlich durch irgend ein Ereigniß den Verfertigern ihre Kunſtfertigkeit verloren gegangen, ſteht hier, theils faſt ganz, theils nur halb vollendet oder auch nur angefangen und roh behauen, eine Reihe von Steinbildern, die darauf zu warten ſcheinen, daß die Arbeit fortgeſetzt und beendet werde, gleichſam eine Werkſtätte der Bildnerei, eben von ihren Meiſtern verlaſſen.

Frühere Beſucher fanden ſogar noch Steinmeißel dort umher liegen. Und welche Erfolge wurden mit dieſen dürftigen Werkzeugen erzielt! Ganze Felswände mußten verſchwinden, um die Steinkoloſſe entſtehen zu laſſen, deren Anfänge ſich hier finden. Das größte, dem ein ungünſtiges Geſchick die volle Ausbildung verweigerte, mißt noch 17 Meter mehr, als das oben erwähnte — wohl das rieſigſte unter den Denkmälern der Inſeln. Das Geſicht iſt ausgearbeitet und an den beiden Seiten des Idols iſt auch bereits die Rinne angedeutet, welche ausgehauen werden ſollte, um es vom Felſen zu trennen.

Digitized by Google

Steil hebt sich von hier die Bergwand empor, die man erklettern muß, um das Innere des ausgebrannten Vulkans zu erreichen. Ein überaus düsterer Anblick bietet sich dem Auge. Fast senkrecht stürzen die kahlen, dunklen Steinwände ab und umschließen an ihrem Fuß ein lebloses, dunkelgrünes Wasser, einen runden Sumpf vom ungefähren Umfang einer Stunde, mit starken Binsen über und über bewachsen. Unwillkürlich sucht man in solcher Umgebung die geheimnißvollen Reste der untergegangenen Kultur, und wirklich, wo ein Vorsprung des Felsens es gestattet, trifft man die alten Bekannten wieder. Auch hier gibt es eine solche Werkstätte, die drei der Kolosse in allen Stadien der Bearbeitung erkennen läßt. Ungefähr in halber Höhe der Kraterwand gewahrt man an der ganzen westlichen Halbseite entlang bis zur Mitte eine Reihe von 32 Idolen, von denen freilich 21 bereits umgestürzt sind.

Noch heute hat jedes dieser Denkmäler unter den Eingeborenen seinen besonderen Namen und erfreut sich hoher Verehrung, obschon die Rapanuiten Christen geworden sind. Die stehenden und sogar die umgefallenen Steinbilder besitzen nach ihrer Meinung wirkliches Leben und große Macht, nur die geborstenen werden als todte Masse betrachtet. Um aber eine Erklärung zu geben, wie solche machtvolle Wesen der Vernichtung anheimfallen konnten, erzählen sie, daß einstmals in der Nacht diese Wesen in Streit gerathen seien, mit einander gekämpft hätten und daß den Schwächeren von den Stärkeren der Kopf abgehauen worden sei. Von dem hohen Ansehen, in welchem

Digitized by Google

die Bildnerkunst ehedem auf der Osterinsel gestanden, gibt heute noch die Thatsache Zeugniß, daß alte Leute sich rühmen, von den Verfertigern solcher Steinbilder abzustammen. Ein bis zwei solcher Moai herzustellen, soll die ganze Lebenszeit eines Mannes erfordert haben.

Nicht minder interessant sind die Grabmäler der Insel. Während die gemeinen Leute nach dem Tode unter geborstene Idole gelegt wurden, errichtete man den Häuptlingen einen soliden circa 2 Meter hohen, 3 bis 4 Meter langen und 1½ Meter breiten, ovalen Steinbau, der bis auf zwei kleine Oeffnungen vollständig geschlossen ward. Die Bedachung bestand aus schweren Platten. Bei der Untersuchung eines solchen Grabmals fand man im Inneren einen Schädel und Knochen, und daneben Vogelskelette. Ein anwesender Eingeborener, dem diese letzteren gezeigt wurden, machte das Geschrei einer Eule nach und deutete auf die runden Löcher. Nach seiner Meinung haben also die Vögel, die durch die Oeffnungen hereingeflogen waren, den Ausgang nicht mehr finden können und sind umgekommen. Möglicherweise aber hängt die Erscheinung auch mit dem Kultus zusammen. Welchen Zweck die Löcher gehabt, erfuhr man von demselben Eingeborenen: wenn der Gott Máke-Máke, der „Gott der Seevogeleier", die Seele des Todten verfolgte, hatte sie dadurch Gelegenheit, dem Verfolger zu entfliehen.

Dieser Gott war der bedeutendste im Glauben der Insulaner, er hat Alles erschaffen und hat Macht über Alles. Geheiligt waren ihm die Eier der Seevögel, die früher (vor Einführung des europäischen Huhns) sowohl

Digitized by Google

Hauptnahrungsmittel als Lieblingsspeise bildeten. Auf einer kleinen Felseninsel, die einige hundert Meter von der Küste entfernt in der Nähe des Ranakaokraters zu finden ist, kommen dieselben in großen Mengen vor, und von dort wurden sie in den Monaten Juli, August und September geholt, da sie zu allen anderen Zeiten des Jahres tabu waren. Am Abhang des Berges versammelten sich die Kräftigsten der Eingeborenen, von wo sie an der steilen, 300 bis 400 Meter hohen Felswand sich hinabließen, die gewaltige Brandung durchschwammen und mit den Eiern zurückkehrten. Nach anderen Berichten hatten auch die Kandidaten für die Oberhäuptlingschaft — denn die Verfassung der Rapanuiten fußte nach Abschaffung der Erblichkeit auf dem Wahlkönigthum — die Aufgabe, dieses Wagestück zu unternehmen.

Der häufige und längere Aufenthalt auf der rauhen, den Winden ausgesetzten Kraterwand führte dazu, schutzgewährende Bauten dort zu errichten. Das größte Bauwerk, welches man dort aufgefunden hat, ist bei einer Breite von 2½ Meter 16 Meter lang. Hier sowohl als in den anderen Gebäuden — einige derselben sind unterirdisch angelegt — haben die Vorfahren der Osterinsulaner wiederum ihren Kunstsinn bethätigt. Wandmalereien mit gelber und rother Erdfarbe und Skulpturen zeugen davon. Schiffe und Boote mit Segelwerk und Mannschaft, Seevögel, menschliche Gesichter u. dergl. trifft man hier abgebildet und in Stein gehauen, theils in roher, theils in sorgsamer Ausführung. Auch Pferde sind unter den gemalten Thieren; keineswegs aber darf man daraus ohne Weiteres schließen,

Digitized by Google

daß der Stamm der Osterinsel der in diese Fernen versprengte Ausläufer eines Kulturvolkes sei, das im Besitz von Pferden gewesen, und daß dieselben zur Erinnerung an die alte Heimath an den Wänden abgebildet worden seien; die Leute hatten diese Thiere vielmehr an Bord europäischer Schiffe oder, was noch eher möglich, auf der Nachbarinsel Tahiti gesehen, mit der die Osterinsulaner in Verkehr stehen, und wo Pferde durch die Europäer seit langer Zeit eingebürgert sind. Auch die großen, an den Wänden abgebildeten Schiffe zeigen die früher übliche Form der europäischen Kauffahrer (hohes Hinterdeck).

Die Eingänge zu den Bauten sind auffallend eng und lang. Sie sollen zur Vertheidigung gedient haben, denn nicht selten soll es zwischen den mehr oder weniger glücklichen Schwimmern, vielleicht auch zwischen den Bewerbern um die Oberhäuptlingschaft zu Streit, Kampf und nächtlichen Ueberfällen gekommen sein. Zur Vertheidigung diente eine eigene Keule, welche die Form eines Aales hat, vorne gespalten ist und bei der Annäherung des Feindes schnell zum Ausgang hinausgestoßen wurde.

Findet man sowohl für die Steinbilder, als für die Bauten und Malereien Gleichartiges, wenn auch in weniger entwickelten Formen, auf anderen Inseln der Südsee, so ist ganz einzig in seiner Art ein anderes Erzeugniß der rapanuitischen Kultur, die in einigen europäischen Museen (auch in Berlin) vorhandenen Holztafeln nämlich, welche mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt sind. Keiner der heutigen Eingeborenen weiß ihren Zweck zu erklären, ebenso wenig wie wir mit Sicherheit die Bedeutung der

Digitized by Google

Zeichen angeben oder sie entziffern können. Die größte Berechtigung hat die Vermuthung, daß man in diesen Tafeln Stammbäume von Häuptlingsgeschlechtern vor sich habe. Die Fürsten des Volkes standen, wie auch auf anderen Südsee-Inseln, im höchsten Ansehen und wurden nach dem Tode göttlich verehrt. Verlegte man doch in die Moai das Leben der abgeschiedenen Häuptlinge, denen zu Ehren sie gesetzt wurden. Um dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, schnitt man vielleicht die Namen der Todten mit gewissen Zeichen, die sich auf ihr Leben bezogen, in Holz, um die große Zahl der Namen behalten zu können.

An dem vollkommenen Verfall des Volkes, wie wir ihn heute vor Augen haben, tragen leider die Weißen einen großen Theil der Schuld. Ein amerikanischer Fischer führte 1806 nach einem blutigen Gefecht viele der Insulaner fort, um sie als Arbeiter zu verwerthen. Als in Peru großer Arbeitermangel herrschte, kam man auf den Gedanken, in der Südsee den Bedarf zu decken. Hunderte der Inselbewohner wurden auf die Schiffe gelockt, berauscht, in Fesseln gelegt und fortgeführt. Im Jahre 1863 stand dieser Menschenraub in der höchsten Blüthe; die Insel genoß die Ehre, ein peruanisches Sklavendepot zu sein, wo die Unglücklichen von den anderen Eilanden gesammelt und von da aus weggeführt wurden. Endlich sah sich der französische Gouverneur von Tahiti veranlaßt, einzuschreiten, und erzwang die Rücksendung der Weggeführten. Aber die Heimgekehrten brachten aus Amerika die Pocken mit, und diese tödtliche Krankheit raffte die

meiſten der übrigen Inſelbewohner hin, welche der Jagd der Amerikaner entgangen waren.

Bald darauf ließen ſich katholiſche Miſſionare auf der Inſel nieder; als ſie wegen ausgebrochener Zwiſtigkeiten ihre Arbeit aufgeben und die Inſel verlaſſen mußten, nahmen ſie ihre treueſten Anhänger mit ſich fort und ſiedelten ſie größtentheils in Mangarewa an.

Später brachte eine tahitiſche Firma einige Hundert der Leute auf ihre Pflanzungen nach Tahiti und Eimeo.

So kam es, daß heute kaum hundert Nachkommen der alten Rapanuiten auf der Inſel zu finden ſind und der ganze Stamm dem baldigen Untergange geweiht iſt, denn die Zahl der Sterbefälle übertrifft die der Geburten. Daß es einem in ſolcher Weiſe beunruhigten, fortwährend rohen Eingriffen ausgeſetzten und von Jahr zu Jahr gewaltſam verringerten Volksſtamme nicht möglich iſt, ſeine Fähigkeiten zu bewahren und weiterzubilden, iſt leicht einzuſehen. Ein ähnliches Geſchick erwartet freilich alle Polyneſier. Die Traditionen und ethnographiſchen Eigenthümkeiten ſind im Abſterben begriffen, ſeitdem Weiße ihren Fuß auf die Inſeln geſetzt. Aber nirgends iſt ein Stamm gänzlich verſchwunden, in geringerer Zahl oder gemiſcht mit Weißen haben ſich die Eingeborenen anderwärts erhalten. Hier dagegen iſt das gänzliche Ausſterben des Stammes mit Sicherheit zu erwarten, und bald werden nur noch die rieſigen Steinbilder Zeugniß davon ablegen, daß dort einſt ein Volk mit eigenthümlich entwickelter Kultur lebte.

Digitized by Google

Die Rolle des Waſſers in der Ernährung.

Phyſiologiſche Skizze

von

O. Lorenz.

(Nachdruck verboten.)

Es iſt eine ſeit Jahrtauſenden gemachte und immer beſtätigte Erfahrung, daß der Menſch im Allgemeinen infolge von Nahrungsentziehung nach 7 bis 10 Tagen ſtirbt, wenn er jedoch den Durſt mit beliebigen Mengen Waſſers ſtillen kann, das Hungern je nach ſeiner Körperbeſchaffenheit 20 bis 70 Tage aushält. Die Hungerkünſtler, die in den letzten Jahren in Paris, Berlin und anderen Großſtädten auftraten, haben auf's Neue den Beweis dafür geliefert. Auch in Krankheiten leben Menſchen bisweilen mehrere Monate ohne alle Speiſe und nur von Getränken, natürlich auf Koſten ihres Körpergewichts.

Es ſcheint demnach, als ob wir in den Getränken ein wirkliches Nahrungsmittel hätten; denn wie wäre es ſonſt möglich, daß der Menſch beim Genuß derſelben nahezu zehnmal ſo lange faſten kann, als ohne ſie? Bei gemiſchten und gegohrenen Getränken, wie Haferſchleim, Bouillon, Bier u. dergl. finden wir das ganz natürlich, da ſie ja Nahrungsſtoffe enthalten und deshalb auch als

Digitized by Google

flüssige Nahrung dienen. Wie aber verhält es sich mit dem reinen Wasser, wie dies uns die Natur in so reichem Maße darbietet? Haben wir dieses auch als ein Nahrungsmittel zu betrachten, bei dessen Genuß unser Körper an Gewicht zunimmt? Oder ist es nicht vielmehr ein Mittel, das abnehmend wirkt oder „abzehrt", wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, und darum unser Körpergewicht vermindert? Beide Ansichten waren von jeher weit verbreitet und finden heute noch ihre zahlreichen Anhänger, trotzdem in den letzten Jahren die Rolle, welche das Wasser in unserer Ernährung thatsächlich spielt, durch zahlreiche Versuche am lebenden menschlichen Körper festgestellt worden ist.

Von manchen Seiten wird den Wohlbeleibten empfohlen, ihren Wasserbedarf möglichst einzuschränken; ist man doch überzeugt, daß die Entziehung dieser Flüssigkeit sich als die sicherste Grundlage jeder Behandlung gegen die zu große Fettzunahme bewährt. „Trinket so wenig als möglich, und ihr werdet abmagern!" lautet dann die gewöhnliche Formel, die übrigens schon alt ist, fast so alt wie die Menschheit. Bereits in den Schriften des Römers Plinius finden wir dies Mittel empfohlen, die hervorragendsten griechischen Aerzte jener Zeit zollten ihm ihren Beifall, und namhafte neuere Aerzte Frankreichs, Englands und Deutschlands haben dazu beigetragen, dieses Vorurtheil fortzupflanzen. Rings sind wir von wohlgenährten Märtyrern umgeben, denen bei allem Durst doch das Trinken bisweilen geradezu untersagt wird. Kann es ihnen denn aber in der That irgendwie schaden,

Digitized by Google

wenn ſie ſich durch ein Glas Waſſer von dieſem ſo läſtigen Peiniger befreien? Gewiß eine Frage, die ein allgemeines Intereſſe beſitzt, namentlich da das Waſſer, ſowohl im reinen Zuſtande, als auch mit andern Stoffen gemiſcht, das einzige Mittel iſt, uns ein Bedürfniß zu befriedigen, worauf die gedeihliche Entwickelung und fortwährende Umbildung und Erneuerung unſeres Körpers beruht. Unterſuchen wir demnach, welchen Einfluß das Waſſer auf die Ernährung ausübt und ob es ſelbſt als ein Nahrungsmittel zu betrachten iſt.

Ziehen wir die Beobachtungen unſerer Gelehrten zu Rathe, ſo ſtimmen alle darin überein, daß dieſe Flüſſigkeit ungemein günſtig auf die Verdauung einwirke und die Verdauungskraft unterſtütze. Die von Profeſſor Schiff in dieſer Hinſicht angeſtellten Verſuche ſind nahezu beweiſend. Siebenzehn Perſonen, die an ſchlechter Verdauung litten, unterwarfen ſich auf den Rath dieſes Arztes der Diät des reinen Waſſers oder eines leichten ſchwarzen Thee's. Nach kurzer Zeit geſtanden Alle ohne Ausnahme, daß bereits drei oder vier Stunden nach der Mahlzeit das Gefühl des Hungers bei ihnen ſich wieder einſtelle und daß ſie anfingen, ſich bei dieſer Diät ziemlich wohl zu befinden. Wir ſehen hieraus, das Waſſer beſchleunigt in unſerem Innern die Ausſcheidung der Nahrungsſtoffe, und ſeine Gegenwart mitten in den Zellen erleichtert die allmählige Verwandlung der Nahrungsmittel in die Natur des Körpers, der ſie in ſich aufgenommen hat. Wenn man dagegen Wein oder gegohrene Getränke genießt, ſo durchdringt der Alkohol (Spiritus) wohl auch die Zellen,

Digitized by Google

aber ihre Umgebung wird dadurch verändert, und die chemiſche Zerſetzung und Umwandlung der Nährſtoffe erſchwert. Reines Waſſer iſt demnach unſtreitig das wichtigſte Verdauungsmittel.

Wenn nun das Waſſer einen ſo großen Einfluß auf die Verdauung und Umwandlung der Nahrungsſtoffe ausübt, ſo könnte man leicht daraus folgern, daß ſein Gebrauch wenigſtens mittelbar zur Wohlbeleibtheit beitrage, indem es durch die raſchere Verdauung und Steigerung des Hungergefühls, ſowie durch die demſelben entſprechende Vermehrung der täglichen Speiſeaufnahme natürlich auch eine Gewichtszunahme des Körpers herbeiführen müſſe. Dies trifft aber durchaus nicht zu, denn das Waſſer beſitzt auch eine energiſche Ausſcheidungskraft, es vermehrt durch ſeine Anweſenheit und durch ſeinen Umlauf die Verbindung mit dem Sauerſtoff (Oxydation), nimmt die Abfälle in ſich auf, welche den Lebensvorgängen und Neubildungen im Wege ſind, und ſchwemmt ſie hinweg. Uebrigens bewerkſtelligen ſich die Umbildungen der Stoffe in unſerem Körper nicht blos durch Sauerſtoffverbindungen, ſondern auch durch einfache Waſſerverbindungen. Und eben darum haben wir auch das Waſſer als das vorzüglichſte Mittel zu betrachten, um die Umwandlungen, welche ſich fortwährend im Schoße der Zelle vollziehen, zu befördern.

Führen wir dem Körper anſtatt des Waſſers in beträchtlichen Mengen alkoholhaltige Flüſſigkeiten, wie Branntwein, Bier, Wein u. dergl. zu, ſo beſchränken wir die auflöſende Fähigkeit der Zelle, hemmen den Stoff-

wechſel und erſchweren die Abſtoßung der verbrauchten Stoffe. Wir finden daher in dem gewohnheitsmäßigen ſtarken Gebrauch der gegohrenen Getränke eine der wirkſamſten Urſachen derjenigen Krankheitsformen, welche aus einer Stockung in der Ernährung hervorgehen. Deshalb haben wir auch das Waſſer als die einzige normale Flüſſigkeit anzuſehen, welche dem Körper eine regelrechte Funktionirung geſtattet. Alle übrigen Getränke ſollte man daher eigentlich mehr als Arzneimittel betrachten, die man zu einem beſtimmten Zweck benutzt und vor deren Mißbrauch man ſich ſorgfältig in Acht zu nehmen hätte, wenn man nicht zu ſeinem ſpäteren Leidweſen ſtörend in den geſunden Umwandlungsprozeß ſeines Organismus eingreifen will.

Begünſtigt aber nun das Waſſer die innere Verbrennung ſowie den Abgang der abgenutzten Auswurfsſtoffe, ſo müßte man doch bei Waſſergenuß in den aus dem Organismus ausgeſchiedenen Flüſſigkeiten ein beträchtlicheres Gewicht von feſten Stoffen finden und namentlich eine größere Menge von Urin, dieſem letzten Produkt der Verbrennung eiweißhaltiger Stoffe. Und ſo iſt es auch in der That; denn faſt alle Verſuche haben eine ſehr wahrnehmbare Vermehrung beſtätigt. Nur in den Fällen konnte eine Zunahme nicht nachgewieſen werden, wo die Energie des Säfteumlaufs und der Blutreichthum ſo beſchaffen waren, daß die Perſonen vollſtändig oxydirten und den größten Theil der Verbrennungsprodukte durch kräftige Athmung ausſchieden.

Das Waſſer ruft demnach bald eine größere Aus-

ſcheidung hervor und bald läßt es die ausgeſchiedene Flüſſigkeit auf gewöhnlicher Höhe. Ebenſo und als Folge davon wird die Waſſerdiät, bei derſelben Koſt natürlich, bei dem Einen die Abmagerung unterſtützen, bei dem Anderen aber weder zur Abmagerung noch zum Dickerwerden irgend etwas beitragen.

Die neueſten phyſiologiſchen Verſuche haben in Bezug auf die Klärung unſerer Frage intereſſante Thatſachen an's Licht gefördert. Einer der wißbegierigen Aerzte unterwarf dem nicht gerade angenehmen Experimente ſeinen eigenen Körper, indem er ſeine tägliche Nahrung auf 200 Gramm rohes, entfettetes Fleiſch, 250 Gramm Brod und 1250 Gramm Waſſer beſchränkte. Nach Verlauf von 27 Tagen war das Gewicht ſeines Körpers von 95 Kilo 100 Gramm auf 86 Kilo gefallen. Da ihm jedoch dieſe geringe Nahrungsmenge zu läſtig fiel, ſo wurde die tägliche Fleiſchration auf 350 Gramm erhöht, und ſobald ſich ſein Körpergewicht unveränderlich auf 86 Kilo ſtillſtehend zeigte, alſo weder zu- noch abnahm, ſteigerte man auch die Waſſerration von 1250 auf 3250 Gramm. Das Gewicht ſeines Körpers blieb indeſſen fortwährend gleich, ungeachtet der ſo beträchtlich erhöhten Waſſerdoſis. Der Verſuch wurde an verſchiedenen anderen erwachſenen Perſonen wiederholt, und wenn man bei denſelben die Waſſereinnahme weit über das Doppelte erhöhte, erlitt trotzdem ihr Körpergewicht auch nicht die mindeſte Veränderung.

Geht aus dieſen Verſuchen nicht ſonnenklar hervor, daß bei dem Waſſergenuß erſt dann eine Abmagerung ſich einſtellt, wenn der Perſon, die ſich dem Verſuch unterwirft,

nicht die zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts nöthige Nahrungsmenge verabreicht wird? Daß jener Arzt in 27 Tagen mehr denn 18 Pfund an Gewicht verlor, lag doch nur an der zu geringen Menge von Nahrung, die er während dieſer Zeit zu ſich nahm, keineswegs aber am Waſſer. Er unterwarf ſich demnach einer Hungerkur und magerte infolge derſelben ab; denn als er ſeine Fleiſchration um 150 Gramm täglich erhöhte, mochte er noch ſo viel Waſſer zu ſich nehmen, ſo blieb doch ſein Gewicht ſich völlig gleich. Der Waſſergenuß allein bewirkt alſo noch keine Abmagerung.

„Halt," wird man uns hier von einer Seite zurufen, „das trifft doch nicht überall zu; denn jedes Jahr ſehen wir Perſonen aus dem oder jenem Badeorte zurückkehren, die nach einer vierwöchigen Waſſerkur bisweilen einen großen Theil ihrer Leibeslaſt abgelegt haben." Das iſt wohl wahr, ſie kommen manchmal recht abgemagert wieder nach Hauſe zurück; ihr Gewichtsverluſt beziffert ſich dann auf 6, 8 oder auch gar 10 Kilogramm und ihre Kleider ſchlottern ihnen am Körper, daß es dem armen Schneider bange wird, ſie dem verjüngten Leibe wieder anzupaſſen. Ich habe mich ſelbſt davon überzeugt und mit den von einem Theil ihrer Bürde Erlösten eine herzliche Freude empfunden, wenn ſie wieder friſch und ohne ſchwerfällig zu keuchen, dahinzuſchreiten vermochten. Allein wenn wir die Erleichterungſuchenden während ihrer Badekur beobachten bei der dünnen Suppe, auf der nicht ein einziges Fettauge ſchwimmt, bei dem mageren Fleiſch, dem trockenen Weißbrod und dem wenigen Gemüſe, das ihnen

Digitized by Google

meiſt als Speiſe vorgeſetzt wird, bei dem vielen warmen, auflöſenden und mit abführenden Salzen gemiſchten Waſſer, das ſie jeden Morgen nüchtern trinken müſſen, und endlich bei der verhältnißmäßig ſtarken Bewegung, der ſie ſich in der Regel zu unterziehen haben, bevor ſie ſich dem Genuß einer Speiſe hingeben dürfen, ſo wundern wir uns über ihre Abmagerung nicht mehr. Wollten wir uns daheim einer ſo ſtrengen Diät unterwerfen, und dabei täglich ſtark abführen, ſo erreichten wir ſicherlich das gleiche Reſultat — und viel billiger.

Wir ſehen alſo, daß die Phyſiologen ſchließlich doch Recht haben, wenn ſie auf Grund ihrer Verſuche behaupten, daß reines Waſſer durchaus nicht abmagere und dürr mache, und mit Recht bezeichnete vor Kurzem ein hervorragender Arzt das Verbot des Waſſertrinkens zur Herbeiführung der Abmagerung geradezu als ein unmenſchliches, und ſtützte ſeine harte Beſchuldigung auf zahlreiche Belege. „Alle Wohlbeleibte," ſchließt er, „die von mir mittelſt einer eiweißhaltigen Diät, ohne ſie jedoch des Trinkens zu berauben, geheilt worden ſind, haben ſich bei dem Genuß des Waſſers ganz vortrefflich befunden, ſelbſt wenn ſie bedeutend mehr als gewöhnlich tranken."

Dieſes alte Vorurtheil iſt aber nicht allein unmenſchlich, ſondern auch gefährlich; denn bei Berückſichtigung deſſelben wird der ganze Organismus in Bedingungen verſetzt, aus denen ſich mancherlei Uebel entwickeln können. Wird dem Körper das nöthige Waſſer in nur unzureichender Menge zugeführt, ſo werden infolge der verminderten, allmählig ganz ſtockenden Speichelabſonderung die Mund- und Rachen-

Digitized by Google

höhle trocken und zuletzt brennend heiß; weiterhin ſchwillt die Schleimhaut an und entzündet ſich; die Abſonderung flüſſiger Stoffe hört auf, und ihre Austrocknung wird durch die ausgeathmete heiße Luft noch beſchleunigt. Natürlich leiden dann auch alle inneren Verrichtungen durch den anhaltenden Waſſermangel. Eine allgemeine Unruhe tritt ein, zugleich mit Ermattung und zunehmender Abſpannung. Welche übeln Folgen aber Verſtopfung, Verdickung des Blutes und Mangel an der nöthigen Ausſcheidung nach ſich zu ziehen vermögen, leuchtet jedem Denkenden ein. Daß aber die mit ſolchen Qualen Belegten abmagern werden, bezweifen wir keinen Augenblick, doch nur auf Koſten ihrer Geſundheit.

„Es iſt doch unmöglich zu leugnen," wird man uns einwenden, „daß die ſtarken Trinker meiſt alle wohlbeleibt und fett ſind!" — Natürlich ſind Trinker meiſt fett, nur nicht die Waſſertrinker. Täuſchen wir uns nicht; wenn ſtarke Trinker rund und dick werden, ſo ſind dies die Wein-, Bier- und Branntweintrinker, und dieſe nehmen zu, theils weil ihre Getränke Nahrungsmittel und ſchon darum geeiguet ſind, der Abmagerung entgegen zu wirken, theils aber auch, weil ſie zugleich eine beſſere und namentlich fettere Koſt zu ſich nehmen. Dieſe Trinker vermehren ihren Umfang und gewinnen an Gewicht durch Aſſimilationszuwachs und ungenügende Verbrennung. Sie nehmen endlich auch noch dadurch zu, daß ſie den größten Theil ihres Lebens ſitzend und ohne beſondere körperliche Anſtrengungen zubringen. Die ſtarken Trinker ſind demnach Leute, die zu viel einnehmen und zu wenig ausgeben.

Sie müſſen daher wohlbeleibt werden, und je mehr ſie darin Fortſchritte machen, deſto mehr werden ihre Athmungsverrichtungen gehemmt, und deſto weniger oxydiren ſie. Sie werden unvermeidlich dick und fett und ſchließlich leidend und krank.

Damit ſtimmt auch die tägliche Erfahrung überein. Gehen wir nur zu unſeren nüchternen und friedlichen Gebirgsbewohnern, ſei es im Erz- oder Rieſengebirge, im Harz oder Thüringer Wald, in Tirol oder der Schweiz: überall begegnen wir dort faſt nur normal gewachſenen Perſonen, die bei dem reichlichen Genuß ihres klaren, reinen Waſſers, auch wenn ihre Koſt noch ſo ausreichend ſein ſollte, faſt niemals Fettmaſſen aufſpeichern und dadurch ihr Körpergewicht vermehren. Und wir weiſen hier nicht etwa auf die Leute hin, die ſich zur Erwerbung ihres täglichen Brodes jahrein jahraus der mühſamen Anſtrengung des Bergſteigens unterwerfen müſſen, ſondern auf die Gewerbetreibenden, die in den engen Räumen ihrer Wohnung oder in Fabriken ſich ihren Lebensunterhalt erwerben und dabei auf eine Koſt angewieſen ſind, die zum großen Theil aus kohlenſtoffhaltigen Stoffen, alſo aus eigentlichen Fettbildnern beſteht, wie Kartoffeln, Mehlſpeiſen, Schweinefleiſch, Speck u. dergl.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß Waſſer weder fett macht noch abmagert und alſo auch weder einen Zuwachs noch eine Abnahme des Körpergewichts veranlaßt. Und dennoch ſpielt es in der Ernährung und dem Wohlbefinden unſeres Körpers eine Rolle, die dem Einfluß der Luft gleichkommt.

Digitized by Google

Wir können uns unſern Körper als aus einer unzähligen Menge von feinen Kanälchen, Zellen und winzigen Zwiſchenräumen zuſammengeſetzt vorſtellen, die ſämmtlich Flüſſiges enthalten oder wenigſtens mit wäſſerigen Stoffen durchdrungen ſind. Ja, unſer Körper beſteht mindeſtens zu drei Viertheilen ſeines Gewichts aus Waſſer. Nicht blos ſeine Flüſſigkeiten, wie das Blut, die Lymphe u. dergl., ſondern auch die meiſten feſten Theile deſſelben enthalten Waſſer als weſentlichen Beſtandtheil. Dieſe nöthige Flüſſigkeitsmenge aber muß ihnen unaufhörlich zugeführt, und ihr Abgang beſtändig erſetzt werden, damit ſie bis in die äußerſten Gewebe einzudringen und dieſelben zu durchfeuchten vermag.

Wir weiſen hier nur darauf hin, was aus der Haut wird, welche durch die Sonnenſtrahlen ausgedörrt oder durch den Einfluß einer ſtrengen Kälte ihrer Flüſſigkeit beraubt, alſo „ausgefroren“ worden iſt. Ganz beſtimmt verliert die an dieſer Stelle ausgetrocknete Haut ihre Lebensfähigkeit und ſtirbt ab, trennt ſich vom Körper los oder „ſchält“ ſich, wie man zu ſagen pflegt, und fällt zuletzt ganz ab.

Erkennen wir ſchon hieraus die hohe Bedeutung des Waſſers in Bezug auf die Lebensthätigkeit unſerer Haut, ſo kommt demſelben jedoch eine noch wichtigere Stelle dadurch zu, daß es in ſeiner Zuſammenſetzung mit verſchiedenen Salzen das einzige im lebenden Körper überhaupt mögliche Löſungsmittel für alle ſonſtigen Nahrungsſtoffe abgibt, deren wir bedürfen. Das ſo aufgenommene Waſſer leiſtet bei der Verdauung der Speiſen im Magen

Digitized by Google

und Darmkanal höchſt wichtige Dienſte, indem es zu deren Erweichung, Verflüſſigung und Umwandlung weſentlich beiträgt; mit allen überhaupt gelösten Stoffen, mit Salzen, Eiweiß, Fett u. dergl. geſchwängert, tränkt es ſchließlich das ganze innere Gefüge unſerer Organe.

Alle Theile unſeres Körpers bedürfen einer beſtändig erneuerten Bewäſſerung, ſoll der ſich bis auf die kleinſten, unſcheinbarſten Theile erſtreckende Lebensprozeß aufrecht erhalten werden. Denn wenn das Waſſer nicht alle Organe badet und durchdringt, ſo zeigen ſich bald im Geſammtorganismus Stellen, die ihre Lebenskraft verlieren; das Individuum iſt dann nicht mehr im Stande, ſeine volle Arbeit zu verrichten, und das Gleichgewicht der chemiſchen Veränderungen iſt unterbrochen.

Wie jedoch auf der Zufuhr des Waſſers der unaufhörliche Prozeß der Nahrungsaufnahme und der Neubildung all' unſerer Organe beruht, ſo dient daſſelbe auch zur Wiederausſcheidung aller unbrauchbar gewordenen Stoffe. Sämmtliche Organe unſeres Körpers nutzen ſich bei ihrer ununterbrochenen Thätigkeit ohne Aufhören ab, und das Waſſer hat die Aufgabe, dieſe abgenutzten und zum Theil abgeſtoßenen, völlig unbrauchbaren Stoffe, die bei einem längeren Beharren im Körper nur Unheil anrichten würden, auf den verſchiedenen Ausſcheidungswegen fortzuſchaffen. Dies geſchieht z. B. mit der Harnſäure und den harnſauren Salzen im Harn, mit den Blut- und Gewebsſchlacken durch die Galle, mit der Kohlenſäure durch die Lungen. Bei all' dieſen Ausſcheidungen wird bald mehr, bald weniger Waſſer, ge-

ſchwängert mit den mannigfachſten Stoffen, aus dem Körper wieder entfernt, je nach den Umſtänden bald durch die Nieren, bald durch die inneren Schleimhäute des Darmkanals, bald durch Lungen und Hautdecke.

Wer wüßte heute nicht, wie ſehr unſer ganzes Wohlbefinden von der ungeſtörten normalen Ausſcheidung der von allen Organen unſeres Körpers abgeſtoßenen „Schlackenſtoffe“ abhängt? Verſagen z. B. die Nieren ihren Dienſt, ſo hat der Kranke oft lange die heftigſten Schmerzen zu ertragen und es noch als ein Glück zu ſchätzen, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkommt; ſtellt die Leber ihre Verrichtung hinſichtlich der Gallenausſcheidung ein, ſo bekommen wir im günſtigſten Falle die Gelbſucht, und wird durch plötzliche Unterbrechung der Schweißausſcheidung die Verrichtung der Haut unterdrückt, ſo wird der Unvorſichtige oft ſchon nach wenigen Tagen das Opfer einer galopirenden Schwindſucht. Die Geſundheitslehre empfiehlt uns daher, für eine fortwährende regelmäßige Ausſcheidung Sorge zu tragen, und das hauptſächlichſte Mittel dazu — abgeſehen von anderen Vorſichtsmaßregeln — iſt der Genuß eines reinen, klaren Waſſers.

Dieſe Flüſſigkeit ſpielt eben bei allen chemiſch-phyſikaliſchen Vorgängen im menſchlichen Körper keine geringere Rolle, als die atmoſphäriſche Luft, die wir mit ihrem Sauerſtoff einathmen. Natürlich muß die dem Körper zuzuführende Waſſermenge dem Bedürfniß entſprechen, das ſich durch den Durſt kundgibt. Freilich gibt es hier kein beſtimmtes Maß, da bei dem Einen das Verlangen größer, bei dem Andern geringer iſt, je nach Alter,

Digitized by Google

Gesundheitszustand, Beschäftigungsweise, Aufenthalt oder auch Gewohnheit.

Damit nun aber die Ausgabe der Einnahme gleichkomme, wird der Mensch auch bald mehr, bald weniger ausdünsten, je nach der Wassermenge, die er zu sich nimmt. Die Hautausdünstung aber schafft nicht nur überflüssiges Wasser fort, sondern spielt außerdem eine nicht zu unterschätzende Rolle, denn durch ihre Vermittelung schützen wir uns gegen das Uebermaß von Wärme, wie auch gegen den schädlichen Einfluß der Kälte. Dies scheint ein Widerspruch zu sein; allein wir werden sogleich sehen, daß auch diese Erscheinungen auf physikalischen Gesetzen beruhen.

Die gute Funktionirung des menschlichen Organismus entspricht einer Temperatur von ungefähr 37 ° C. Wenn wir nun einer noch höheren Wärme ausgesetzt sind, so wird es nöthig, daß sich unser Körper davor bewahrt. In diesem Falle lassen die durchtränkten Gewebe Wasser durch die Haut verdunsten. Jede Verdunstung aber führt Abkühlung herbei, und daher behält auch unser Körper seine gewöhnliche Temperatur in einer sonst wärmeren Umgebung. Im Winter verhält es sich umgekehrt. Die Haut schließt sich infolge der Kälte dichter zusammen, und die Hautausdünstung beschränkt sich aus diesem Grunde auf das geringste Maß. Da jedoch das Wasser die Flüssigkeit ist, die am meisten Wärme aufzuspeichern vermag, so befinden wir uns unter den bestmöglichen Bedingungen, um gegen die Kälte mit Erfolg zu kämpfen. Die Bewässerung der oberflächlichen wie der tiefer liegenden Zellgewebe ist demnach unbedingt nöthig,

Digitized by Google

um unſere Widerſtandsfähigkeit gegen die ſtörenden Wirkungen äußerer, auf Temperaturveränderungen beruhender Urſachen zu vermehren.

Haben wir nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß eine beſtimmte Waſſeraufnahme, welche durch das Trinken bewirkt wird, für die Erhaltung und geſunde Lebensthätigkeit unſeres Körpers ein unabweisbares Erforderniß iſt, ſo liegt es ebenſo nahe, daß dieſe Zufuhr nicht in einer Weiſe geſchieht, wodurch der an ſich ſo hohe Grad von Einſaugungsfähigkeit unſerer Gewebe überſchritten würde. Schon nach dem Genuß von einem Glas Waſſer ſteigt auch ſofort der Druck des Blutes, und der Puls beſchleunigt ſich, um jedoch ziemlich ſchnell auf ſeinen normalen Stand wieder zurückzukehren. Geht man aber hinſichtlich der Sättigung weit über das Bedürfniß hinaus, ſo wird dadurch die Arbeit des Herzens und der inneren Widerſtandsfähigkeit in ganz unnützer Weiſe erſchwert. Die Natur zeigt uns in dem Durſte nicht nur das Bedürfniß an, ſondern zugleich auch das Maß; iſt dieſer gelöſcht, ſo iſt das Maß voll, und was darüber iſt, das iſt auch hier vom Uebel. Und wie Viele trinken doch weit, weit über dieſes Maß hinaus und wählen dazu noch alkoholhaltige Getränke, durch deren fortgeſetzten Mißbrauch ſie allmählig ihre Nerven- und Gehirnthätigkeit zerrütten!

Von ſämmtlichen Getränken kann blos Waſſer als unumgänglich nothwendiges Bedürfniß gelten, und namentlich in jüngeren Jahren bis in's ſpätere Jünglings- und Mädchenalter hinein ſollte Waſſer neben Milch das Haupt-,

Digitized by Google

wo nicht das einzige Getränk bilden, und der Genuß anderer, zumal alkoholiger Flüssigkeiten höchstens auf Ausnahmefälle beschränkt bleiben. Mögen wir immer und überall klares, kühles Wasser trinken, so oft uns unser Bedürfniß, unser Durst dazu führt, und so viel, bis diesem Bedürfniß Genüge geschehen; wir werden uns dabei nicht blos körperlich wohl befinden, sondern auch unsere geistig-sittliche Kraft wird sich dabei am besten erhalten.

Die Brieftauben und ihre Geschichte.

Ein zeitgemäßer Rückblick.

Von

M. Piehlmann.

(Nachdruck verboten.)

Als der Mensch daran ging, sich die Natur nutzbar zu machen und die Eigenschaften aller anderen Lebewesen nach Möglichkeit für seine Zwecke zu verwenden, vergaß er auch die Taube nicht, welche vor allen anderen Vögeln die Vorzüge hat, eine ganz besondere Liebe zur Heimath und einen Ortssinn zu besitzen, welcher sie befähigt, den heimathlichen Schlag aus größten Entfernungen wieder zu finden.

Jede Taube, die eine Strecke weit von ihrer Heimath fortgebracht und in Freiheit gesetzt wird, steigt in die

Höhe, fliegt einige Male im Kreise herum, als wolle sie sich orientiren, und geht dann direkt in der Richtung, in der die Heimath liegt, ab. Schon im Alterthum war diese Eigenschaft der Taube, für welche es nebenbei bemerkt keine zureichende Erklärung gibt, sehr wohl bekannt, ebenso auch, daß bei einzelnen Taubenarten dieser Ortssinn mehr ausgebildet ist, als bei anderen.

Die Egypter verwendeten schon 1500 Jahre vor Christi Geburt die Tauben zu Nachrichten, während sie Schiffahrt auf dem Mittelländischen Meere trieben. Auf jedem Schiff wurden nämlich einige Tauben aus der Heimath mitgenommen und auf der Rückreise nach Egypten, einige Meilen von der Küste, losgelassen. Sie verkündeten durch ihre Ankunft den Angehörigen der Schiffer die glückliche Rückkehr derselben, schon lange bevor das Schiff in den Hafen eingelaufen war. Darauf bezügliche bildliche Darstellungen haben sich auf den alten egyptischen Baudenkmälern vorgefunden. Diesen fliegenden Boten hingen die egyptischen Schiffer jedenfalls keine schriftlichen Nachrichten an, sondern die Angehörigen erkannten die ankommenden Tauben an der natürlichen oder künstlichen Färbung des Gefieders.

Künstlich gefärbte Tauben benützte man auch im klassischen Griechenland schon 600 Jahre vor Christi Geburt, um an Freunde Nachrichten gelangen zu lassen, und in der Literatur finden wir mehrfach die Mittheilung, daß die Sieger bei den olympischen Spielen grüne und rothe Tauben auffliegen ließen, um die Nachricht ihres Triumphes nach der Heimathstadt zu übermitteln.

Digitized by Google

Daß die Römer den Gebrauch der Taubenbotschaften kannten, wissen wir aus zahlreichen Schriftstellern, und vor Allem gibt uns Plinius der Jüngere (gestorben 110 n. Chr.) im zehnten Buche seiner Briefe von dieser Art der Taubenverwendung Nachricht. Ausführlich erzählt er aus dem römischen Bürgerkriege die Belagerung von Mutina und die Rolle, welche die Tauben dabei spielten. Antonius hatte den Decimus Brutus in Mutina, dem heutigen Modena, eingeschlossen, und die ganze Stadt mit Laufgräben und Verschanzungen umgeben. Die römischen Konsuln eilten mit einem Heere herbei, um Brutus zu befreien, und es handelte sich nun darum, ihm Mittheilung davon zu machen, daß der Entsatz sich nahe. Hirtius, einer der Konsuln, ließ, als er in die Nähe der belagerten Stadt kam, Tauben einfangen, die ohne Nahrung in einem finsteren Behälter gehalten wurden. Dann band er mit einem Seidenfaden schriftliche Nachrichten um den Hals der Tauben und ließ dieselben frei. Die Tauben, begierig nach Licht und Nahrung, flogen auf die Dächer der Stadt, auf welche Futter gestreut war. Hier wurden sie eingefangen und ihnen die Nachrichten abgenommen. Decimus Brutus dagegen befestigte seine Antworten an den Hals der Tauben und diese kehrten dann nach ihrem heimathlichen Schlage in der Nähe der Stadt zurück, wodurch die Konsuln in den Besitz der Nachrichten kamen.

Plinius berichtet auch, daß für Tauben, welche sich besonders für den Nachrichtendienst eigneten, hohe Preise bezahlt wurden, und manches Paar auf ungefähr 300 Mark nach unserem Gelde zu stehen kam.

Digitized by Google

Die Römer bedienten ſich der Brieftauben jedoch nicht nur bei Belagerungen, ſondern auch für andere militäriſche Zwecke, und es iſt als ſicher anzunehmen, daß Rom mit den entlegenſten Militärpoſten an den Grenzen des Weltreichs durch Tauben-Eſtafetten in Verbindung ſtand. Wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß Cäſar ſtets mit ſo unglaublicher Schnelligkeit über die in Gallien ausgebrochenen Unruhen benachrichtigt wurde, wie er ſelbſt in ſeiner Kriegsbeſchreibung angibt.

Nach der Zertrümmerung der römiſchen Weltherrſchaft ging wohl die Verwendung der Tauben zum Nachrichtendienſt im Abendlande verloren, während dieſelbe im Morgenlande mehr und mehr in Aufnahme kam. Beſonders in Egypten und in Perſien benützte man die Taubenpoſt, und die Herrſcher bemühten ſich, den Dienſt der „Boten der Könige" mehr und mehr zu vervollkommnen.

Von den europäiſchen Schriftſtellern des Mittelalters erwähnt zuerſt Torquato Taſſo in ſeinem „Befreiten Jeruſalem" wieder der Brieftauben. Er erzählt, wie das Heer der Kreuzfahrer im Jahre 1098 auf der Ebene von Ptolemais in ſchwerer Drangſal lagerte, als plötzlich eine Taube, die von einem Raubvogel verfolgt wurde, ſchwer verwundet in das Chriſtenlager hinabfiel. Unter ihrem Flügel fand man ein Stückchen Papier mit Nachrichten vom Feinde, durch welches die Pläne deſſelben an die Chriſten verrathen wurden. Während die Kreuzfahrer dann in Paläſtina einzelne feſte Plätze belagerten, bedienten ſich die Seldſchucken wiederholt der Brieftauben, um Nachrichten aus den bedrängten Orten heraus zu bringen.

Digitized by Google

Der Sultan und Khalif von Bagdad Nar-Eddin errichtete im Jahre 1150 zuerst eine staatliche Taubenpost, welche von seinen Nachfolgern beständig verbessert wurde, sich über das ganze Reich erstreckte und Stationen in Arabien, Persien, Syrien, Kleinasien, Egypten, Palästina u. s. w. hatte. Auf diesen Stationen waren die Tauben in besonderen Thürmen untergebracht, wo sie sehr sorgfältig verpflegt und nach den Richtungen getrennt gehalten wurden, in denen sie zu fliegen hatten. Ein Ober- und zwei Unterbeamte führten die Aufsicht über die sehr kostspieligen Stationen, und ganze Mauleselkarawanen tauschten beständig die Tauben zwischen den verschiedenen Stationsthürmen aus. Wie kostspielig das Material war, geht daraus hervor, daß für ein Paar vorzüglicher Tauben bis zu viertausend Dukaten gezahlt wurden. Die Depesche, „Batait" genannt, war auf besonders dünnes Papier, „Vogelpapier" genannt, geschrieben und wurde um den Fuß der Tauben, unter dem Flügel, oder an einer Schwanzfeder befestigt. Ueber jeder Depesche stand die Ueberschrift: „Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes," ebenso fehlte niemals am Schluß die Formel: „Gott ist unsere Hilfe." Diese frommen Worte sollten der Taube Glück bringen und ihr über die Gefahren der Reise, als da sind Raubvögel, Unwetter, Verirren u. s. w. hinweghelfen. Es wurden stets die Nachrichten doppelt aufgeschrieben und durch zwei Tauben befördert. Kamen diese in Bagdad an, so wurden sie sofort zum Sultan gebracht, der ihnen die Depeschen selbst abnahm.

Auch ein uralter deutscher Schriftsteller erzählt uns

von dieſen Taubenpoſten, nämlich Johann Schildberger, der um das Jahr 1430 ſtarb. Er wurde in der Schlacht von Nikopolis 1396 vom Sultan Bajaſid I. gefangen genommen und fiel mit dieſem zuſammen in die Hände Tamerlan's. Aus dieſer Gefangenſchaft entfloh er und kam glücklich nach Deutſchland zurück. In dem von ihm in Ulm erſchienenen Werke: „Schildtberger, der vil Wunders erfahren hat" ſchreibt er:

„Es iſt auch zu mercken, daz König Soldan (ſo nennt er nämlich den Herrſcher von Syrien) tauben außſchickt mit brieffen, denn er groß feindſchafft hat, vnd fürcht, man halt jhm die boten auff, am meiſten ſchickt ers von Archey gen Damascon, denn eine groſſe wüſten entzwiſchen iſt. Es iſt auch zu mercken, wie das zugehet, in einer jeglichen ſtad, da es König Soldan haben wil, muß man jhm zwo tauben bey einander ziehen, vnd muß jhn vnder jr geäß zucker thun, gibt jn genug, vnd laſt ſie nit auß fliehen. Wenn ſie ſich denn wol erkennen, ſo bringet man die tauber König Soldan vnd behelt die tauben, zeichnet den tauber, das man weiß, aus welcher ſtad er ſey, thut jhn dann in ein ſonder gemach, daz darzu bereit iſt, gibt kein tauben mehr zu eſſen wie vor, beſonder nicht mehr zucker als man vorgethan hat, das thut man darumb, das er ſich ſehne an die ſtad wo er vorgeweſen iſt vnd erzogen, auch das er deſter balder dahin fliehe. Vnd wenn man jhn ſchicken will, ſo bindet man jm den brieff vnter die Flügel, ſo fleugt er eins fliegens dahin auff daz Hauß, da er erzogen iſt worden, da fengt man jhn und nimpt den Brieff, vnd gibt jn, dahin er gehört."

Nach Europa kamen die Brieftauben aus dem Orient am Ende des Mittelalters durch die Holländer, und heute noch heißt eine Brieftaubenart Bagdeltes, weil sie aus Bagdad stammen soll. Langsam nur bürgerte sich aber der Gebrauch dieser luftigen Boten ein. War doch ihre Zucht schon deshalb erschwert, weil es ein Vorrecht des Adels war, Tauben zu halten. Die Kriege der Niederländer mit den Spaniern zeigten aber den Werth der Brieftauben. Als Friedrich von Toledo im Jahre 1573 Harlem belagerte, erhielten die Bewohner der Stadt wiederholt durch Brieftauben die Nachricht, der Prinz von Oranien komme zum Entsatz herbei, und die Festung solle sich so lange als nur möglich halten. Eine dieser Tauben fiel in die Hände der Spanier, die von diesem Zeitpunkte ab alle Vögel zu tödten versuchten, die über ihr Lager flogen. Zwei Jahre später wurde die ebenfalls von den Spaniern belagerte Stadt Leyden durch die Brieftauben geradezu gerettet. Diese brachten nämlich auch hier die Nachricht von dem Herannahen des Prinzen von Oranien in die Stadt, welche sich schon an die Spanier ergeben wollte. Durch die Hoffnung auf Entsatz aber wurden die Vertheidiger in dem Entschluß bestärkt, weiter zu kämpfen, und ihre Befreiung gelang dem heranziehenden Prinzen von Oranien. Auf Befehl dieses Fürsten wurden die betreffenden Brieftauben in Leyden auf Stadtkosten bis zu ihrem Lebensende wohl gepflegt und nach ihrem Tode einbalsamirt. Die Taubenkörper wurden dann noch viele Jahre lang auf dem Rathhause der Stadt aufbewahrt.

Digitized by Google

Im Anfang dieses Jahrhunderts kamen die Brieftauben mehr und mehr zu Ansehen. Denn vor der Erfindung des elektrischen Telegraphen waren sie das schnellste Mittel zur Beförderung von Nachrichten. Die Börsenspekulation nahm sie in ihren Dienst, und das Bankhaus Rothschild verdankt den Brieftauben bekanntlich einen großen Theil seines Vermögens. Die Heere Napoleon's I. waren stets von Emissären Rothschild's begleitet, welche Brieftauben mit sich führten, durch welche die Firma von den großen Siegen und Niederlagen in außerordentlich kurzer Zeit Mittheilungen erhielt. So steht es z. B. fest, daß die Nachricht von der Niederlage Napoleon's bei Waterloo und dem Siege der Verbündeten der Rothschild'schen Filiale in London drei Tage früher bekannt war, als dem englischen Ministerium. Letzteres empfing die Siegesnachricht durch einen Kurier, das Bankhaus durch Brieftauben, die den Weg vom Schlachtfelde bis nach London in sechs Stunden zurücklegten. An der Börse standen damals die französischen Papiere hoch, die englischen sehr niedrig. Innerhalb drei Tagen entledigte sich die Rothschild'sche Filiale der französischen Papiere und kaufte so viel englische zu niedrigem Kurse auf, als sie nur erhalten konnte. Als die Siegesnachricht ankam, sanken natürlich die französischen Papiere bedeutend, und die englischen gingen im Kurse stark in die Höhe — das Haus Rothschild hatte viele Millionen verdient.

Natürlich ahmten nun andere Bankhäuser die Rothschild'sche Brieftaubenpost nach, und alle großen Geschäftsleute hielten beständig Tauben an den großen Börsen-

plätzen: Amsterdam, Paris, London, Brüssel u. s. w. Die Brieftaubenzucht stieg mehr und mehr, und intelligente Menschen machten ein nutzbringendes Geschäft aus dem Vermiethen der Brieftauben für einzelne Flüge. Da kam die Entdeckung und Anwendung des elektrischen Telegraphen, und die Konkurrenz mit diesem konnten die Brieftauben nicht aufnehmen, sie verschwanden aus dem Verkehr. Nur noch aus Liebhaberei wurden sie von Züchtern gehalten und dressirt, und vor Allem wurde Belgien das klassische Land des Brieftaubensports und ist es bis heute noch geblieben.

Aber noch einmal in der neuesten Zeit sollten die Brieftauben eine außerordentliche Bedeutung gewinnen: bei der Belagerung von Paris im Winter 1870—71.

Die Pariser Behörden und ebenso die Bevölkerung hielten es für unmöglich, daß die Hauptstadt jemals so eingeschlossen werden könnte, daß nicht immer noch ein Verkehr mit der Außenwelt möglich blieb. Es waren daher gar keine Vorkehrungen getroffen, als das deutsche Heer Paris einschloß und von jedem Verkehr abschnitt. Alle Versuche, heimlich Verbindung mit der Nationalregierung in Tours und den Befehlshabern der französischen Armeen herzustellen, mißglückten, und schließlich blieb kein anderes Verkehrsmittel übrig, als die Brieftauben, welche indeß erst durch Luftballons aus Paris hinausgeschafft werden mußten. Die vierundsechzig Luftballons, welche während der Belagerung aufgelassen wurden, führten sämmtlich Brieftauben mit sich, welche später den Belagerten unschätzbare Dienste leisteten. Es waren im

Ganzen 212 Brieftauben von Paris nach Tours gebracht worden, von diesen kamen nur 73 nach Paris und dennoch trugen sie 115,000 offizielle und mehr als eine Million Privatdepeschen in die Stadt hinein. Es war das allerdings nur dadurch möglich, daß die Depeschen photomikroskopisch auf Kollodiumhäutchen übertragen wurden. Jedes dieser Häutchen war nur einen Quadratzoll groß und enthielt trotzdem 3000 Depeschen. Achtzehn solcher Häutchen zusammen wogen nur ein halbes Gramm, und die Taube konnte sie in einen Federkiel verpackt ohne Beschwerde mit sich nehmen, also 54,000 Depeschen auf einmal tragen. Einzelne dieser Tauben machten den Weg von Tours nach Paris drei-, vier-, ja eine Taube sogar sechsmal, indem sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt wieder im Luftballon hinausgeschafft wurden.

Durch diese Erfolge der Brieftaubenpost im Kriege haben sich die meisten europäischen Staaten veranlaßt gesehen, die Brieftauben offiziell in die Heereseinrichtungen aufzunehmen, indem in allen Festungen Taubenböden angelegt, und Züchter von Brieftauben durch Staatsprämien und Medaillen angeregt und ermuntert wurden. Auch die deutsche Regierung vertheilt jährlich an die Brieftaubenvereine goldene und silberne Medaillen, je nach den Leistungen der Tauben. Wer sich an dieser Konkurrenz betheiligen will, muß die Tauben, nachdem sie ihr Dressurfliegen bestanden haben, an die Behörde abliefern, welche die Thiere sechs Wochen lang an der Ost- oder Westgrenze, in Königsberg oder Köln internirt. Erst nach

dieſer Zeit werden ſie aufgelaſſen, um den Weg nach der Heimath zurückzufinden.

Der deutſche Armee-Etat weist eine jährliche Ausgabe von über 12,000 Mark für Brieftaubenzwecke auf, davon werden allerdings auch die großen Brieftauben-Depots unterhalten, die außer den gewöhnlichen Feſtungstauben-Stationen ſich in Straßburg, Metz, Köln, Mainz, Würzburg und Thorn befinden und unter der Centralleitung eines fachmänniſchen Direktors ſtehen. Jedes Depot enthält 300 Brieftauben, welche in beſtändiger Dreſſur gehalten werden und nicht nur von einem Punkte aus ihren heimathlichen Schlag wiederzufinden lernen, ſondern auf verſchiedenen Linien eingeübt werden.

Der bedeutende Orientirungsſinn der Brieftaube reicht nämlich für weite Strecken nicht immer vollſtändig aus. Wenn hundert Tauben plötzlich 500 Kilometer weit von ihrer Heimath fortgebracht und dort aufgelaſſen werden, ſo kommen ganz gewiß einige in ihre Heimath zurück, der weitaus größte Theil aber geht verloren. Man lernt daher die Tauben zuerſt auf kleinere Entfernungen von der Heimath an, indem man bei den jungen Thieren mit zehn Kilometern beginnt und die Entfernung — natürlich immer auf derſelben Linie — im Laufe eines Sommers bis auf 300 Kilometer ſteigert. Im nächſten Jahr beginnt die Uebung mit 20 Kilometern und endet mit 500 Kilometern. Die Uebung des zweiten Jahres wird im dritten wiederholt und dann kann die Brieftaube als „ausgebildet“ gelten. Sie iſt dann auch im Stande, außerordentliche Wettflüge von 600 bis 800 Kilometer ſiegreich

zu beſtehen. Die mittlere Fluggeſchwindigkeit einer Brieftaube beträgt 1080 Meter in der Minute (alſo die Geſchwindigkeit eines Expreßzuges), die höchſte Leiſtung, die erreicht wurde, waren 1350 Meter in der Minute.

Es unterliegt nach dem hier Angeführten alſo keinem Zweifel, daß die ſchon von den Alten benützte Brieftaubenpoſt in den Kriegen unſerer Zeit noch eine bedeutende Rolle zu ſpielen beſtimmt ſein wird.

Ein Tag in Bukareſt.

Reiſeeindrücke aus der rumäniſchen Hauptſtadt.

Von

Rudolf Bergner.

(Nachdruck verboten.)

Bukareſt, rumäniſch Bukureſchti, d. h. Freudenſtadt, gehört zu den ſeltſamſten, aber angenehmſten Hauptſtädten Europa's. Wohl citirt man noch heutigen Tages häufig bei ſeinem Namen das früher auf Budapeſt bezogene Wort: „Hier fängt Europa an, hier hört Europa auf," allein man thut dies mit Unrecht, Bukareſt hat ſich ſeit einigen Jahrzehnten mächtig emporgerungen und verträgt einen Vergleich mit anderen Hauptſtädten des Oſtens und des Südens ſehr wohl.

Das Leben in der „Freudenſtadt" beginnt ziemlich früh

und endet spät. Es trägt ganz den Charakter der Städte des Südens. Ein blauer, wolkenloser Himmel umfängt die Stadt, die Sonne läßt ihre Strahlen unermüdlich in sengender Gluth auf dem Häusermeere ruhen; kühlende Lüftchen sind vom Mai bis zum September selten, bei ihrem Kosen fühlt sich der Mensch unendlich gehoben. Unter solchen Umständen besitzt die Bauart der Stadt großen Werth. Bukarest umfaßt etwa 220,000 Einwohner, und doch hält es drei Meilen im Umfang. Diese weite Ausdehnung erklärt sich aus der Anlage der Häuser. Mit Ausnahme der inneren Stadt stehen alle in einem Garten oder Hof, unberührt von den Nachbargebäuden. Als zweite Wohlthat muß die niedere Bauart bezeichnet werden, fünfstöckige Miethskasernen kennt man in Bukarest nicht. Beide Umstände sind bedingt durch die unglaubliche Hitze, die weite Ebene und die häufigen Erdbeben früherer Zeiten, unter denen die von 1793, 1802 und 1817 hervorragen.

Der Hauptverkehr vollzieht sich innerhalb der Altstadt oder, wie man noch immer zu sagen pflegt, innerhalb des rothen Viertels. Das grüne, gelbe, schwarze und blaue Viertel bilden die vier übrigen Bezirke, sie umfassen das viel kleinere rothe Quartier von allen Seiten. Die Hauptverkehrsader heißt Calea Victoriei (Siegesstraße), sie bildet nebst der benachbarten Strada Lipzcani (Leipziger Straße), die an die einst hier hausenden, die Leipziger Messe besuchenden Kaufleute erinnert, die Handelsstraßen der Stadt. Die Siegesstraße trennt das grüne Viertel vom gelben, berührt den Staatsrechnungshof, das königliche

Schloß, das Nationaltheater, die Polizeipräfektur, die Spar- und Depoſitenkaſſe, und endet an der Dimbowitza. Die Nationalbank in der Leipziger Straße iſt leider gleich dem größten Hotel und dem Cirkus Sidoli das Opfer einer verheerenden Feuersbrunſt geworden. In beiden Straßen halten Juden, Deutſche und Rumänen Kaufläden, wo man alle Bedürfniſſe des eleganten Lebens decken kann. Parfümerieläden, Schuh- und Kleidermagazine, Juwelier- und Uhrmachergewölbe locken durch den Glanz ihrer Waaren, Buchhandlungen haben die neueſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen, rumäniſchen und deutſchen Preſſe zum Verkauf, hochelegante Konditoreien bieten Erfriſchungen.

In den Vormittagsſtunden bleibt der Verkehr ziemlich ſchwach. Um zwölf Uhr pflegt die feine Welt das Frühſtück zu nehmen, um fünf Uhr das Mittageſſen, hierauf beginnen die Einkäufe und die Spazierfahrten. Ziel derſelben iſt faſt ſtets die Chauſſee Kiſſeleff, die außerhalb der Stadt gelegene Fortſetzung der Siegesſtraße. Inmitten anmuthiger Parkanlagen führt die Straße dahin, bis ſie ſich nach etwa einer Stunde in Wieſen und Felder verliert. Das iſt das Paradies der eleganten Bukareſterinnen. Hier rollt man in der Birja (Miethswagen) oder in der eigenen Equipage auf und ab, beobachtend, ſich beobachten laſſend, kokettirend und die neueſten Pariſer Toiletten zur Schau tragend. Und die Bukareſterin iſt eine Königin der Toilette, weit übertrifft ſie hierin die Budapeſterin und die Wienerin, von der Berlinerin gar nicht zu reden! Freilich koſten die Toi-

letten der schönen Bukaresterinnen viel Geld und befördern das Glück der Ehen nicht. Doch scheint jetzt eine Wendung zum Besseren eintreten zu wollen. Der übertriebene Kleiderluxus läßt nach, auch um Küche und Haushalt kümmert sich die Bukaresterin gegenwärtig mehr wie sonst. Viele der Damen befleißigen sich, eine treue Gattin ihres Mannes und eine gute Erzieherin ihrer Kinder zu sein, sie haben auch der orientalischen Sitte, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, entsagt, sind somit wirthschaftlicher geworden.

Im Herbst und im Winter ist die Chaussee Kisseleff noch viel interessanter, als im Frühjahr. Will dann ein Fremder mit einem Male die bedeutendsten und bekanntesten Persönlichkeiten, als da sind Minister, Gesandte, Senatoren, sowie die schönsten Frauen der Gesellschaft kennen lernen, so hat er sich nur am Nachmittag zur Chaussee Kisseleff zu begeben. Seine Wißbegierde wird hinlänglich Befriedigung finden, denn dann ist die feine Welt von ihren Gütern nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Im Winter ist das Treiben ganz besonders fesselnd. Die Birjars (Kutscher) haben sich in ihre Pelze gehüllt und die zarten Gestalten der Damen ruhen in kostbarem Pelzwerk vergraben. Da draußen beim Wäldchen Baniassa aber, am Ende der Chaussee, heulen die Wölfe, sie dringen sogar im Juni noch bis zur Meierei Botsch vor. —

Da bereits über die eleganten Bukaresterinnen gesprochen worden ist, so sei hier noch Einiges wohlmeinend über die Zukunft des weiblichen Geschlechtes in Rumänien gesagt. Man möge im ganzen Lande und in allen Ver-

hältniſſen darnach trachten, das lange Zeit als Vorbild verehrte franzöſiſche Weſen endgiltig durch das deutſche zu erſetzen. Franzöſiſcher Leichtſinn und franzöſiſche Frivolität ſind denn doch keine guten Lehrmeiſter für ein ſich entwickelndes Volk, deutſche Ruhe, deutſche Philoſophie und deutſche Gründlichkeit müſſen da ungleich ſegensreicher wirken. Dabei wäre natürlich das eigene rumäniſche Leben ſorgfältig zu pflegen, rumäniſche Poeſie und Muſik ſtets zu beachten. Man leſe jedoch fleißig die von Negruzzi überſetzten Schiller'ſchen Stücke und man ſende die jungen Mädchen nicht in franzöſiſche, ſondern in deutſche Penſionate. Die inländiſchen Penſionate ſollten mehr für die körperliche Entwickelung der Jugend thun. Anmuth iſt in Rumänien beiden Geſchlechtern niemals abzuſprechen, wohl aber Kraft, ſowie die darauf beruhende Luſt zur Arbeit und die Fähigkeit der Selbſtbeherrſchung. Selbſt die Lebensweiſe nach ſüdländiſcher Art könnte ein wenig geändert werden. Thöricht wäre es, das ſüße Hineinleben in die Nacht zu verurtheilen, es iſt durch das Klima bedingt, man ſtehe jedoch frühzeitiger auf, gemäß dem Sprichwort: „Morgenſtunde hat Gold im Munde", und man wird ſehen, daß die Morgenarbeit beſſer ausfällt, als die Arbeit des Mittags. Am Nachmittag möge man ruhen. Die Befolgung ſolcher Rathſchläge dürfte jedenfalls die ziemlich große Zahl von Eheſcheidungen und unzufriedenen Ehen verringern, ſie wird auch in Rumänien das Heirathen aus Liebe ermöglichen, das bis jetzt in den oberen Ständen eine Seltenheit iſt.

Das Nachtleben iſt ein äußerſt bewegtes. Da er-

glänzen in den Hauptstraßen große, elegante Kaffeehäuser, alle sind bis nach Mitternacht stark besetzt; in den Nebenstraßen tönt das Wagengerassel noch länger fort. Für dramatische und musikalische Genüsse scheint in Bukarest auch gut gesorgt zu sein. Das Nationaltheater wurde 1852 eingeweiht und dient seit 1879 hauptsächlich rumänischen Künstlern. Die Operette führt man bereits in der Landessprache auf, neuerdings hat man sogar begonnen, der Oper Eingang zu verschaffen. Die Saison beginnt am 1. Oktober, die Leitung des Hauses besorgt ein auf Vorschlag des Unterrichtsministers ernannter Direktor, dem ein Comité von sieben Mitgliedern zur Seite steht. Wer ernste, klassische Musik liebt, der hört Kirchenkonzerte oder die philharmonischen Konzerte im Athenäumssaale an. Man pflegt daselbst hauptsächlich die klassische deutsche Musik, das Orchester setzt sich aus den bedeutenderen Lehrern des Konservatoriums, aus ihren besten Schülern und aus fremden Künstlern zusammen.

Auch wenn Jemand den Tanz der Musik vorzieht, hat er in Bukarest keine Ursache zum Klagen. An der Dimbowitza wird ebenso viel und sicherlich viel feuriger getanzt, als in den anderen europäischen Metropolen. Die Zahl der Hausbälle übertrifft die der Sterne am Himmelsgewölbe, öffentliche Bälle finden besonders im Saal Dacia, im Saal Bossel und in dem der Concordia großen Anklang. Als besonders vornehm gelten zwei oder drei Bälle der Großen Oper, obenan stehen natürlich die Hofbälle. Es gibt deren in der Regel jeden Winter zwei, als besuchtester erweist sich der erste, der zweite nimmt

weniger Beſucher auf, vereinigt aber das beſte Publikum. Um die ſchöne nationale Hausinduſtrie zu heben, zeigt ſich die Königin mit ihren Ehrenfräulein, wie bei allen ſonſtigen öffentlichen Feſtlichkeiten, in der maleriſchen Volkstracht, und veranlaßt dadurch die Bukareſter Geſellſchaft, ihrem Beiſpiel zu folgen. Das ſich dann darbietende Bild dürfte an Glanz, Schönheit und Originalität von keinem anderen ähnlichen erreicht werden, es bleibt Demjenigen unvergeßlich, der bisher bei derartigen Anläſſen an die unbequemen und unſchönen Modekleidungsſtücke gewöhnt geweſen iſt.

Nachdem wir jetzt geſehen haben, wie die feine Welt in Bukareſt lebt, wollen wir kurze Streiflichter auf die ſo überaus feſſelnden Volkstypen werfen. Gleich beim Verlaſſen des Bahnhofes kann der Reiſende die Bekanntſchaft eines der hervorſtechendſten Volkselemente machen: des Birjar. Der Birjar iſt der Bukareſter Fiaker, der rumäniſche Droſchkenkutſcher, der Gentleman unter ſeinen Genoſſen. Nicht in geſchmackvoller Uniform wie die norddeutſchen Gefährten, und nicht ſo keck und betrunken wie ſeine Wiener Konkurrenten, zeigt er ſich dem Reiſenden, aber der Bukareſter Birjar verfügt über hohe, glänzend geſtriegelte, gut genährte Thiere, mit denen er wie ein Sturmwind daherjagt. Und dabei achtet er noch des leiſeſten Zeichens Seitens des Fremden. Tippt ihm der Fahrgaſt mit Schirm oder Stock auf die rechte Schulter, ſo biegt er rechts ab, verſetzt man ihm einen freundſchaftlichen Rippenſtoß in die linke Flanke, ſo verſchwindet das Gefährt nach links, legt man liebevoll die Handfläche auf

Digitized by Google

seinen Rücken oder zieht man mit dem Finger eine Linie von oben bis unten, so hält er wie angewurzelt. Der Mann fährt viel geschwinder als seine Kollegen in Budapest und Wien, sein Wagen könnte jeder Grafenfamilie zur Ehre gereichen. Und dazu die außerordentlich niedrige Fahrtaxe: einen Lëu*) für eine Fahrt, zwei Lëi die Stunde. Sollte ja einmal einer der Herren Neigung zur Revolution verspüren, so gebe man ihm einfach seine Visitenkarte und bedeute ihm, er möge sich auf dem Polizeiamt beklagen.

Die schöne Tracht dieser Kutscher besteht aus einem dunkelblauen oder grünen langen Sammetrock, einer rothen, blauen oder weißen Schärpe und einer niedrigen russischen Mütze. Die Birjars gehörten früher sämmtlich der russischen Sekte der Lipovener oder Skopzen an. Aus Rußland vertrieben, ließen sich diese Leute in Rumänien ungestört nieder, hier in eigenen Bethäusern ihren Gebräuchen huldigend und das Geschäft der Lohnkutscher völlig unübertroffen betreibend. Die guten Einnahmen der Lohnkutscher veranlaßten Magyaren und Siebenbürger Rumänen, die gleiche Tracht anzulegen, beide Gruppen sind indessen in allem Uebrigen streng geschieden. Beide haben Versicherungsgesellschaften gebildet, aus deren Kassen Demjenigen ein Pferd gekauft wird, der durch den Tod eines solchen Thieres in die Gefahr gekommen ist, brodlos zu werden. Die vielen Vorzüge des Birjars und die Gewohnheit — früher waren die Straßen so schlecht und schmutzig, daß man zu fahren gezwungen war — haben

*) 1 Lëu = 80 Pfennige.

es mit ſich gebracht, daß es noch heute zum guten Ton gehört, ſelbſt die kleinſte Strecke fahrend zurückzulegen. Die Pferdebahn wird wenig beachtet und wenig benützt.

Weit weniger elegant als der Birjar tritt der Melonenhändler auf. Seine Tracht beſteht aus einem weiten Leinenhemd, einer rothen Schärpe, Stiefeln oder Sandalen. Die Anzahl ſeiner köſtlichen Früchte iſt ſo groß, daß man Bukareſt die Melonenſtadt nennen könnte. Und wie ſüß ſind die gelben Zuckermelonen, wie ſaftig die grünen Waſſermelonen, wie billig beide! Der gemeine Mann lebt ja faſt von ihnen während des Sommers, 8 bis 16 Pfennige entrichtet er für ein Stück. Außer dem Melonenhändler der Bretterbude gewahren wir noch den herumziehenden. Der Mann ißt ſein Brod wirklich im Schweiße ſeines Angeſichts. Ein gebogener Trageſtock, an deſſen Enden zwei Körbe mit je zehn Melonen hängen, belaſtet ſeine Schulter, und doch weckt er ſchon in aller Frühe die Schläfer durch ſeinen Ruf und zieht den ganzen Tag unermüdlich herum. Mit ſeinem Geſchrei vermiſcht ſich das der Händler, die mit Hühnern, Gänſen, Paradiesäpfeln, Gurken, Rüben, Milch und Caſcaval, dem beliebten Schafkäſe, hauſiren. Durch ihre Bemühungen bleibt es den Köchinnen erſpart, den Fuß auf die Straße ſetzen zu müſſen.

Auch andere fleißige Leute dienen der Bequemlichkeit des Haushaltes. Da iſt der Sagatſchj. Er verſorgt ſo lange die Hauptſtadt mit Waſſer, bis die viele Millionen koſtende Waſſerleitung vollendet iſt. Gegenwärtig führen noch Hunderte von Sagatſchj mittelſt ihrer kleinen, gut

genährten Pferde und ihrer zweiräderigen Karren das nöthige Trinkwasser aus der Dimbowitza oder aus Filaret und aus den guten, durch die Dimbowitzaregulirung entstandenen Quellen herbei. Das Dimbowitzawasser muß freilich erst filtrirt werden, sonst gelingt es dem die heiße, lehmige walachische Ebene durchziehenden Flusse nicht, das vielcitirte Sprichwort zu rechtfertigen:

„Dimbowitza, süßes Wasser,
Wer von dir getrunken, geht nicht wieder fort."

Interessant dürfte der Hinweis sein, daß der Name der Wasserverkäufer türkisch ist, und daß die Behörde von Bukarest gleich der von Konstantinopel die Sagatschi verpflichtet hat, bei Feuersbrünsten unentgeltlich löschen zu helfen. Glücklicherweise sind die braven Feuerlöschmänner von Bukarest nicht so verwilderte, verwahrloste, raublustige Gesellen, wie ihre Kollegen von Konstantinopel.

Auffallend wirkt ferner in der Reihe der orientalischen Erscheinungen der Kohlenhändler; auch er trägt seine Waare in zwei herabhängenden Körben. Neben ihm zeigt sich die Zigeunerin; ihre glühenden Augen suchen Denjenigen, der ihr das Blumenkörbchen leeren soll. Sehr häufig trifft man auch den Bragatschi. Er verkauft ein süßes, trübes Getränk, das seinen Ursprung der Kleie verdankt. Ihm geht zur Seite der Rahatschi, der Spender der orientalischen Süßigkeiten und des Salep, eines im Winter den armen Mann erwärmenden Getränkes.

Die von den Eingeborenen gern besuchten nationalen Restaurationen werden dem Fremden manches Anziehende bieten. So die türkische Lieblingsspeise, das Pilaf. Es

beſteht zumeiſt aus Hühnerfleiſch, welches in einem Berge von Reis vergraben aufgetiſcht wird. Brathuhn am Spieß bereitet, gebratener Kukuruz (Mais) und gebackener Cascaval (Schafkäſe mit Eiern), in Kraut eingerolltes gehacktes Fleiſch, Rindfleiſch mit allerlei Gemüſe, gefüllter Kürbis u. dergl. wird zwar nicht jedem, aber beſtimmt manchem Ausländer munden. Vor dem Mahle wird ein Gläschen Maſtica oder Tzuike, nach demſelben eine Schale türkiſchen Kaffee's genoſſen. —

Wir haben jetzt auch die Volkstypen vorgeführt und wollen nunmehr von einigen löblichen Inſtitutionen und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten dem Leſer etwas erzählen. Am beſten läßt ſich ein Rundgang an einem der ſchönen Herbſttage unternehmen. Scheint es doch, als ob die Natur dort für den allzu ſchnell verfliegenden Frühling einen bis Weihnachten dauernden Herbſt als Erſatz widme! Dicht beim Mittelpunkt der Stadt finden wir die Piatze, den großen Marktplatz von Bukareſt. Es iſt ein viereckiger Platz; ſeine eine Seite wird charakteriſirt durch eine Reihe von Läden, wo Schuhe und Stiefel feilgeboten werden, die andere Seite prangt mit böhmiſchen Walltüchern, Nationalhemden, Leinwand u. ſ. w. Auf dem Platze ſelbſt gewahren wir Tauſende von Schuhen, Schuhleiſten und ekelhaft riechenden Sandalen, von weißen, ſchwarzen und braunen Pudelhauben, weiterhin zeigen ſich Siebe, Beſen, Fäſſer, Hunderte von Hühnern und Tauben. Daneben ſitzt eine alte Frau — ſie handelt mit falſchen Zöpfen.

Die anſtoßenden, auf den eigentlichen Platz führenden

Gäßchen ähneln einem ewigen Jahrmarkte. Jüdiſche Händler preiſen den zahlreichen Beſuchern dunkelbraune Wachskerzen, Seifen, Portemonnaies, Tücher ſo grell, daß Einem die Augen überlaufen, Bürſten, Spielwaaren, wundervolle Heiligenbilder an; ein Slovake heult ſeine Drahtwaaren aus, die Blumenweiber kreiſchen, Bettlerinnen übertönen ſie und mitten hindurch ſchreitet ſtumm und ernſt ein Bretzelverkäufer. Hinter dieſem Chaos iſt eine Rieſenfläche bedeckt mit den köſtlichſten Gaben der Natur. Da ſieht man die prächtigſten rothen Paradiesäpfel, große grüne Paprikaſchoten, verlockende Gurken, Bohnen, Zwiebelkränze und Erdäpfel, weiterhin locken die feinſten Melonen, Pfirſiche, Birnen, Aepfel, Trauben.

Auf dem anderen Ufer der Dimbowitza treffen wir das herrlichſte Baudenkmal, welches ſich unſere Generation in Rumänien errichtet hat. Das Gotteshaus Domna Balaſcha iſt ein Werk, auf welches Rumänien mit vollem Rechte ſtolz ſein kann; es gehört wohl nicht zu den größten ſeiner Art, wird aber infolge ſeiner klaſſiſchen Schönheit, der außerordentlichen Sorgfalt und des zur Schau getragenen Reichthums einen Jeden zur Bewunderung hinreißen. Die Kirche gehört zu den wohlthätigen Stiftungen der Familie Brancovan, ſie ſteht inmitten der köſtlichſten Gartenanlagen neben dem Brancovanſpital und dem gleichnamigen Aſyl. Nicht oft genug kann hervorgehoben werden, daß Rumänien die Bezeichnung des Landes der Wohlthätigkeit verdient. Wahrlich, in dieſer Hinſicht könnten ſich unſere weſteuropäiſchen Staaten an dem öſtlichen Reiche ein Vorbild nehmen! Welches Volk darf mit

Stolz verkünden, daß in ſeinem Lande jeder Leidende unentgeltlich im Krankenhaus verpflegt wird, daß es von Aſylen und wohlthätigen Anſtalten im Lande wimmelt, daß der geſammte Schulunterricht eine unentgeltlich ertheilte Gabe iſt?

Tritt man aus der Domna Balaſcha, ſo vermögen die übrigen Kirchen nicht mehr zu entzücken. Die Metropolitankirche iſt zwar ſehr groß, bietet jedoch nichts Beſonderes; der denkwürdige Koltzathurm, erbaut von den tapferen Kriegern Karl's XII., verfällt, die ſchöne Sarindarkirche am Boulevard ſoll abgetragen, die Kirche St. Spiridon, wo vormals die Fürſten geſalbt wurden, ſoll erneuert werden, und es bleiben ſomit nur die proteſtantiſche und die römiſch-katholiſche Kathedrale St. Joſeph als ſtattliche Gotteshäuſer übrig. Hiſtoriſch intereſſanter, als ſie alle, iſt die kleine Bucurkapelle an der Dimbowitza, angeblich von Bucur, dem Gründer der Stadt, erbaut. Viele meinen freilich, der Mann habe nie gelebt, gewiß iſt, daß altrömiſche Blockhäuſer hier ſtanden, und daß Bukareſt ſeit 1387 zum Winteraufenthalt der walachiſchen Fürſten gedient hat.

Wer die Stadt überſehen will, der ſteige zu dem Hügel der Metropolitankirche hinauf. Eine ſeltſame Rundſchau! Rings herum ein Meer von weißen, braunen und gelben Häuſern, Kirchen ſteigen allerorts empor, ihre Thürme und Dächer funkeln im Sonnenſchein, daß es eine wahre Luſt iſt, dazu umfängt ein Heer von Gärten die ganze Niederlaſſung und weiter hinaus zeigen ſich Weinberge und das Zuchthaus Vakareſchti, ein ehemaliges

Digitized by Google

Kloſter. Kein Lärm dringt herauf, die alte Kirche ragt ſtattlich und ernſt in die Luft und nur in dem Garten des Metropoliten ſingen die Vögel ihre ſüßen Lieder. Unweit davon ſteht das bisherige Parlamentsgebäude, ein niedriger, unſchöner Bau, der vor wenigen Jahren durch einen Brand unſäglich litt, und welcher jetzt ſeinen Werth verliert, da man ein Prachtparlament für 15 Millionen Lëi aufführt.

Den Metropolitanhügel verlaſſend, gelangen wir durch ſchmutzige, ungepflaſterte Straßen. In ihnen haust das Völkchen der deutſchen Handwerker. Während die Rumänen es lieben, eine elegante Wohnung ſelbſt bei ſchlechter Koſt zu beſitzen, zieht der Deutſche ein elendes Quartier vor, ſo lange er nur noch Tabak und Branntwein oder Bier darin genießen kann.

Inmitten der „Freudenſtadt" liegt Tſchismedſchiu, ein liebliches Stück Erde. Man kommt von der ſchönen, großen proteſtantiſchen Kirche und betritt den Ort nach Paſſirung einiger mit Villen beſetzter Straßen. Tſchismedſchiu ähnelt dem Budapeſter Stadtwäldchen, es deckt ſich völlig mit dem Wiener Stadtpark. Schöne Trauerweiden beſchatten mit ihren langen Zweigen das Waſſer eines großen Teiches. Hell und glänzend ruht der weite Spiegel im Sonnenlicht, am ſüdlichen Ende ſchaukelt er einige Kähne. Im Winter wird das anders ſein. Sobald ſich die weite walachiſche Ebene in ein weißes Leichentuch hüllt, wird die vornehme Welt anfahren, um auf Schlittſchuhen die glatte Eisfläche ſchwebend zu durchmeſſen.

Digitized by Google

Außer Tſchismedſchiu verfügt Bukareſt über den erzbiſchöflichen Garten in der Calea Victoriei und über den St. Georgsgarten. Beide ſind mit ihren ſtattlichen Bäumen und ihren gutgepflegten Raſenteppichen im Sommer wahre Erquickungsorte der Bevölkerung. Uebrigens iſt Bukareſt, wie ſchon erwähnt, nicht mehr das Gewirr ſchmutziger Baulichkeiten, nicht mehr das fieberreiche, waſſerarme orientaliſche Neſt, wie früher. Es verdient mit vollem Recht den Namen „die Villenſtadt". Die Zahl der ſchönen Landhäuſer iſt eine unglaublich große, und dabei hilft die Natur dem Glanze und der Schönheit. In den Gärten der Vermögenden leuchten im Sonnenſchein die Früchte des Orangenbaumes, lockt die Citrone und wiegt ſich die bereits Mitte Auguſt zur Reife gelangte Traube. Und auch die den Aermeren gehörenden Vorſtädte beſitzen einen unſagbaren Reiz. Es iſt ſtill in ihren Gaſſen, hier ein grunzendes Schwein, dort ein Hund, aber die Häuſer ſind freundlich, ein jedes von ihnen verfügt über einen kleinen Garten mit Sonnenblumen und Gemüſe, und hier und da erblicken wir ein dunkeläugiges Weib, eine Purpurroſe in dem ſchwarzen Haar.

Von den Punkten in der Umgebung der Hauptſtadt iſt beſonders einer reizvoll: das Aſyl Helena, ein edles Werk edler Menſchen. Bereits im 18. Jahrhundert vermachte der fromme Metropolit Filaret ein bedeutendes Vermögen zum Beſten der armen Waiſenkinder, allein für dieſelben wurde nie recht geſorgt, ſo daß es der hochherzigen Gemahlin des Fürſten Cuſa vorbehalten blieb, tauſend Dukaten zum Bau eines Waiſenhauſes zu ſpen-

den und im ganzen Lande Sammlungen zu veranstalten. Der General Dr. Davila übernahm mit seiner gleich edlen Gemahlin die Leitung dieses Hauses des Friedens, er führte sie bis zu seinem Ende. Als Fürstin Helena das Land verließ, trat eine bedenkliche Lücke ein, doch die Königin übernahm das Protektorat, und der Ausbau des Asyls fand statt. Gegen 300 weibliche Zöglinge weilen im Institut, sie werden in Handarbeiten, fremden Sprachen, Musik, Malerei unterrichtet, theilweise auch zu barmherzigen Schwestern herangebildet oder verheirathet.

In den ausgedehnten Gartenanlagen des Asyls Helena tritt uns in erhabener und bezwingender Schönheit Grabmal und Denkstein des Davila'schen Ehepaares entgegen, seitwärts ziehen sich Kiefern, Tannen, Farrenkräuter hin, sie geben im Verein mit Laubbäumen ein malerisches Gemisch. Wir schreiten weiter und halten plötzlich inne. Ein niedriger Grabhügel mit schlichter Tafel bezeichnet den Ort, wo die Königin Elisabeth ihr einziges Kind gebettet hat. Es war wohl einer der schönsten und erhabensten Gedanken der königlichen Dichterin, daß sie den Wunsch aussprach, die sterblichen Reste ihres geliebten Töchterleins möchten dem Schutze der Waisen anvertraut werden. Eine kleine Kapelle schließt den Hintergrund ab, Rosen zieren das Grab, seitwärts steht eine einfache Ruhebank. Und flüsternd geht es in Bukarest von Mund zu Mund, daß noch heute die hohe Frau hier oft Stunden lang weilt, in Erinnerung an das geraubte Kleinod versinkend und seinem Andenken heiße Thränen widmend.

Mannigfaltiges.

Wider Befehl. — Kurz vor der glorreichen Schlacht bei Leuthen gewahrte Friedrich der Große während einer Marschpause einen jungen, kaum aus dem Pagencorps entlassenen Kornet, der sich bereits wiederholt bei feindlichen Zusammenstößen auf das Muthigste bewiesen und bei dem letzten sogar eine nicht unbedeutende Verwundung am linken Arm davongetragen hatte, die nach dem Ausspruch des Arztes längere Schonung und Pflege nothwendig machte. Zu diesem Zweck hatte der König, der große Stücke auf den muthigen und offenherzigen Jüngling hielt, den Kornet in einer größeren Stadt zurückgelassen, und erstaunte nicht wenig, den jungen Patienten, dessen Aussehen seinen leidenden Zustand nicht zu verhehlen im Stande war, den kranken Arm in der Binde, unter den vorrückenden Truppen anzutreffen. Friedrich winkte dem jungen Menschen heranzukommen.

„Ist Er des Teufels?" fuhr er ihn an. „Weshalb ist Er nicht im Quartier geblieben, um sich auskuriren zu lassen?"

„Weil ich es nicht aushalten konnte, meine Kameraden ohne mich unter den Augen Eurer Majestät eine Schlacht gewinnen zu lassen!" war die freimüthige Antwort des Kornets.

„Ist Er unserer Sache so sicher?" meinte der König. „Aber hat Er auch bedacht, daß Sein Leichtsinn mir einen braven Offizier, Seinen Eltern einen Sohn kosten kann? Was?"

Der Kornet senkte die Augen zu Boden. „Majestät," sagte

er dann mit halbem Lächeln, „in unſer Aller Adern rinnt Soldatenblut.“

„Er ſoll das ſeine aber nicht unnütz opfern,“ meinte der Monarch. „Hör' Er; etwa eine halbe Stunde von hier paſſiren wir eine Brücke; ſeitwärts zweigt ein Weg nach dem Rittergut H. ab; dort mag Er ſich einquartieren, bis Er ſich ſtark genug fühlt, nachzukommen.“

„Majeſtät —“

„Nichts da, ich bin es Seinen Eltern ſchuldig. Ich befehle Ihm, nicht einen Schritt weiter, als bis zu jener Brücke mitzugehen! Verſtanden?“

Der Kornet ſalutirte. „Zu Befehl, Majeſtät!“

Einen Tag nach dieſem Vorfall errangen die preußiſchen Waffen den Sieg bei Leuthen; unter den Namen des Rapports, in dem der König ſich von bewieſener Bravour Einzelner während des Kampfes berichten ließ, befand ſich, beſonders vorgemerkt, auch jener des Kornets v. B., den Friedrich ſich jetzt erinnerte, auf dem Vormarſch zurückgehalten zu haben.

Von einem Kreiſe höherer Offiziere umgeben, empfing Friedrich noch am ſelben Tage den jungen Mann, der freilich noch übel genug ausſah, aber diesmal ohne Schramme davon gekommen war.

„Kornet v. B.,“ redete der König den jugendlichen Krieger an, der in ehrfurchtsvoller ſoldatiſcher Haltung vor ſeinem König ſtand, „Er hat ſich brav gehalten; übermorgen erhält Er Sein Lieutenantspatent.“

„Ich danke Eurer Majeſtät,“ erwiederte der Jüngling, „ich that nur meine Pflicht wie Alle.“

„Das that Er nicht, Kornet v. B.,“ unterbrach ihn der König ſcharf; „die erſte Pflicht gegen Seinen Kriegsherrn iſt Gehorſam, und da Er meinen Befehl mißachtet, ſpaziert Er zunächſt als Kornet in Arreſt und erſt als Lieutenant wieder heraus. Hat Er gehört?“

Digitized by Google

„Ja, Majeſtät," erwiederte B. „Ich möchte indeſſen die Bemerkung unterthänigſt wagen, daß ich Eurer Majeſtät allergnädigſtem Befehl nicht zuwider gehandelt, und ein ſolches Beginnen für eine Schande anſehen würde."

„Was ſagt Er da?" rief Friedrich zornig. „Habe ich Ihm nicht befohlen, keinen Schritt weiter als bis zur Brücke mitzugehen?"

„Allerdings, Majeſtät," entgegnete der angehende Lieutenant, „und ich habe auch den Willen meines Königs durchaus reſpektirt. Dicht vor der Brücke habe ich mich auf einen Pulverwagen geſetzt und bin weiter gefahren, bis es zur Schlacht ging."

Eine kaum unterdrückte Heiterkeit ging durch die Umgebung des Monarchen, Friedrich ſelber konnte ſich des Lachens nicht erwehren.

„Das war ein ſchlauer Streich," meinte er, „und da muß ich Ihn wohl ſchon heute Lieutenant ſein laſſen und Ihm den Arreſt ſchenken. Aber weiß Er was?" fügte er hinzu, mit leichtem Schlag die Wange des jungen Helden ſtreifend, „Seine Eltern hätten Ihn doch lieber Advokat werden laſſen ſollen." —

Der junge v. B. fügte ſeinen erſten Waffenthaten ſpäter noch eine Reihe glänzender Beweiſe des Muthes und der Tüchtigkeit hinzu und erreichte einen der höchſten Poſten des preußiſchen Heeres. H—d.

Ueber lebendig Begrabene iſt ſchon Vieles geſchrieben worden, wenig bekannt aber dürfte ſein, daß dieſes Schickſal u. A. auch die Mutter Walter Scott's, des berühmten engliſchen Romandichters, betroffen hat. Allein es iſt geſchichtlich beglaubigt, daß dieſelbe, während ſie nur ſcheintodt war, von den Aerzten für todt erklärt und in der Familiengruft der alten Pfarrkirche beigeſetzt wurde. Der Todtengräber des Ortes ſchlich ſich in der folgenden Nacht in das Gewölbe, öffnete den Sarg und ſtahl mehrere der koſtbaren Juwelen, welche der Sitte jener Tage

gemäß dem Leichnam mit in's Grab gegeben worden waren. Als der gewissenlose Dieb einige Ringe nicht von den Fingern der Todten abzustreifen vermochte, nahm er sein Taschenmesser und schnitt das Fleisch ab. Die plötzliche Verwundung und der Schmerz brachte die Scheintodte zum Bewußtsein und entsetzt öffnete sie die Augen und versuchte sich emporzurichten. Da sträubte sich des Schurken Haar und mit dem gellenden Schrei eines plötzlich verrückt Gewordenen stürzte er aus dem Gewölbe hinaus und verursachte dadurch das Herbeieilen von Leuten und die Rettung der Begrabenen. Sie lebte darnach noch viele Jahre lang und hatte durchaus keine gesundheitsgefährlichen Folgen jener furchtbaren Begebenheit zu tragen; erst fünf Jahre nach derselben gab sie ihrem nachmals so berühmt gewordenen Sohne das Leben.

Auch die Mutter des Generals Putnam, der sich während der Revolution so sehr auszeichnete, lag bereits als todt im Sarge; beim Beginn des Leichenbegängnisses erwachte sie. Das war sechs Jahre vor der Geburt ihres Sohnes.

Drei junge Mediciner hatten einst von einem Mann, der das Ausgraben von Leichen für anatomische Zwecke als Geschäft betrieb, den Körper eines jungen Mädchens gekauft, und begaben sich eines Abends nach dem Secirzimmer ihrer Schule, um ihre Studien daran zu machen. Einer der Studenten hatte bereits das Messer angesetzt, als er plötzlich wie von einem Zauber gebannt innehielt. Das Mädchen war nach der erhaltenen Angabe an einem Herzfehler gestorben und hatte seit etwa zwanzig Stunden in ihrem Familienbegräbniß gelegen. Der junge Student hob den Arm etwas in die Höhe und bemerkte, daß derselbe nicht kalt war. Auch die Muskeln waren ziemlich weich und zeigten nur den Zustand des Starrkrampfes. Dann schlug er das eine Augenlid zurück und fand in dem Auge nichts von dem glasigen Blick, der Leichen eigenthümlich ist. Nun setzte er das Stetho-

ſkop an und war bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch Leben in dem Körper ſei. Er rief Beiſtand herbei, ließ die bereits Begrabene ſorgſam in warme Decken hüllen und nach dem nahen Hauſe eines ſeiner Profeſſoren bringen. Die Verwandten wurden herbeigeholt, und nach kurzer Zeit war das Mädchen in der That zum Leben zurückgekehrt und gelangte auch wieder in den Vollbeſitz ihrer Geſundheit. Mehrere Jahre ſpäter heirathete ſie jenen Studenten, der erſt vor mehreren Jahren als Präſident der mediciniſchen Fakultät der Univerſität Philadelphia ſtarb. Seine Wittwe lebt noch heute bei dem jüngſten ihrer vier Söhne.

Dr. Julius L. Reek.

Der württembergiſche Wolf. — Daß ein einzelner Wolf ein ganzes Königreich noch in der jüngſten Zeit in Aufruhr und Schrecken bringen konnte, ſollte man kaum glauben, und doch gelang dies einem Wolfe, der im Jahre 1845 im Spätherbſt plötzlich in den Bezirken Württembergs auftauchte, welche zwiſchen Stuttgart und der badiſchen Grenze liegen. Man merkte die Anweſenheit dieſes ſo außerordentlich ſeltenen Gaſtes daran, daß beſtändig niedergeriſſene und verletzte Schafe, ſowie auch Rehe und anderes Wild gefunden wurden, und die Forſtbeamten erhielten daher den Auftrag, das Thier zu erlegen. Der Wolf aber war ein merkwürdig ſchlaues Thier und wechſelte täglich zehn bis zwölf Wegſtunden weit, ließ ſich abſolut nicht einkreiſen und brachte die Forſtbeamten und das Publikum zur Verzweiflung, denn täglich mehrten ſich die Nachrichten von dem durch den Wolf angerichteten Schaden und insbeſondere über die von ihm zerriſſenen Schafe. Täglich brachten die Zeitungen Notizen über das Treiben des Wolfes, und im ganzen Lande wurde eifrigſt über die Frage debattirt, ob man es denn wirklich mit einem Wolfe, oder nicht vielmehr mit irgend einem anderen Unthier zu thun habe. Die Forſtbeamten kamen natürlich bei dieſen Debatten ſchlecht weg. Man warf ihnen Saumſeligkeit vor und

fand es unbegreiflich, daß es ihnen nicht gelingen wollte, einen einzelnen Wolf zu tödten. — Es wurde daher im Frühjahr des Jahres 1846 ein Massenaufgebot angeordnet, und wo sich der Wolf nur zeigte oder seine Anwesenheit bemerkt wurde, da that sich Alles zusammen, was nur einen Schießprügel oder sonst eine Mordwaffe zu schleppen vermochte, und ging dem Wolfe nach. Den Wolf aber erwischten sie nicht. Dafür wurden indeß zahlreiche Hunde erschossen. Ueberhaupt fielen eine Masse großer Hunde der Wolfswuth zum Opfer. Die Schützen schossen auch aus Versehen auf einander, richteten allerlei Unheil an, und es kam zu Feindschaften, zu Prozessen und zu mancherlei Mißhelligkeiten, die sämmtlich durch den nichtswürdigen Wolf hervorgerufen waren. — Im Sommer 1846 schien der Wolf plötzlich verschwunden. Er war wahrscheinlich nach Baden hinüber gewechselt. Jetzt erhoben sich, als er gar nicht mehr aufzufinden war, neue Stimmen, welche behaupteten, daß der Wolf eigentlich gar kein Wolf, sondern wahrscheinlich nur irgend ein verwilderter Hund sei. Bald aber wurden auch wieder die gegentheiligen Stimmen laut, als plötzlich im Spätherbst 1846 Isegrim wieder auftauchte und von Neuem die Schafheerden zu dezimiren begann. Es erhielten die Schäfer daher das Recht, stets bewaffnet umherzugehen. Der Heerbann des Landes wurde wieder aufgeboten, der Wolf auch mehrmals gesehen, aber leider immer gefehlt. In Wolfsgruben und -Fallen ging er auch nicht, und ganz Württemberg gerieth schließlich außer sich über einen Wolf, welcher das ganze Land so zum Narren hielt. — Die gerade tagende Ständeversammlung beschäftigte sich sogar mit dem Wolfe in einer Sitzung, in welcher ein Mitglied, der Freiherr v. B., dadurch stürmische Heiterkeit erregte, daß er den Antrag stellte, über die Erlegung des Wolfes in geheimer Sitzung zu berathen, damit der Wolf nicht etwa Nachricht von den gegen ihn geplanten Unternehmungen erhalte. Es wurde der Antrag gestellt, die

Einwohnerschaft eines ganzen Kreises aufzubieten, die den Wolf einkreisen und auf jeden Fall tödten sollte. Aber vom Standpunkt der Opportunität aus verwarf man diesen Antrag, weil er zu viel Umständlichkeiten und Kosten verursacht hätte; man setzte vielmehr auf die Erlegung des Wolfes einen Preis von fünfundsiebenzig Gulden, auf das Aufspüren und Einkreisen desselben wurden Prämien von zehn und fünfzehn Gulden ausgesetzt. — Aber der Herbst und Winter 1846 vergingen, ohne daß man des Wolfes habhaft wurde. Seine Räubereien dauerten fort, wiederholt wurde er von Jagdgesellschaften gesehen, es wurde auch nach ihm geschossen, aber er schien gefeit zu sein und sich mit Zauberkünsten „festgemacht" zu haben. — Endlich im März 1847 wurde das Unthier von dem Forstwart Keppler von Kleeborn in dem Stromberge, der sich von der badischen Grenze bis gegen Heilbronn hinzieht, eingekreist. Keppler trieb sofort eine Anzahl von Schützen auf, welchen es auch glücklich gelang, den Wolf zu erlegen. Ganz Württemberg war über seine Tödtung erfreut, insbesondere aber die Gegenden, die er so lange unsicher gemacht hatte. Die Leiche des Räubers wurde nach Stuttgart gebracht und dort gegen Eintrittsgeld, dessen Ertrag zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde, längere Zeit hindurch ausgestellt. Es war ein sechs bis acht Jahre alter Wolf, der fünfundsiebenzig Pfund Gewicht hatte und $2^3/_4$ Fuß hoch war. Nicht weniger als anderthalb Jahre lang hatte er das ganze Land in Aufruhr gehalten, bis es gelungen war, ihn aus der Welt zu schaffen. A. O. Kl.

Ein Prinzenerzieher. — Der Herzog St. Maure von Montausier war der Erzieher des Dauphins von Frankreich, des Sohnes Ludwig's XIV., ein sehr verantwortungsvolles und schwieriges Amt. Einst hatte er den Dauphin, der sehr unartig gewesen war, am Arme gefaßt, um ihn zu seinem Stuhle zu führen.

„Sie schlagen mich?“ rief der erzürnte Prinz und wandte sich rasch an seinen Kammerdiener. „Bringe mir ein Paar Pistolen!“

Dieser zögerte und blickte furchtsam auf den Herzog.

„Gehorche Seiner Hoheit!“ sprach St. Maure. Dann nahm er die gebrachten Waffen, welche scharf geladen waren, und reichte sie dem Kronprinzen. „Was wollen Sie nun damit machen?“ fragte er einfach. Sein Zögling brach in Thränen aus und stürzte sich ihm unter Betheuerungen der Reue zu Füßen. Der Herzog hob ihn auf, küßte ihn und rief: „Da sehen Sie, wohin ungezügelte Leidenschaftlichkeit führen kann!“

Einst führte er den Thronerben in die elende Hütte eines Landmannes. „Mein Prinz,“ sagte er, „hier lernen Sie das Leben und Ihre Pflichten kennen. In diesem beschränkten Raume, kaum gegen Wind und Wetter geschützt, lebt eine ganze Familie, die unabläßig arbeiten muß, um im Schweiße des Angesichtes das Gold zu erzeugen, von welchem Ihre Paläste schimmern!“ — Als er sein Erzieheramt niederlegte, beurlaubte er sich vom Dauphin mit folgenden merkwürdigen Worten: „Sind Sie ein edler Mann, so werden Sie mich lieben; sind Sie es nicht, so werden Sie mich hassen. In beiden Fällen finde ich meinen Trost in mir selbst.“ Kl.

Kaiserliches Vertrauen. — Im Jahre 1815 besuchte Kaiser Franz I. von Oesterreich seine Tiroler Lande, an allen Orten von seinen treuen Landeskindern mit Jubel begrüßt. Zu Innsbruck angekommen, umdrängte eine zahllose Menschenmenge das kaiserliche Gefährt, um den Monarchen aus der Karosse steigen zu sehen, als der Zug vor dem prächtigen alterthümlichen Palaste anhielt. Gewandt schwang sich der Leibjäger vom Bock, dem erhabenen Gebieter beim Aussteigen behilflich zu sein, aber schon war ihm ein kecker Tiroler zuvorgekommen, der den Schlag geöffnet hatte und ehrfurchtsvoll dem Kaiser seine Schulter als Stütze bot. Franz bemerkte, daß herzuspringende Lakaien

Miene machten, den Allzueifrigen zurückzureißen; lebhaft wehrte er ihnen ab. „Laßt den Braven!“ sagte er mit lauter Stimme, „er übt alte Gewohnheit: die Tiroler hab'n halt ihren Kaiser noch nie sitzen lassen!“ Mit diesen Worten erhob er sich aus den Kissen und sich der gebotenen Stütze der Treue bedienend, stieg Kaiser Franz aus, vom brausenden Jubel seines Volkes umwogt. H—d.

Die Lage der Frauen in Korea, dem nordostasiatischen Königreiche, ist eine sehr eigenthümliche. So ist es ihnen untersagt, am Tage das Haus zu verlassen und sich auf der Straße zu zeigen. Im Winter wird dann in der Hauptstadt Se-ul um 7 Uhr, im Sommer um 9 Uhr Abends mit einer Glocke das Zeichen gegeben, daß die Frauen nun ausgehen können, worauf sich sogleich die Straßen mit ihnen füllen, während die Männer nun eilends in die Häuser flüchten, die verspäteten aber ängstlich den Frauen ausweichen und den Fächer vor das Gesicht halten, um den guten Ton nicht zu verletzen. Fr.

Erwiederte Höflichkeit. — Zur Zeit des französischen Direktoriums sandte der Fürst v. L., der Beherrscher eines winzigen, bald darauf von der Landkarte verschwundenen Fürstenthums, eine offizielle Depesche nach Paris, welche folgendermaßen begann: „Seine Durchlaucht, der Fürst v. L., erkennt hierdurch die französische Republik an.“ — Herr v. Talleyrand, der in seiner Eigenschaft als damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten darauf zu antworten hatte, begann sein Schreiben mit den Eingangsworten: „Die französische Republik fühlt sich sehr geschmeichelt, die Bekanntschaft des Fürsten v. L. zu machen.“

—dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 13 1912

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0608

Filmed by Preservation 1992